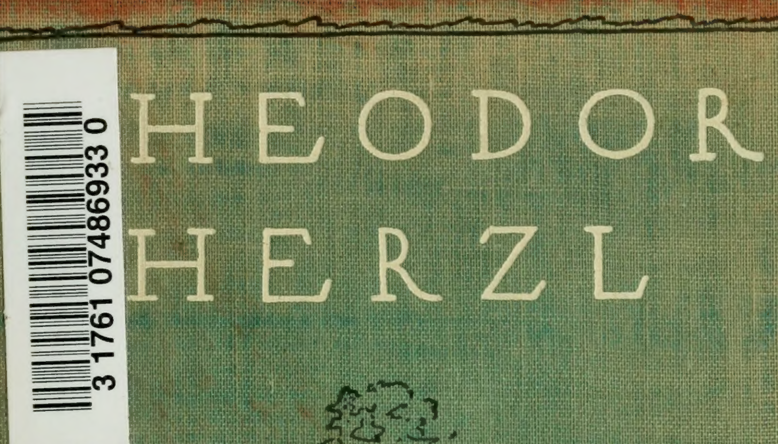
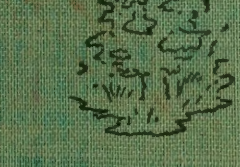


HEODOR HERZL



FEUILLETONS



BAND II

VERLAG
BENJAMIN HARZ





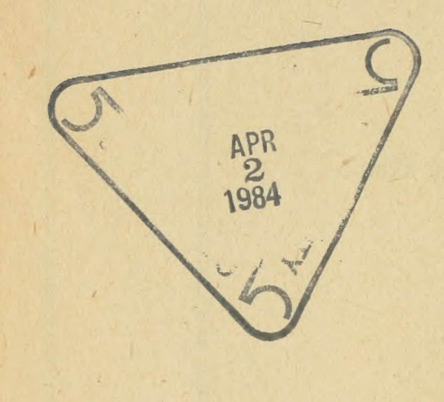
ZWEITER BAND

Theodor Herzl

FEUILLETONS

Zweiter Band

Verlag Benjamin Harz
Berlin Wien


APR
2
1984

Inhaltsverzeichnis

IV. Philosophische Erzählungen.

I

Schwänke des Lokalreporters



Barnums Geist

„Erfahren Sie etwas über Barnum!" sagte mir mein Chef, der Herr Redakteur des lokalen Teiles.

„Barnum?" wagte ich einzuwenden, weil ich die nachmittägliche Tarokpartie schon wieder in Nichts zerfließen sah. „Barnum ist doch tot."

„Aber sein Geist lebt," bemerkte der Vorgesetzte in einem Tone, der keine Berufung an den Verwaltungsgerichtshof zuläßt.

Ich wußte nur nicht, wie das mit dem Geist aufzufassen sei. Vielleicht ein Epigramm? Bei einem Chef ist alles möglich. Darum fragte ich vorsichtig:

„Meinen Sie Barnum in der Politik, Barnum in der Kunst oder Barnum in der Literatur? Ankündigung ist alles. Man muß das Publikum so lange mit der Anpreisung einer Sache belästigen, bis es an sie glaubt. Den Leuten, die sich in der Öffentlichkeit aufdringlich benehmen, vertraut man die öffentlichen Ämter an. Die Kunstrichtungen, um die herum recht viel mit Blech und Holz gelärmt wird, erkennt man, nur um endlich Ruhe zu haben, als die wahre Kunst an. Die Dichter, die sich mit Hilfe von Kameraden, durch erbettelte Lobsprüche, zusammengeklaubte Zeitungsausschnitte und über die unsaubersten Hintertreppen wandelnd, der allgemeinen Aufmerksamkeit schließlich doch aufnötigen, sie läßt man als Dichter gelten, in der stillen Hoffnung, daß

man ihre Werke dann nicht mehr zu lesen braucht. Nicht wahr, das verstehen Sie unter Barnums Geist?“

„Lieber Freund!“ sagte der Chef so gedehnt, daß ich mir plötzlich ganz unzulänglich vorkam. In diesem „Lieber Freund“ staken eine Menge zoologischer Bezeichnungen vom Esel abwärts. Aber er ist so höflich:

„Nein, wenn ich Barnum sage, meine ich nur Barnum. Sie werden, fürchte ich, nie ein guter Reporter sein. Ihre geistigen Fähigkeiten hätten nach meiner Ansicht höchstens für eine Universitätsprofessur ausgereicht. Sie suchen das, was hinter den Dingen steckt. Das ist falsch. Denn erstens steckt hinter den Dingen überhaupt nichts, und zweitens geht uns das, was hinter den Dingen steckt, nichts an. Haben Sie mich verstanden?“

„Gewiß!“ log ich, um mir ein Ansehen zu geben, und kniff, um überdies noch meine Schlauheit anzudeuten, das rechte Auge zu.

„Gut! Also dann erfahren Sie etwas über Barnum!“

„Ich gehe!“ rief ich, und ich ging. Andere studieren eine Sache sitzend, wir gehend. Aber ich hegte keine Hoffnung, etwas Neues über Barnum zu erfahren, was dieser mitteilsame Mann nicht schon ohnehin freiwillig, ungefragt der Welt kundgemacht hätte. Wenn mir der Chef gesagt hätte, ich solle Livingstone auffinden, so wäre das eine viel einfachere Aufgabe gewesen. Da nimmt man sich ein Billett nach Afrika und reist so lange, bis man ihn hat. Aber Barnum entdecken! Ich murmelte etwas Respektloses vor mich hin, weil ich sicher war, daß mich niemand hören konnte. Barnum entdeckt sich doch selbst allen Leuten. Er macht die ungeheuersten Anstrengungen, um nicht unbemerkt zu bleiben. Er schneidet es in alle Rinden ein, er gräbt es auf jeden Kieselstein. Er wird uns mit Nachrichten überschwemmen, auch

wenn wir nichts von ihm erfahren wollen. Es ist wirklich Sünde, einem deshalb die Tarokpartie zu stören.

Soweit war ich in meinem bitteren Monolog, als ich vor einem Neubau mehrere Männer bemerkte, die ein Plakat von wahnsinnigen Dimensionen auf eine Bretterwand klebten. Die Männer trugen graue Schlapphüte von der Form, die bei uns als ein verläßliches Kennzeichen sozialdemokratischer Gesinnung angesehen wird. Auf dem Plakat war schon ein halber Nudelbrettschimmel und das eine Bein der hüpfenden Künstlerin sichtbar, in der Höhe der durchrissene Papierreifen, durch den sie offenbar gesprungen war. Hier, wenn irgendwo, mußte ich etwas über Barnum erfahren können. Ich pflanzte mich also neben anderen Gaffern auf und sah der weiteren Entstehung des Gemäldes zu. Schneller, als ich es schildern kann, war es fertig. Es bedeckte einen weiten Flächenraum und war so häßlich, daß alle Vorübergehenden davon entzückt waren. Klowns, Reiter, Pferde, wilde Tiere, Läufer, Jongleure, Springer, Tamtam, Bumbum, Tschindara in grellen, unangenehmen Farben. Es gab jedem, der vorbeikam, einen Ruck. Da fühlte ich mich zum erstenmal angeweht von Barnums Geist. Der weiß zur Menge zu sprechen. Häßlich darf es sein, wüst darf es sein, wenn es nur einen Tumult anzuschauen gibt.

Die Männer mit den Schlapphüten schleppten ihre Leitern und Kleistertöpfe und Plakate weiter, ich hinterdrein. Von ihnen erfuhr ich, wo sich das Hauptquartier der Plakate und ihr Chef, ich möchte ihn den General Kleber nennen, befinde. Diesem Manne näherte ich mich unter Hinweis auf meinen harten Beruf, und er zeigte mir die ganze papierene Bildergalerie, die man in den nächsten Monaten auf den vielgeprüften Mauern Wiens sehen wird. Von ihm erfuhr ich auch einiges über Barnum, der jetzt Bailey heißt. Es scheint sogar, wenn ich den Worten General Klebers vertrauen darf,

daß Bailey von jeher der Barnum war. Barnum hatte den Ruf, aber Bailey war der Macher. Barnum schlug den Schaum, aus dem Bailey das Geld herausschlug. Barnum war der Humbug und Bailey die Produktion — oder auch umgekehrt. Kurz, jetzt ist es eine kolossale Unternehmung, aufgebaut auf papierenen Plakaten, Tamtam, Bumbum und Tschindara, und die Reklame ist so überwältigend, daß man wohl oder übel nicht daran vorbeikann. Die Vorstellung wird zur Zwangsvorstellung. Der Auflauf vor den abscheulichen Bildern wird zum Ereignis, das der gewissenhafte Reporter verzeichnen muß, obwohl er dabei das dumpfe Gefühl hat, für Barnum zu arbeiten. Darin zeigt sich die Macht des Barnumschen Geistes: auch der Protest, auch die abfällige Kritik, auch das Schimpfen der von all dem Lärm Belästigten wird ihm zur Reklame. Barnumbum! Die Reklame lockt Leute an. Wo Leute sind, kommen andere hinzu, gleich ist das Gedränge fertig. Barnumbum-bum!

Das Oberhaupt der Kleber gab mir das Programm der „Barnum & Bailey, Größte Schaustellung auf Erden“. Es ist ein Buch. Zweiunddreißig große Quartseiten bedeckt mit Bildern und Prahlereien. Das Hereinspaziert! in Form einer Broschüre von beinahe gelehrtem Anstrich. Den wunderbaren Anfang bildet ein Aufsatz: „Barnums letzte Worte an das Publikum.“ Und darunter die Titelerläuterung: „Ein seltsam prophetischer, wörtlich in Erfüllung gegangener Ausspruch. Niedergeschrieben in Amerika bei seiner Rückkehr von London im Jahre 1890.“

Ja, das ist Barnums Geist. Er ist schon jahrelang tot und haranguiert noch immer das Publikum. Er ist längst abgegangen und sein Gespenst winkt noch „Hereinspaziert!“ Nun wird man fragen, was denn dieser „seltsam prophetische“ Ausspruch war, der nun zum Staunen der Mit- und Nachwelt wörtlich in Erfüllung geht. Ganz einfach, Herr

Barnum erklärte bei seinem Abschiede von England, er wolle später wieder nach Europa kommen. Daraus werden die „letzten Worte" des Plakatpropheten gemacht. Er schreibt sein Testament auf der großen Trommel. Wörtlich heißt es da: „Es ist der Stolz meines zunehmenden Alters, daß ich in dem Genossenschaftsvertrag mit Mr. J. A. Bailey, meinem ebenbürtigen Partner, ausdrücklich vereinbart habe, daß, falls einer von uns oder wir beide in das Jenseits abgerufen werden sollten, das Institut . . . weitergeführt werden soll, und diese weise Vorsorge für den dauernden Bestand dieser größten Schaustellung der Welt ist auch unseren Erben und Rechtsnachfolgern zur Pflicht gemacht worden, so daß sie eine absolute und zwingende Bedingung ist."

Das läßt sich nicht erfinden und nicht überbieten. Phineas Taylor Barnum tritt als Wohltäter der Menschheit auf, und J. A. Bailey, der ihn noch aus dem Grabe „Hereinspaziert!" schreien läßt, ist wahrlich sein „ebenbürtiger" Partner. Welche Weihe muß den Besucher der „Barnum & Bailey, Größte Schaustellung der Erde" überkommen, wenn er die letzten Worte des großen Mannes, das Tamtamvermächtnis liest. Und wie herrlich ist das stilisiert: falls einer von uns oder wir beide in das Jenseits abgerufen werden sollten. Damit ist noch die Möglichkeit offen gehalten, daß einer von ihnen oder gar beide immerwährend am Leben bleiben könnten, und das wäre gleich ein Wunder mehr in dem an Naturspielen so reichen Zirkus.

Dann wendet er sich in seinem Tschindaratatestament an die Kinder, und das finde ich wieder großartig. Es ist die allgemeinste Werbung, die es gibt. Denn Kinder sind oder waren wir alle, und manche von uns werden es künftig wieder sein. Phineas Taylor Barnum verspricht den Kindern, er werde wiederkommen und ihnen abermals so merkwürdige oder schreckliche Menschen und Tiere zeigen. Er verspricht es in so gütigem Tone, daß man glauben könnte, der liebe

Onkel Barnum hätte von den Kindern kein Eintrittsgeld angenommen. Und ich fange an, Barnums Geist zu begreifen. Er hat etwas Naives, die Naivität des Genies. Er weiß Erwartungen zu wecken. Wenn schon die Plakate so bunt und wild sind, wie muß die größte Schau der Erde erst in Wirklichkeit beschaffen sein. Es ist die alte handwerksmäßige Anlockung des Wurstelpraters in großindustrielle Formen gebracht. Denselben Gassenhauer, den jene kümmerlichen Schelme auf einem Werkel leiern, läßt Phineas Taylor Barnum von einem Wagnerschen Orchester aufspielen.

Was man sonst noch hört, ist auch geeignet, die Leute aufzuregen. Die Menschen, Tiere und Sachen des seligen Barnum und des ebenbürtigen Bailey sind von einer eigenen Flotille von Amerika nach Europa verschifft worden. Auch die 67 Waggons, die von Land zu Land fahren, gehören Barnum und Bailey. Die Extrazüge kann man unentgeltlich bei der Ankunft sehen, ebenso wie die Plakate in den Gassen. Daß dieses das Merkwürdigste ist, versteht die Menge ebensowenig wie im Wurstelprater, wo auch der Ausrufer und die Anlockung viel kurioser sind, als das Innere der Bude. Der Transport dieser Massen von Künstlern, Tieren und Sachen übers Meer, von Land zu Land, in 67 Waggons, das Auf- und Abschlagen der Riesenzelte, in denen 15 000 Zuschauer Platz haben — das ist die bisher größte Schau der Erde. Die Produktionen im Zelt sind eben Zirkusproduktionen. Das Bessere verschenkt Barnum, für das Mindere läßt er sich zahlen. Denn die Leute werden gereizt, auch das zu sehen, was hinter der Reklame steckt.

Jetzt verstehe ich auch, warum mein Chef sich über meine Intelligenz mit Bedauern äußerte, als ich vom Barnumismus in unserem Kunstleben sprach. Bei unseren Schaumschlägern ist die Kunst nur Reklame. Bei Barnum aber ist die Reklame Kunst.

(1900.)

Warum schreiben Sie keine Theaterstücke?

Ich hatte diesen Mann niedergemetzelt. Dann trat ich ihn längere Zeit mit Füßen. Schließlich übergoß ich ihn mit einer sogenannten ätzenden Lauge. Als ich meine Rezension seines Stückes beendigt hatte, war er dem Erdboden gleichgemacht.

Allerdings muß ich hinzufügen: er lebt noch.

Am Tage, wo mein recht boshafter Artikel in der „Morgenwacht" stand, lustwandelte ich in einer glücklichen Seelenstimmung durch die Gassen. Ich hätte keinem Menschen etwas zu Leide tun können. Da begegnete ich einem meiner Bekannten, der Advokat ist. Ich besitze an ihm seit Jahren einen Gönner. Mein Gott, er hat nichts anderes zu tun. Er liest alles, was ich schreibe. Er unterstützt mich mit seinem Rat; er warnt mich, wenn ich in eine falsche Richtung gerate; er hält mir meine Fehler strenge vor. Wenn er gut gelaunt ist, lobt er mich sogar. Er ist die kompakte Majorität, die ich hinter mir stehen fühle.

Diesmal sprach er über Theatertantièmen. Man darf wohl sagen: das ist heutzutage das Herzbewegendste an der dramatischen Kunst. Ernsthafte Männer, die ehedem nur Marktbericht und Kurszettel lasen, beginnen jetzt auch die Theaternotizen zu verschlingen. Das Drama hat sich auf dem Umwege über die Tantièmen gewissermaßen die bürgerliche Achtung erworben. Ja, mehr noch. Während das Publikum beispielsweise dem Baumwollhandel kühl gegenübersteht und

nicht bei jedem einzelnen Ballen den Gewinn des Verkäufers zu erfahren wünscht, erhitzen sich selbst Unbeteiligte an den Einnahmen eines Bühnenautors. Freilich wird diese Leidenschaft auch geschürt durch die Zeitungsnotizen über Sardous Schlösser und über die Millonen, welche durch den Naturalismus ins Verdienen gebracht wurden.

Mein Freund, der Advokat kennt alle diese Notizen, und er trug sie mir im Schlendern vor, nachdem er meinen recht boshaften Artikel zurückhaltend gelobt hatte. Plötzlich blieb er stehen und sagte mit einem bedauernden Streifblick auf meinen in Ehren ergrauten Winterrock.

„Warum schreiben Sie keine Theaterstücke?“

Ja wohl!

Offen gestanden, ich hatte daran noch nicht gedacht.

Ich fiel jedoch keineswegs auf den ersten Hieb.

Es vergingen einige Tage. Da begab es sich, daß ich in der Redaktion saß und die amtlichen Mitteilungen der Bühnenkanzleien ins Deutsche übersetzte. . . . Ich glaube, schon erwähnt zu haben, daß ich damals bei der „Morgenwacht“ eine bedeutende Rolle spielte. Das erklärt auch den Besuch, den ich erhielt — den eines Theaterdirektors. . . . Direktor Müller kam zu mir. Ich kannte den Mann nicht. Ich hatte blos einigemale sehr abfällig über ihn geschrieben. Als mir seine Karte gebracht wurde, schlug mir das Herz höher vor Glück und Stolz. So weit hatte ich es also schon gebracht — in verhältnismäßig jungen Jahren — daß die Bühnenleiter zu mir kamen!

Ich ließ ihn hereinbitten. Zugleich nahm ich mir vor, noch am selben Tage meinem ersten Lehrer, meinem Großvater und einigen Verwandten der Seitenlinie zu schreiben, daß sie von nun an auf mich stolz sein könnten. Auch war mir sofort klar, daß ich mehrere Kaffeehäuser würde besuchen müssen, um meine näheren Bekannten durch die absichtslos

hingeworfene Bemerkung zu ärgern: „Der Direktor Müller war heute bei mir.“

Er trat ins Zimmer. Waren Sie jemals zugegen, wenn ein alter Vater seinen tot und verloren geglaubten einzigen Sohn wiedersah? Nein? Nun denn: so begrüßte mich Herr Müller. Er hatte sogar die bekannte Träne der Rührung im Auge. Er erklärte es für unerhört und unbegreiflich, daß zwei Männer, wie er und ich, in derselben Stadt existieren konnten, ohne miteinander in täglichem Verkehre zu leben. Und dabei erwähnte er mit keiner Silbe meiner Angriffe auf sein Theater. Er sprach nur von mir, von meinem Talent, von meiner Zukunft. Er war von mir begeistert, wie ich selbst es nur selten bin . . . Sie halten mich vielleicht für einen eitlen Menschen, der nach fünf Minuten plumper Schmeichelei mürb und umgestimmt war. Nein, es hat zehn Minuten gebraucht. Dann aber — ich gestehe es — waren wir Freunde fürs Leben.

Als er mich so weit hatte, begann er vom Zweck seines Besuches zu reden, „Aha!“ dachte ich mir — und schon wollte sich ein Reif auf die Knospe unserer Freundschaft senken. Nun, so leicht fing man mich nicht . . . . Aber mein Verdacht war voreilig gewesen. Er bat nicht um Schonung für sich und sein Kunstinstitut. Sie würden es nie erraten, darum will ich es lieber gleich sagen: er bat mich, ein Stück zu schreiben. Er schwor darauf, daß ich „Theaterblut“ in den Adern habe.

Ich war von dieser Beteuerung so betroffen, daß ich nur Unzusammenhängendes zu stammeln vermochte. „Kritische Tätigkeit — Mangel an Zeit — höherer Beruf des Journalisten . . .“ Kurz, was man eben sagt, wenn einem nichts Gescheites einfällt. Ich lehnte dankend ab.

Da malte sich in den Zügen des Direktors ein so tiefer Schmerz, eine so düstere Hoffnungslosigkeit, daß es mir in

die Seele schnitt. Ich suchte ihn durch liebevolles Zureden aufzurichten. Vergeblich. Das Einzige, wonach er lechzte — ein Theaterstück von mir — mußte ich ihm versagen. Und so prallten meine Trostesworte von dem schwer enttäuschten Manne ab . . . Ich sah nie ein Reh verenden; aber aus vielen Schilderungen verendender Rehe weiß ich, daß diese anmutigen und namentlich für Vergleiche so beliebten Tiere schüchtern mit den Augen klagen, bevor sie ihren letzten Seufzer aushauchen. Mit solchen Augen sah mich Direktor Müller an, als er sich von mir empfahl. Gebrochen wankte er zur Tür hinaus. Nie vorher hatte ich mit einem Menschen derartiges Mitleid empfunden.

Einige Zeit darauf wurde ich an einem Stammtisch Bühnenangehöriger aufgenommen. Ich hatte mich nicht hingedrängt, ja ich war sogar recht besorgt gewesen, ob man mich überhaupt gern sehen würde. Ich fürchtete, durch meine kritische Tätigkeit mißliebig geworden zu sein. Welcher Irrtum. Ich trat in einen Dunstkreis von Wohlwollen. Der Liebhaber, Herr Mömpelgart, gab sich mir als mein langjähriger Verehrer zu erkennen. Mit dem Charakterspieler Gröbner war ich bald in einer Weise „per Du", wie wenn wir in Olmütz miteinander Kulissen geschoben hätten. Der Komiker Nätzchen hielt sich den Bauch vor Lachen bei meinen heiteren Einfällen. Und welche Anregungen empfing ich in diesem Kreise, wie viel Stoff zu rühmenden Notizen lieferte mir jeder über sich selbst! Aber auch von mir sprachen sie manchmal, und alle waren darin einig, daß ich ein Theaterstück schreiben müsse; ich sei es der Welt schuldig, die Welt warte.

Auch dies brachte meine Freiheit nicht ins Wanken. Denn es war nur noch Faulheit, die Überzeugung von meinem Bühnentalent hatte ich schon.

Da rauschte es eines Tages seidig in meine Redak-

tionsstube herein und mich umfing der Duft unbekannter Blüten. Dieses Seidengeknister und dieser Parfüm gingen von einem holden weiblichen Wesen aus, das ich in meiner Jugend verschwiegen geliebt hatte. Es war Fräulein Suzon, die langjährige Naive unseres Stadttheaters. Ich weiß nicht mehr, was sie von mir verlangte. War ihr der übliche Schmuck gestohlen worden, hatte man eine jüngere Dame engagiert, oder war ihr sonst eine Kränkung widerfahren? Ich gestehe, daß mich unser Gespräch erst lebhafter zu interessieren anfing, als es sich meiner eigenen Person zuwendete.

Als sie aufstand, um fortzugehen, fragte sie mich mit ihrer flötenden Stimme:

„Warum schreiben Sie kein Theaterstück?"

Wer ein Herz im Leibe hat, wird begreifen, daß ich mich nicht länger weigern konnte.

„Da haben Sie meine Hand, Fräulein Suzon: ich werde eines schreiben."

Sie lächelte holdselig, wie im letzten Akt der Lustspiele, bei der Verlobung, wo ihr Mädchentrotz gebrochen ist. Dann wendete sie sich zur Tür und warf mir beim Scheiden einen schrägen Blick über die Achsel zu, einen jener lieblich schrägen Blicke, mit denen sie links vorn abzugehen pflegt. Und sie sagte:

„Ich rechne darauf!"

Ich schrieb das Stück. Wie man es von meinem frohen Sinn nicht anders erwarten konnte, war es ein Lustspiel. Das Thema war von vorneherein gegeben. Fräulein Suzon mußte sich im letzten Akt mit Herrn Mömpelgart verloben. Einen Augenblick dachte ich daran, diesmal eine Ehe zwischen ihr und dem Komiker Herrn Nätzchen zu Stande zu bringen. Aber ich bin kein Neuerer. Ich wollte das Publikum nicht vor den Kopf stoßen. Das Publikum ist nun schon

seit Jahren gewohnt, daß am Schlusse einer Novität Suzon und Mömpelgart ein Paar werden. Daran durfte ich nicht rütteln.

Ich hielte es für eine unnütze Grausamkeit, den Inhalt meines Stückes hier zu erzählen. Es war einfach das erprobte deutsche Lustspiel. Dergleichen verträgt man nur, wenn man sich einen Sperrsitz gekauft hat, mit dem Entschluß, sich zu unterhalten, und wenn man drei Stunden mit mehreren hundert Genossen zusammengepfercht ist in einer geschlossenen Luft, die von alledem nicht besser wird.

Die Handlung meines Werkes schmückte ich mit meinen bekannten heiteren Einfällen aus. Es waren durchwegs eigene. Den „Fliegenden Blättern" entnahm ich nichts. Dennoch amüsierten wir uns auf den Proben prächtig. Ich konnte endlich nicht umhin, die allgemeine Ansicht der Bühnenmitglieder zu teilen, daß dem Theater, wie man zu sagen pflegt, ein neuer Stern aufgegangen sei.

Ich will mich kurz fassen. Mein Stück fiel durch. Durch ist eigentlich zu wenig gesagt; durch und durch. Warum? Darüber sind nur Vermutungen möglich. Ich verwand übrigens den Schmerz. Meine Stellung beim Blatt war nicht erschüttert, und meine Freunde vom Theater hielten treu zu mir, auch im Unglück. Ja, der Heldenvater schloß sich mir näher an und begann sogar sich Geld von mir auszuborgen. Der Komiker Herr Nätzchen aber gab mir gute Ratschläge.

„Sie haben es falsch angefangen. Sie putzten eine alte Handlung mit neuen Witzen auf. Umgekehrt war es zu machen: eine neue Handlung mit alten Witzen! Das ist der sichere Erfolg."

Goldene Worte. Ich erwarb sofort antiquarisch mehrere Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" und machte mich ans Werk. Diesmal gab ich dem Stück eine überraschende und kühne Wendung: drei Akte hindurch schien es, als ob Fräu-

lein Suzon wieder Herrn Mömpelgart heiraten wolle; im vierten verlobte sie sich unversehens mit Herrn Nätzchen.

Auf den Proben kam man nicht aus dem Lachen heraus. Bei der ersten Aufführung — was sage ich, bei der ersten? — bei der einzigen spielte das Publikum im vierten Akt lebhaft mit. Es war ein Theaterskandal. Einige Personen wurden auf die Wachstube gebracht. Am nächsten Morgen entließ mich mein Chefredakteur; ich könne nach diesen Vorkommnissen meine kritische Tätigkeit in der „Morgenwacht" nicht länger fortsetzen. Am Abend wollte ich mich im gewohnten Freundeskreise trösten lassen. Niemand war da, nicht einmal der treue Heldenvater. Erst nach Monaten erfuhr ich, daß sie meinetwegen den Stammtisch anderswohin verlegt hatten. Herrn Nätzchen traf ich einmal. Er hatte Eile und sagte nur: „Sie haben es falsch angefangen. Eine alte Handlung mit alten Witzen — das ist der sichere Erfolg."

Eine Erleuchtung, ich befolgte diesen Rat. Aber als ich mit dem endlich richtigen Werke vor Herrn Müller hintrat, sprach er eisig lächelnd:

„Sie können nicht verlangen, daß ich mir durch Sie mein Kunstinstitut zu grunde richten lasse. Sie haben die öffentliche Meinung in einer Weise gegen sich . . ."

Ich könnte hier mit Leichtigkeit einige bittere Betrachtungen über Freunde einfließen lassen. Ich versage es mir. Es gibt schon genug Aphorismen dieser Art. Und dann: die Freunde sind doch nur wir selbst — von einer andern Seite gesehen.

Ich nahm es auch jenem Dichter nicht übel, von dessen Vernichtung ich anfangs erzählte, daß er nun über mich herfiel. Er war zur kritischen Tätigkeit übergegangen und rächte sich an mir. Seine Lauge war sogar ätzender als meine.

Ich hatte ihn niedergemetzelt, er metzelte mich nieder.

Wir bringen uns gegenseitig um, das ist das Leben. Man sieht, ich bin ein Philosoph.

Aber gegen einen ergrimmte ich: das war der Advokat. Er kam mir in die Quere, als ich mit meinem letzten Stück unter dem Arm von Müller heimging. Ich klagte ihm mein Leid. Und, wird man es glauben? Dieser Mensch, der zuerst den Theaterstachel in meine ruhmsüchtige Brust gesenkt hatte, dieser Gemütlose gab mir zur Antwort:

„Ja, warum schreiben Sie Theaterstücke?“

(1895.)

Zur Frauenfrage

Die Redaktion dieses Blattes ersucht mich, einige vorläufig abschließende Worte über Frauenbewegung zu schreiben. Es wird in Zukunft alljährlich einmal über diesen Gegenstand gehandelt werden. Wir bitten daher unsere liebenswürdigen Korrespondentinnen, die uns in letzter Zeit viele Beweise ihrer auch vor längeren Aufsätzen nicht zurückschreckenden Teilnahme gegeben haben, ihre oft so leserlichen Manuskripte erst wieder gegen Anfang Dezember des nächsten Jahres einzusenden. Wir hoffen, uns bis dahin von den Strapazen unseres ersten Frauenfeldzuges erholt zu haben.

Der ganze Verlauf dieser fesselnden Erörterung hat jedenfalls die Überlegenheit der Damen in einer Hinsicht gezeigt. Während die Männer, und zu diesen rechnen wir selbst einige Professoren, die so unvorsichtig waren, die Debatte anzuzetteln, längst scheu verstummt sind, lodern die Frauen noch vor Kampfeslust. Sie wollen, wie so oft im Leben, das letzte Wort haben.

Wir sind aber schon in der Lage, den Streit vollkommen zu überblicken. Sollen die Frauen auch zu den Berufen zugelassen werden, in denen wir Männer so viel Aussicht haben, zu verhungern? (Ich spreche von den gelehrten Berufen.) Oder sollen sie an den Küchentopf gebannt bleiben, der in unserer kochkunstfreundlichen Stadt den melodischen Namen Weidling führt? Ich will gleich sagen, zu

welcher der Parteien ich mich bekenne, die unter dem Schlachtgeschrei „Hie Welf! Hie Weidling!“ in unseren Papierkorb einziehen. Ich bin im Allgemeinen für Weidling.

Nicht als ob ich dem Geschlechte, welches manchmal unsere Strümpfe stopft, die Fähigkeit abspräche, sich auch mit Höherem zu beschäftigen. Wie viele Frauen schreiben Bücher, und welche Achtung flößen sie uns dadurch ein, wenn wir nicht zum Lesen gezwungen sind! Ich will aber nicht erst alles aufzählen, was Frauen imstande sind. Das ist in der Broschüren-Literatur so reichlich besorgt worden, daß es die überflüssigsten Gegenstände nach Athen tragen hieße, wenn man noch einmal das Frauenwerk, so weit es in der Kulturgeschichte vorliegt, ausbreiten wollte. Es ist eine Tatsache, daß der weibliche Geist sich auf allen Gebieten zu tummeln versteht, und insbesondere uns Österreichern wird das Wams zu enge, wenn wir der Mehlspeisen gedenken, die wir unseren Frauen verdanken. Von den anspruchslosen Dampfnudeln angefangen bis hinauf zur sinnreichen Linzertorte feiern sie Triumphe. Nicht ohne Rührung wird man auch vom Guglhupf unserer heimatlichen Gaue sprechen können; durch diesen nehmen wir ja einen so bemerkten Rang unter den europäischen Völkern ein.

Es fällt mir also nicht ein, die Inferiorität der Frauen zu behaupten, und noch weniger, sie mit den jetzt jedermann leicht zugänglichen gelehrten Gründen zu belegen. Aus dem Unterschiede des Hirngewichtes machte ich mir zum Beispiel gar nichts. Brauche ich auf den Grundsatz hinzuweisen, auf dem so viele unserer Einrichtungen beruhen: daß durch die Verleihung eines Amtes auch gleichzeitig, ja scheinbar mühelos eine Vermehrung des Hirngewichtes — um bei der wissenschaftlichen Ausdrucksweise zu bleiben — eintritt? Es würde demnach genügen, unseren Frauen Ämter zu geben, und alles Übrige fände sich von selbst. Wie die Frau

als Arzt, Advokat, Beamter, Soldat, Redner usw. aussähe, ist schon vielfach auf der Bühne und in den Witzblättern dargestellt worden, weil das einen enganliegenden Humor gestattet.

Indem ich hier ausführe, wie es weder innere noch äußere Schwierigkeiten gibt, um die Frau in die Hose des Mannes zu stecken, scheine ich irrtümlich den gegnerischen Standpunkt zu vertreten. Dennoch räsoniere ich verhältnismäßig noch ganz licht, wie man bald sehen wird. Es ist nur ein unendlich schwieriger Gegenstand.

Der Vollständigkeit halber muß ich noch ein Gebiet erwähnen, auf dem man seit kurzem schon prächtige Erfolge mit der Heranziehung von Frauen erzielt hat: das ist die politische Agitation. Wir lesen jetzt täglich in den weniger gemäßigten Blättern von Frauenversammlungen. Anfangs ist man geneigt, diese Schilderungen für aristophanische Einfälle unserer Kollegen zu halten. Aber es ist kein Märchen. Wir haben es bereits zu politischen Frauenversammlungen gebracht, und sie werden sogar behördlich aufgelöst, wie die von Männern. Es liegt hier jedenfalls ein beachtenswerter Versuch vor, die Unterschiede der Geschlechter zu verwischen.

Ist das jedoch wirklich so wünschenswert, meine Damen? Und hier bin ich auf der Höhe meiner Ausführungen angelangt. Ich bin ja kein grundsätzlicher Gegner der Bildung bei Frauen, obwohl ich eine sanfte Unwissenheit stets hochgeschätzt habe. Ein weibliches Wesen, das Näheres über Sesostris weiß und die Spitzen des Himalayagebirges kennt, flößt mir nicht von vornherein unüberwindliche Abneigung ein, wenn es sich nicht verpflichtet glaubt, diese geistigen Vorzüge durch Sommersprossen aufzuwiegen. Aber denken Sie doch nur, welche Zustände platzgreifen müßten, falls die Frauen, die ohnehin zum Besserwissen neigen, Einiges tat-

sächlich besser wüßten. Schon hat eine ihrer Wortführerinnen den Mann „das komische große Tier“ genannt, was in unserer komischen großen Tierwelt einiges Unbehagen erregt. Ich glaube, es wäre für alle Teile beklagenswert, wenn dieser gereizte Ton, diese zoologischen Vergleiche, die bisher nur im Rahmen der Ehe üblich waren, auch im Verkehr zwischen nicht miteinander vermählten Damen und Herren überhand nähmen. Die Ritterlichkeit müßte dabei — um mich populär auszudrücken — flöten gehen. Unterschätzen Sie diese Gefahr nicht, meine andächtigen Zuhörerinnen! Es ist vorteilhafter für Sie, wenn Sie auch weiterhin in dem Kerker schmachten, in dem Sie uns gefangen halten.

Denn darüber soll kein Zweifel sein: In dem Augenblicke, wo die Frauenemanzipation durchgeführt ist, wird sich die Liebe auf das Maß des unumgänglich Notwendigen herabmindern. Die ganze Stellung der Geschlechter zu einander wird verschoben werden. Wer wird noch den Namen der Geliebten gern in alle Rinden einschneiden wollen, wenn sie zufällig demselben Berufe angehört? Es wäre eine unsere heutigen Eseleien weit überragende Dummheit, weil damit einer vielleicht unlauteren Wettbewerberin Reklame gemacht würde. Aber selbst wenn sie lediglich auf den Ruin anderer aus ist, wird der Liebhaber ihre Anfangsbuchstaben nicht mehr in jeden Kieselstein eingraben können; zu solchen langwierigen Nebenbeschäftigungen wird einfach niemand Zeit haben. Ahnt man denn, welchen Tatareneinfall das Erscheinen der Frauen in unserem Erwerbsleben bedeuten müßte? An die Stelle unserer berühmten Wiener Gemütlichkeit würde eine ebenso fieberhafte als hoffnungslose Geschäftigkeit treten, wenn man sich der wild gewordenen Konkurrenz erwehren wollte. Es wäre denn, daß die Frauen auch den ganzen Nachmittag im Kaffeehause Tarok spielten. Aber wozu verlangen sie dann die Änderung des Bestehenden?

Eine regelmäßige Tarokpartie ist ihnen auch in der jetzigen Gesellschaftsordnung erreichbar.

Und man glaube nicht, daß sich über den gesteigerten wirtschaftlichen Verkehr der Geschlechter das Rosengewinde außeramtlicher oder ungeschäftsmäßiger Neigungen breiten würde. Man würde einander zu oft sehen, um sich nicht gegenseitig unausstehlich zu finden. Die Liebe beruht im wesentlichen auf der mangelhaften Kenntnis der Fehler des angebeteten Gegenstandes, das lehrt die Erfahrung.

Es ist aber von höchstem Werte, jeder Bevölkerungsstatistiker wird das zugeben, daß hierin keine einschneidende Veränderung vorgehe. Wir sind noch auf lange Zeit hinaus an die bisherige Methode gebunden. Es wird nicht gut sein, damit Experimente zu machen. Lassen wir also nach wie vor die jungen Leute einander nicht kennen und auf diese Art lieben lernen. Das ist nur möglich, wenn die Mädchen im verborgenen blühen als holde Rätsel, unnahbare Geheimnisse, verschleierte Bilder.

Ach ja! (Hier, mache ich Sie aufmerksam, werde ich weich.) Ach ja, wir brauchen im Leben ein bißchen Poesie. Man verwandle uns die lieblichen Jungfrauen nicht in so häßliche Erwerbswesen, wie wir selbst es sind. Sie sollen über eine Wiese gehen, eine Lilie oder Rose pflücken und sich diese ins Haar stecken. Hierauf werden wir dieses anmutige Geschehnis in Verse bringen, und wenn wir einen abgelegten Handschuh der Wonnesamen bekommen können, werden wir das Leder an den besonders abgenützten Stellen mit unseren heißesten Küssen bedecken. Die ganze Geschichte: Wiese, Lilie oder Rose, Haar und Mädchen, alter Handschuh und Küsse zusammengenommen, nennen wir unsere Jugend.

Und darum will ich nichts von der Frauenemanzipation wissen. Ich sehe, ich höre den Ingrimm von Damen der

höheren Jahrgänge, ja ich lese ordentlich schon die bitteren Briefe, die man mir schreiben wird, weil ich mich so leichtfertig und scheinbar selbstsüchtig über diese Frage äußere. Die Anklage wird voraussichtlich auf „männlichen Egoismus“ lauten.

Wahrlich, diesen Vorwurf verdiene ich nicht. Ich sprach nur im Interesse der jungen komischen Tierwelt, mit anderen Worten der Jünglinge. Denn die Zeit, wo ich Glück bei Frauen hatte, ist, Gott sei Dank! vorüber.

(1895.)

Persischer Brief

Wien, am 22. des Mondes Maharram.

Unsere Reise, mein lieber Rustan, neigt sich ihrem Ende zu. Wir haben Vielerlei geschaut. Es war manchmal mehr und in der Regel weniger, als man uns von Europa zeigen wollte. Ich werde dir viel erzählen müssen, wenn es Gottes Wille ist, daß ich noch einmal meinen süßen Garten an der verfallenen Mauer zu Ispahan wiedersehe und die weisheitsvolle Nacht in Gesprächen mit dir verbringe.

So könnte ich wohl auch warten, bis wir wieder beisammen sind, mein Freund. Aber ich schicke dir meinen Brief mit den schnellsten Posten der Abendländer zu — über Buschir, denke ich, wird er eilen — weil es mich drängt, mit dir zu reden. Hier versteht mich niemand.

„Wie?“ höre ich dich in deiner langsamen Weise staunen. „Man versteht dich nicht, Usbek? Und doch hat der Schah, unser gnädigster Gebieter, den Allah vor alten und neu entdeckten Krankheiten bewahren möge, dich mitgenommen, weil du der sonderbaren Sprachen des Abendlandes kundig bist.“

Ich glaubte es auch, mein guter Rustan. Ich habe unseren gnädigsten Gebieter, den Allah noch lange vor den Dolchen und Bomben der Missetäter bewahren möge — ich habe den Schah nicht getäuscht. Ich bin dieser Sprachen kundig; doch leider, wie ich erst unterwegs bemerkte, nur des Gegenständlichen, gleichsam des Körperlichen und Ro-

hen in ihnen. Ich kann das Verlangen nach einer Sache oder den Widerwillen dagegen ausdrücken, ich kann sie benennen mit Worten des Abendlandes. Aber dieses scheint mir nicht genug. Ich fühle mich, wie von Schleiern umgeben. Das Meiste begreife ich nicht, obwohl mir die dafür üblichen Bezeichnungen geläufig sind. Die Dinge müssen doch einen Sinn haben, sonst wären alle die ernsten, wichtigen, angesehenen Menschen, mit denen wir zusammengetroffen sind, Narren, Schelme oder Dummköpfe. Das ist ja der Reiz unserer guten Nächte zu Ispahan, wenn wir auf meiner Terrasse sitzen und die Sterne zu unseren Füßen im Flusse baden, daß wir den Sinn der Dinge im Netz unserer Gespräche herausfischen. Das aber wollte mir die ganze Zeit hindurch nicht gelingen.

Du weißt, Rustan, daß wir auf dem großen Han in Paris waren. Ein Hauptort des Abendlandes ist diese Stadt noch immer, wie vor hundertachtzig Jahren, als mein Ahnherr, der so hieß wie ich, nach Europa kam. Eine meiner ersten Reisevorbereitungen war es gewesen, daß ich seine Briefe durchlas, weil ich gehört hatte, daß sie in der Übersetzung des gescheiten Franzosen Montesquieu nachhaltig auf die politische Entwickelung des Landes einwirkten. Indessen scheint dies nur eines unserer orientalischen Märchen zu sein. Ich fand fast alle Vorurteile, Verkehrtheiten und Mißbräuche vor, die mein Vorfahr zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bemerkte. Zwar gibt es augenblicklich keinen König in Frankreich, aber man bemüht sich lebhaft, wieder einen herbeizuschaffen. Nach den Regeln der Vernunft, die bei uns in Persien gelten, muß ich also annehmen, daß die Zustände noch ärger sind, als in Montesquieus Tagen, sonst würde man das überwundene System nicht zurückwünschen.

Dies, mein teurer Rustan, hat mich im Lärm des ungeheuren Bazars recht stutzig gemacht. Ich mußte mir plötz-

lich sagen, daß ich da etwas, wahrscheinlich die Hauptsache, nicht verstünde. Wozu dienen alle diese Maschinen, wenn sie das Volk nicht glücklicher machen? Geheimnisvoll waren mir auch die offiziellen Ansprachen, die ich leider wiederholt genießen mußte. Von diesem Unbehagen machst du dir schwer eine Vorstellung. Ich traue selbst den Europäern nicht die Unhöflichkeit zu, sich über Gäste lustig zu machen. Sie sprachen auch wirklich ohne geheimes Lachen im Blicke von einem Feste des Friedens und von der Verbrüderung der Völker, während wir genau wissen, daß jetzt zwei Kriege geführt werden. Ich habe mich vergebens bemüht, den Sinn der Worte zu entdecken. Das hat mir den ganzen Han verleidet, obwohl es da viele Sachen, die neu sind, und Frauen, die schon anderen Männern gehört haben, zu kaufen gibt.

Unserem gnädigsten Gebieter, den Allah vor Krankheiten bewahren möge, wurde alles Erdenkliche zum Kaufe angeboten. Das verstand ich. Weniger klar war es mir, warum er überall mit solchem Jubel begrüßt wurde. Er ist ein mächtiger Herr, das wissen wir nur zu gut. Ich wundere mich auch nicht darüber, daß unser Volk wie zu einem höheren Wesen zu ihm aufblickt. Aber warum jauchzen ihm die Menschen so ferner Länder zu, da er sie doch weder hinrichten lassen, noch in den Krieg schicken, ja nicht einmal Steuern von ihnen erpressen kann? Wieder ein abendländisches Rätsel. Als wir einmal in eine Hauptstadt wie Eroberer oder Bringer eines neuen Heils im Triumph einzogen, fragte ich schüchtern meinen einheimischen Begleiter, der neben mir im Galawagen saß, nach der Ursache der Volkstümlichkeit unseres erhabenen Gebieters, den Allah vor Attentätern bewahren möge. Mein Begleiter deutete lächelnd auf die Menschenhecke und sagte: „Sie warten alle auf den Sonnen- und Löwen-Orden.

Diesmal wenigstens fand ich gleich den scherzhaften

Sinn heraus. Man weiß ja aus Erfahrung, daß Orden nur an die Elite der Menschen verliehen werden. Und wie das Verdienst höher oder geringer ist, so sind auch die Orden in Klassen eingeteilt. Die besten Menschen erhalten die Großkreuze; die schon etwas minder guten werden zur Kommandeure; die noch weniger wert sind, Ritter. So geht es stufenweise hinunter in die Tiefe zu den gemeinen Leuten, die an jeder Stelle ihres Körpers oder ihrer Kleidung Bänder in allen Farben tragen dürfen, nur nicht im Knopfloch.

Du wirst mich fragen, ob ich denn nichts Neueres wahrgenommen habe, als diese Sehnsucht der Leute, mehr zu scheinen, als sie sind. Doch, Rustan. Nur habe ich nicht alles so schnell begriffen. Das Reich zum Beispiel, in dem wir uns jetzt befinden, ist voll merkwürdiger Dinge. Es ist ein alter und berühmter Bau, aber alle zehn Jahre muß man seine Dippelbäume auswechseln. Glaube nicht, daß ich dich belüge, weil du in Ispahan sitzest. Das Reich besteht aus zwei Hälften, und diese müssen von Zeit zu Zeit einen Ausgleich schließen. Dadurch ist immer schon einige Jahre vor Eintritt der kritischen Wende Handel und Verkehr lahmgelegt. Alles wird in Frage gestellt, und beide Teile haben die Möglichkeit ihres Ruins vor Augen. Ich hätte gerne begriffen, warum sie sich nicht ein- für allemal miteinander vernünftig ausgleichen und etwas Eisernes an Stelle der faulenden Dippelbäume setzen, aber das konnte oder wollte mir niemand erklären. Ebensowenig ist es mir gelungen, die österreichischen Verhältnisse zu verstehen. Hier wollen die Volksvertreter kein Parlament haben, und die Regierung bittet sie mit aufgehobenen Händen, sie möchten doch so freundlich sein, ihr das Leben etwas schwerer zu machen. Es bekümmert mich Rustan, daß du nun meinen wirst, ich fasele dir etwas vor, als wäre ich Sindbad der Seefahrer. Ich selbst komme auf den Gedanken, mein Gewährsmann hätte mit mir seinen Spott

getrieben. Die Parteien, sagte er, wollen einander keine Zugeständnisse machen, und sie ziehen es vor, daß das Volk überhaupt nicht mehr in der Gesetzgebung vertreten sei. Die Haare wollen sie sich nicht abschneiden lassen, lieber den Hals. Um was es sich in dem Streite handelt, haben die meisten Leute schon vergessen, so alt ist er. Doch gibt es Männer, die in den Akten bewandert sind, und sie leben von dem Prozesse, wie Advokaten vom Rechtswahnsinn ihrer Klienten. Nun sollen Neuwahlen stattfinden. Ich dachte, daß jetzt eine Änderung eintreten werde, und sagte dies meinem Führer: „Nicht wahr, man wird Solche wählen die dafür sind, daß etwas Nützliches geschehe, daß öffentliche Arbeiten und private Unternehmungen begünstigt werden?“

„Nein,“ antwortete er mit einem recht überlegenen Lächeln; „zu diesen könnte das Volk doch kein Vertrauen haben. Wählen wird man diejenigen, die nichts machen wollen und bestimmt versprechen, daß sie auch andere nichts machen lassen werden.“

Als ich diese Auskunft erhielt, schämte ich mich sehr, und gab es auf, die politischen Verhältnisse Österreichs zu verstehen.

Aber Wien ist eine prachtvolle Stadt. Die Straßen sollen sehr schön sein, wenn man auf ihnen spazieren gehen kann. Nur werden für meinen Geschmack die Gasröhren zu oft ausgewechselt. Bald kommen neue hinein, bald die alten heraus. Ich war schon bescheiden geworden und machte keinen Versuch, den Sinn dieser Operation vollkommen einzusehen. Ich kann nur vermuten, daß es eine Bevölkerung ist, die sich über Gasröhren freut. Denn der Austausch hat viel Geld gekostet, und die Stadtvertretung ist äußerst populär.

Ich wage nicht, Rustan, dir mein Bild von Wien als das richtige auszugeben. Ich bin entmutigt, nachdem ich so Vielerlei nicht verstanden habe. Gern hätte ich dir die hiesige

Gesellschaft geschildert, aber im Monate Maharram sind die besseren Leute noch auf dem Lande, auf ihren Schlössern oder auf denen ihrer Freunde. So sagte mir mein Führer, der einem vornehmen Geschlechte angehört, es also wissen muß. Im allgemeinen hörte ich, daß die bemittelten Kreise sich für Personalnachrichten und Sport, die Minderbemittelten hingegen für die wohlfeilere Bildung interessieren. Sehr verachtet sind die Handeltreibenden, so lange sie nichts besitzen. Wenn sie jedoch reich geworden sind, bessert sich die Stimmung zu ihren Gunsten, und sie werden dann nur gehaßt.

Ich irre in meinen Bemerkungen hin und her, und ich fühle wohl, daß sie dir das Ganze nicht anschaulich machen. Mein Fehler! Ich habe so wenig verstanden. Am wenigsten das, was ich über das hiesige Kunstleben vernahm. Seit einigen Jahren soll es hier nämlich ein solches geben, und zwar ist es in der Losform aufgetreten. Los von der alten Kunst! hieß es, und das leuchtete sofort Vielen ein, insbesondere denjenigen, welche die alte Kunst überhaupt nicht gekannt hatten. Worin die neue besteht, habe ich nicht herausgefunden. Nur wenn ich die Zuschauer vor irgendeinem häßlichen, verzerrten und sinnlosen Werk in Verzückung stehen sah, dachte ich mir im stillen: Das ist wahrscheinlich Sezession. Denn daß ein Künstler nur seinen eigenen Traum bilden solle und nicht den seiner Vorgänger, das ist so selbstverständlich, daß man dafür keine Kampfrufe und Parteinamen braucht. Darin kann ich mich übrigens irren, ich bin eben ein Perser.

Auch in der Literatur geht es hier lebhaft zu. Früher war man von Berlin abhängig, und wenn dort ein unsterblicher Dichter von einem Syndikate von Kritikern gegründet wurde, so nahm ihn der hiesige Markt willig auf. Neuerlich ist die Tendenz vorherrschend, die Unsterblichkeit im Lande selbst zu erzeugen. Der Dichterruhm, Rustan, ist nicht so schwer zu erreichen, wie wir in unseren Gesprächen am

Ufer des Senderud vermeinten. Der Dichterruhm kann von einigen entschlossenen Leuten angefertigt werden. Oft nehmen sie sich dazu ein unterwürfig und talentlos aussehendes Individuum und machen es gewaltsam groß in den Augen der Menge. Diese glaubt darauf, sie wird betäubt, sie muß. Dann kommen wieder andere und reißen den Hinaufgerissenen herunter. Darüber freut sich die Menge erst recht.

Ach, Rustan, ich sehne mich nach Ispahan. Sage dem Aufseher meines Hauses, er möge meinen Frauen sagen, daß ich bald komme. Sie sollen mir noch diese kurze Zeit auch in Gedanken treu sein. Und du, lebe wohl!

Dein Usbek.

(1900.)

Marmolada

Mein Herr Chef, der Redakteur des lokalen Teiles, sieht es nicht gerne, wenn ich stillsitze. Er hat gewiß Angst, daß ich die Geschmeidigkeit meiner Glieder verliere, wenn ich nicht auf Erkundigungen herumlaufe. Oder er befürchtete, daß meine graue Gehirnsubstanz einen Stich ins Gelbliche bekommen könnte, wenn ich meine gesellschaftlichen Wahrnehmungen nicht ununterbrochen zu Papier brächte. Vielleicht hat aber die Rastlosigkeit, mit der er mich beschäftigt, nur einen rein menschlichen Grund. Es erhöht einfach sein Behagen beim nachmittäglichen Tarokspiel, wenn er weiß, daß ich mir zur selben Stunde in irgend einem Vorzimmer die Beine in den Leib stehe oder Menschen, die mir nie etwas getan haben, mit Fragen foltere.

Insbesondere meine gesellschaftlichen Beziehungen lassen ihn nicht ruhen. Denn ich habe gesellschaftliche Beziehungen, ich muß es zu meiner Schande gestehen. Ich kenne alle Menschen, die man unter den Anwesenden bemerkt, wenn getanzt, musiziert, geheiratet, begraben oder sonst etwas Wohltätiges vollbracht wird. Ich bin ja derjenige, der sie unter den Anwesenden bemerkt. Sie kommen eigentlich nur meinetwegen hin. Die meisten gehen auch immer gleich weg, nachdem sie bemerkt haben, daß ich sie bemerkt habe. Von der Gräfin Lizzie Strizzi-Witzi zum Beispiel weiß ich es ganz gewiß. (Lizzie ist ihr liebkoster Taufname, der dem altehrwürdigen Familiennamen der Strizzi-Witzi eine fröhliche Note

aufsetzt.) Hat Gräfin Lizzie auf einem Feste gesehen, daß ich sie notiere, so ist sie befriedigt und zieht sich bald zurück. Manchmal lasse ich sie schmachten und tue, als sähe ich sie nicht, denn ich liebe sie heimlich und möchte ihr darum gerne weh tun. Dann geht sie so lange vor mir auf und ab und spricht so laut, daß ich nicht umhin kann, sie zu entdecken. Lege ich aber meine ganze Seele in einen einzigen Blick, so ist es auch nicht gut. Einmal trat mir bei einer solchen Gelegenheit der Graf, ihr Gemahl, so stark auf die Hühneraugen, daß ich unwillkürlich „Pardon!" sagte. Sie weiß von mir freilich nur, daß ich ein Reporter bin. Meinen Namen kann sie nicht behalten, wie oft ich ihr auch schon von Komiteemitgliedern, mit denen mich eine enge Notizenfreundschaft verbindet, vorgestellt wurde. Sie nennt mich Pollak oder Schlesinger und sogar Teitelbaum. Wie es ihr gerade einfällt. Im Grunde ist es ja so gleichgültig, wie Unsereiner heißt.

Aber meinen Herrn Chef, den Lokalredakteur, wird niemand davon abbringen, daß ich die glänzendsten gesellschaftlichen Beziehungen habe. Dieser Glaube wurde bei ihm unerschütterlich, als wir unlängst mit einander in der Dämmerung spazieren gingen und ein wirklicher, wenn auch oft bei Juden speisender Graf mich zuerst grüßte. Im ersten Augenblick schien mein Herr Chef ein wenig betroffen und wenn es nicht gegen die Ehrerbietung wäre, die ich ihm kontraktlich schulde, so möchte ich annehmen, daß er mich beneidete. Auch mir gab es einen Stich, denn ich ahnte, daß der kleine Vorfall traurige Folgen haben würde. Ich kenne den Mann. Er ist unermüdlich, wenn es gilt, mich herumzuschicken. Und so war es.

„Lieber Freund!" redete er mich gestern plötzlich mit einer Leutseligkeit an, die mich gleich das Schlimmste be-

fürchten ließ. Er legte mir sogar die Hand auf die Schulter. Da gefror mir das Blut.

„Lieber Freund, ich habe eine glänzende Idee für Sie.“ (Der Angstschweiß trat mir auf die Stirne.) „Sie können sich auszeichnen.“ (Meine Knie begannen heftig zu schlottern.) „Das wird Ihnen niemand nachmachen.“

„Was, was?“ jammerte ich, indem ich auf einen Stuhl sank.

„Das mondäne Leben — das Sie als gewissenhafter Beobachter treu begleiten, neigt sich seinem Saisonende zu. Alle nennenswerten Leute gehen weg. Wohin? Das ist die Frage. Sie mit Ihren kolossalen Bekanntschaften sind besser als jeder andere in der Lage, diesen Zug im Bild unserer Großstadt festzuhalten.“

Ich sah mich unwillkürlich nach dem Stenographen um, für den er diese entschieden druckreifen Worte sprach. Aber wir waren allein.

„Was soll ich tun?“

„Ich denke an ein Saisonbild, welches die Stimmung der eleganten Leute in diesem Zeitpunkte wiedergibt, wo man genug Bälle besucht, Konzerte erduldet, Diners geschluckt, genug geliebelt und geklatscht, Nächte durchwacht und Tage dem lieben Gott gestohlen hat. Das Bedürfnis nach einer Erneuerung der Kräfte stellt sich ein. Die erschöpften Salonmenschen wollen sich an den Busen der Natur werfen. Zu schildern wäre demnach einerseits die Natur. . . .“

„Andererseits der Busen,“ ergänzte ich bereitwillig, um anzudeuten, daß ich die Absichten meines Vorgesetzten begriffen hätte.

„Sie sind ja sehr spaßhaft, wenn Sie nicht schreiben,“ sagte er kalt. „Ich meinte: andererseits die Salonmenschen. Die Frage, die jetzt alle anderen verdrängt, ist: Wohin gehen

Sie im Sommer? Verarbeiten Sie diesen Stoff! Haben Sie mich verstanden?“

„Und wie!“ erklärte ich mit schwacher Stimme. Da nickte er befriedigt, stülpte sich den Hut auf die Glatze, ging ins Kaffeehaus und überließ mich meinen Qualen. Was mache ich mit dieser Frage? seufzte ich vor mich hin. Ich seufzte so lange, bis die Erleuchtung über mich kam. Eine Frage legt man vor. Ich entschloß mich, sie mehreren Personen vorzulegen.

Der Erste, dem ich sie vorlegte, war ein berühmter Schauspieler. Der empfängt mich immer, ob es fürs Morgenblatt oder fürs Abendblatt sei. Er verschweigt mir keinen seiner Triumphe. Er hat mir schon mehr schöne und für die Kunstrubrik geeignete Züge aus seinem Leben erzählt, als irgend einem andern seiner Freunde.

„Man hört ja nichts mehr von Ihnen!“ log ich zur Einleitung. „Es ist mindestens eine Woche her, daß Sie mir keine Notiz zur Veröffentlichung anvertraut haben.“

„Sie wissen, lieber guter Freund, ich beschäftige die Öffentlichkeit nicht gern mit meiner Person.“

„Sind Sie krank?“ fragte ich.

Er überlegte einen Augenblick, ob Krankheit oder Gesundheit wirksamer wäre und entschloß sich zum Mittelweg: „Hum — böh — böh — böh!“ sprach er. „Krankheit wäre zu viel gesagt. Ein bißchen abgespannt.“

Da hatte ich ihn schon vor dem Schuß:

„Wohin gehen Sie im Sommer?“

„Es ist — hum — böh — eigentlich ein Geheimnis. Aber Ihnen will ich es anvertrauen. Ich suche heuer einen ruhigen Punkt auf, in den Dolomiten. Die Erfolge dieser Spielzeit sind mir auf die Nerven gegangen.“

„Wessen Erfolge?“ fragte ich liebenswürdig.

„Böh — böh — die meinigen natürlich. Nun gibt es

einen weltentlegenen Ort, den noch fast niemand kennt. Das Hotel heißt nach dem Gipfel, den man vor sich ragen sieht, ‚Hotel Marmolada'. Es gibt noch keinen Fremdenverkehr, keine Familien, keine Hofräte dort. Im vorigen Sommer haben sich nur zwei frisch geschiedene Frauen dort aufgehalten, um ihr Glück ungestört zu genießen. Ferner eine kleine Künstlerkolonie, gute Kollegen. Wir lesen keine Zeitungen, lassen unsere Bärte schießen und tragen die Knie nackt. Es ist ein idealer Ort, wunderbillig, spottschön. Ringsum Natur, nichts als Natur, nur unterbrochen durch einige gute Kollegen vom Theater."

Ich hatte genug, empfahl mich und setzte meine Nachforschungen fort. Ich ging zu einem Porträtmaler, der für höhere Preise höhere Persönlichkeiten malt. Wer beschreibt meinen süßen Schrecken, als ich in einer der eben zum Besuche anwesenden Damen die reizende Gräfin Lizzie Strizzi-Witzi erkannte. Sie lorgnierte die Bilder gütig. Der Meister drückte mir die Hand. Als ich mich tief vor ihr verbeugte, nickte sie mir lebhaft zu:

„Kommen S' auch die Bülter anschau'n?"

„Sie kennen den Herrn?" fragte der Meister.

„Freilich, das is ja der Herr Frankl."

„Nicht ganz!" wagte ich einzuwenden und nannte meinen richtigen Namen. Es brachte sie aber nicht in Verlegenheit. Das Gespräch nahm dann eine Wendung ins Allgemeine. Es erschienen fort und fort neue Besucher. Die Gräfin schickte sich an, das Atelier zu verlassen. Ich weiß nicht, woher ich in diesem Augenblicke den Mut nahm, sie zu fragen:

„Wohin gehen Frau Gräfin im Sommer?"

Sie sah mich überrascht durch ihr Lorgnon an und zwar merkwürdigerweise in einer Sekunde vom Kopf bis zu den Füßen. Ihre Mundwinkel senkten sich und ihre Nase wurde beim Einziehen der Luft schmäler. Ich fürchtete schon, sie

werde mir antworten: Das geht Sie nichts an! Aber sie dachte vielleicht an die Ballberichte des nächsten Winters und erwiderte halblaut:

„Hotel Marmolada!“

Auch? Ich sammelte mich eben zu einigen Bemerkungen über Marmolada, da bemerkte ich, daß sie schon fort war. Ich sprach dann mit der dicken Frau eines böhmischen Kattunfabrikanten. Sie sitzt dem Meister jetzt. Ihr Mann erzeugt so viel Kattun, daß der Meister in ihr Antlitz einen idealeren Zug hineinzubringen imstande war.

„Wohin wir im Sommer gehen?“ sagte sie. „Nach Marmolada. Mein Mann will Ruhe haben. Marmolada gilt jetzt als der stillste Ort, den man überhaupt kennt.“

„Ja, das hab' ich auch schon gehört,“ bemerkte der Meister. „Ich will mich auch ein paar Wochen dort erholen.“

Aus der Kunstwerkstätte begab ich mich in ein bürgerliches Haus zu einer Mädchenjause. Da gelte ich etwas, weil ich Schauspieleranekdoten weiß und zu Premièren Sitze verschaffen kann. Die vier jungen Damen sprachen, ohne gereizt worden zu sein, vom Sommerfahrplan. Ich brauchte nur mit beiden Ohren zuzuhören.

„Sie werden sich also bald trennen, meine Damen?“ rief ich.

Warum? Wieso? Woher? Weshalb? war die ungemein harmonische Gegenfrage der vier Stimmen.

„Nun, Sie werden ja bald auseinander müssen. Der Sommer steht mit seiner Strenge vor der Tür.“

Und im Gemüte dachte ich mir: Eure Väter haben doch hoffentlich keine schlechten Geschäfte gemacht?

„Sie wissen nicht?“ kicherte Elsa.

„Er weiß nicht,“ lachte Fifi.

„Er ahnt nicht,“ wisperte Frieda.

„Wir bleiben ja alle beisammen,“ klärte mich die am

wenigsten hübsche Eveline auf, deren bekannte Spezialität Herzensgüte ist.

„Warum? Wieso? Woher? Weshalb?“ fragte nun ich verblüfft.

„Unsere Eltern haben sich für den Sommer verabredet. Wir wollen einmal ganz allein sein. Die Väter werden Königrufen spielen, die Mütter Poker und wir Tennis. Außer uns ist dort niemand. Es ist ein stilles Hotel in einem Tale der Dolomiten.

„Und wie nennen Sie es?“ fragte ich, indem eine entsetzliche Ahnung in mir aufstieg. „Bitte aber recht deutlich, denn ich will mir den Namen merken.“

„Mar . . .,“ sagte Elsa.

„Mo . . .,“ Fifi.

„La . . .,“ Frieda.

„Da,“ ergänzte die gute Eveline.

Ich empfahl mich bald darauf. In einem Kaffeehause versuchte ich meine Gedanken in diejenige Ordnung zu bringen, die zur Abfassung eines Artikels manchmal nötig ist. Da setzte sich ein Bekannter zu mir. Er ist wohlhabend genug, um aus seinem Menschenhasse kein Hehl machen zu müssen.

„Ich gehe bald fort,“ erzählt er mir. „Heuer will ich mir's einmal gütlich tun. Ich vergrabe mich an einem Ort, wo ich all die widerwärtigen Leute nicht sehe, über die ich mich das Jahr hindurch ärgere. Ich habe mir schon ein Zimmer für den ganzen Sommer gesichert.“

„Am Ende in Marmolada?“ sagte ich unwillkürlich.

„Ja! Wie konnten Sie das erraten?“

„Reiner Zufall! . . . Das heißt, ich hörte, daß dieses Hotel im vorigen Sommer schwach besucht war.“

„Leer! Sagen Sie: leer. Das eben brauche ich. Ich will keine Menschen vor mir sehen.“

Warum hätte ich diesem liebenswürdigen Manne seine Freude verderben sollen?

Auf der Gasse traf ich einen Dichter. Er wandelte so versonnen seines Weges, daß ihm jeder das Dichterische anmerken konnte. Wenn man ihn nur sieht und bevor man seine Werke gelesen hat, weiß man, daß er ein Dichter ist.

„Wohin gehen Sie im Sommer?“ fragte ich ihn plötzlich.

„Ach — ich weiß noch nicht. Ich suche. Ich brauche etwas, das mich anregt. Ich bin, wie Sie wissen, von der Schule tranche de vie. Erleben! ist alles. Ich kann nichts dichten, was ich nicht erlebt habe. Davon sind meine Werke so tief und zugleich so leicht verständlich. Ich muß die menschliche Komödie vor mir ausgebreitet sehen. Dann bin ich köstlich und wahr und melancholisch — kurz, ich!“

„Sie gehören nach Marmolada!“ rief ich.

„Herr, wollen Sie mich hänseln?“ entgegnete er gereizt. „In Marmolada war ich im vorigen Jahre. Entsetzlich! Kein Mensch. Kein Leben. Ich kann aber sagen, daß ich mich an Marmolada gerächt habe. Überall habe ich erzählt, was es für ein verlassener Ort ist.“

„Das haben Sie gut gemacht!“ sagte ich und meine Stimmung wurde rosig.

Der Sommer kommt. Ich werde schwitzen. Jawohl, ich weiß es schon jetzt, ich werde schwitzen, denn ich kenne den Redakteur unseres lokalen Teiles. Er ist auch im Hochsommer rastlos im Herumschicken seiner Leute. Aber wenn der Schweiß mir auch in Strömen auf mein Brot rinnen sollte — ein Gedanke wird mich anhaltend erfrischen. Das ist der Gedanke an die Leute, die nach Marmolada gehen, um die Einsamkeit zu suchen.

(1902.)

Eine wichtige Neuerung

Das Kunstleben in Wien erhält von Zeit zu Zeit eine kräftige Anregung durch die Generalintendanz der Hoftheater. Es ist auch sehr nötig. Alle Tage hat man keine Novitäten, wie die Orestie des wacker aufstrebenden Schriftstellers Äschylos, und es gibt wahrlich Montage, an denen man in der Leitung des Burgtheaters nicht auf Rosen gebettet ist. Das Interesse an den außerordentlichen Darbietungen unserer mit Dekret angestellten Liebhaber und Helden erlahmt manchmal bedenklich, und auch an die Unschuld unserer holdesten Naiven gewöhnt man sich, wenn man sie erst zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre an dieser Arbeit gesehen hat. Die allergetreuesten Stammsitzopponenten haben Augenblicke, in denen sie bereuen, sich eine so anhaltende Einflußnahme auf die dramatische Produktion der Gegenwart gesichert zu haben. Das Verlangen nach Frostbeulen an den Füßen wird auch schwächer bei den jugendlichen Enthusiasten, die sonst einen Winternachmittag freudig vor dem Einlaß des Burgtheaters verbrachten, wenn sie hoffen durften, schließlich wenigstens den Glühwein einer Dichtung zu genießen. Indessen erfreut sich unser altehrwürdiges Kunstinstitut mit den altehrwürdigen Schauspielern und dem munteren Repertoire noch immer einer großen Beliebtheit in denjenigen Familien, deren Töchter sich nicht auf unvorhergesehene Art verloben, sondern erst nach gewissenhafter Erforschung der Vermögensverhältnisse des Zukünftigen. Das sind für den Zu-

schauer schöne Anblicke, oft das wahre Lustspiel in dem gähnenden Hause, wenn solche Paare sich beinahe in Liebe finden, nachdem sie über Mitgift und das jährliche Einkommen unbedingt verläßliche Auskünfte erhalten haben. Es ist das Romantische im Bürgerlichen. Kühner schaut der junge mutige Tuchfabrikant aus Mähren, und in den Schoß blickt die liebreizende Tochter einer Niederlage in der Gonzagagasse, während Herr Kainz dort auf der Bühne die Verse schnell von sich gibt. Solche Poesie findet man im Burgtheater. Und doch kommen Zeiten, wo der Besuch zu wünschen übrig läßt, wo die standhaften Nutznießer von Freikarten den Kern der Schaugäste bilden und die Kassenrapporte ein mehr ideales Gepräge annehmen. Da gehört dann viel Kunst dazu, die schwindende Teilnahme der Theaterfreunde neu aufzupeitschen. Gewöhnliche Mittel, neue Stücke und selbst alte Schauspielerinnen sind unter diesen Umständen zumeist unwirksam. Die ewige Frage der szenischen Kunst richtet sich drohend auf: Wie kriegt man die Leute ins Theater — wenn sie nicht wollen?

Hier zeigt sich nun, was eine weise und was eine törichte Leitung ist. Hier zeigt sich auch der Unterschied zwischen einer kurzsichtigen, ängstlichen Privatunternehmung und einer weitausschauenden, sicher auftretenden Verwaltung, die mit dem Publikum am liebsten durch die wenig gelesene und dadurch so vornehme Wiener Abendpost leutselig zu verkehren gewohnt ist. Der ärmliche Direktor eines minderen Musentempels wird dem Publikum gefällig zulächeln, wird unerhörte Anstrengungen machen, Unerwartetes zu bieten versuchen, wird neue Richtungen poussieren oder auch die urältesten Anziehungen wiederholen und pikante Weiber hinausstellen, und wenn aller Liebe Müh' umsonst ist, wird er mit den Eintrittspreisen heruntergehen. Das ist aber die Kindheit der direktoralen Kunst. Ein Reifer kann darüber nur

lächeln, wenn jemand glaubt, daß die Erleichterung und Verbilligung des Eintrittes geeignet sei, Zuschauer anzulocken. Steigt eine Sache im Werte, wenn man sie wohlfeiler erlangen kann?

Die Veranstalter von Schaustellungen erhielten vor kurzem eine Lehre, die vielleicht noch nicht allgemein in ihrer Bedeutung erkannt ist. Das geschah auf der Pariser Weltausstellung in diesem Jahre, und man wird in dem Beispiele die ganze Beschränktheit einer Demokratie erkennen. Die Leiter des großen Jahrmarktes, auf dem täglich ein Gedränge der Hunderttausende von Menschen war, gedachten, etwas für die Massen zu tun. Etwas fürs Volk! wie man in den Reden sagt. Da kamen sie auf den wahrhaft demokratischen Einfall, diesen guten Leutchen von Paris ein Geschenk zu machen. Der Erlös aus den Eintrittskarten durfte für einen gewöhnlichen Tag mit etwa zweihunderttausend Franks angenommen werden. Diesen Betrag wollten die Leiter der Ausstellung den Parisern schenken, und zwar gerechterweise nicht allen Unbeteiligten, sondern nur den wackeren Freunden und Besuchern des Volksfestes. Auch sollte, was wieder von einem schönen demokratischen Gefühle zeugt, jeder gleich viel geschenkt bekommen. Das war schon schwerer auszuführen. Warf man die Münzen unter die Leute, so entstand vermutlich ein furchtbares Gedränge, und es hätte Tote und Verwundete gegeben, wie in einer Revolution, wenn den Massen auch nur der allergeringste Vorteil winkt. Eine administrative Ordnung, beispielsweise an den Drehkreuzen, in diese Verteilung zu bringen, war ebenfalls ein Ding der Unmöglichkeit; denn wie sollte man feststellen, ob einer nicht das Tourniquet schon an so und so viel Einlässen passiert hatte. Da fanden sie ein Mittel, einfach und genial. Sie schenkten den Besuchern — das Eintrittsgeld. Einem jeden nach seinem Vermögen, wie es in der Schrift heißt; mit anderen Worten,

man brauchte für den Einlaß zu all den Wundern nichts zu zahlen. Gratis! Entzückendes Wort. Es mußte nie gesehene Menschenmengen auf die Esplanade der Invaliden, nach dem Harsfeld locken. Die Frage war nur, ob dreimal, viermal, zehnmal so viel Leute kommen würden, als an den größten Sonntagen. Und da geschah das Wunderbarste. Es kamen nicht zehnmal, nicht dreimal so viele, es kamen auch nicht einmal so viele wie sonst. Es kam niemand, sage und schreibe niemand.

An den Psychologen der Menge ist es nun, diese Erscheinung zu erklären. Ein Freibillett liebt bekanntlich jeder gesittete Europäer, aber nur — hier ist in einen Abgrund der menschlichen Natur zu blicken — wenn andere dafür zahlen müssen. Warum erquickt es ihn nicht mehr, sobald es auch alle anderen haben? Weil der Vorzug, die Rechtsbeugung entfällt? Weil die Schadenfreude über die dummen Zahler weg ist? Oder weil er das für wertlos hält, wofür man nichts verlangt?

Dieser Wahrnehmung gegenüber steht die Tatsache, daß sich das Publikum zu denjenigen Darbietungen drängt, für die man auch bei nicht erhöhter Güte erhöhte Preise fordert. Denn die gesunde Vernunft sagt es jedem Mitgliede des Publikums, daß die Erhöhung der Preise eine Folge des Andranges und der Andrang eine Folge der ausgezeichneten Kunstleistungen sei. Keine Bemühung ist so wirksam wie das Aufschlagen des Preises, weil dieses sofort von der weitverbreitesten gesunden Vernunft unterstützt wird. Wer auf die gesunde Vernunft der Menschen baut, der geht sicher. Will man also die Leute ins Theater kriegen, so muß man ihnen den Eintritt so schwer als möglich machen, man muß vor ihnen Hindernisse auftürmen, die sie dann freudig und begeistert nehmen. So will es die weitverbreitete gesunde Vernunft.

Freilich sind das Erfahrungen, über die in ausreichendem Maße lediglich die älteren Kunstinstitute verfügen. Der Privatunternehmer, dessen Herrschaft nur vom Konkurse seines Vorgängers bis zu seinem eigenen dauert, hat nicht Zeit, sich diese überlegene Anschauungsweise zu erringen. Er unterbietet sich, wenn das Interesse der Zuschauer nachläßt. Ein vornehmeres Theater hingegen wird sich in diesem Falle überbieten, in den Preisen wenigstens. Nun weiß ich im Augenblicke zwar nicht, ob der Zudrang zu den Kassen der hiesigen Hoftheater in der letzten Zeit besonders stürmisch war; aber die Neuerung, die in den letzten Tagen alle Theaterpatrioten auf das heftigste beunruhigt hat, läßt auch in mir leise Besorgnisse wach werden. Die Generalintendanz hat eine Verfügung getroffen, durch welche die Erlangung der so heißbegehrten Sperrsitze umständlicher und kostspieliger gemacht wird. Sollten sie nicht heiß genug begehrt werden? Oder liegt der Maßregel ein anderer theaterpolitischer Gedanke zu Grunde? Aus der Wiener Abendpost erfährt man ja niemals alles.

Wir sind also wieder auf jene Konjekturen angewiesen, mit denen sich arme Völker im Unergründlichen die Zeit vertreiben. Es ist auch möglich, daß die Generalintendanz sich der Leere unseres Daseins erbarmen und den Jausen, die wir jetzt five-o'clocks nennen, einen Gesprächsstoff liefern wollte. Das ist im reichsten Maße gelungen. In der Welt der Jausenmenschen hat schon lange nichts einen solchen Aufruhr hervorgerufen, wie die Neuerung, daß man die Karten für die Hoftheater auch mittels Postanweisung für alle im Spielplan angegebenen Vorstellungen vormerken könne. Der glückliche junge Mann, der als Erster diese frisch aus dem halbamtlichen Blatte geschöpfte Nachricht in eine bessere Jausengesellschaft brachte, mag da einen hübschen Erfolg für sich herausgeschlagen haben. Alle anderen Gespräche verstummten,

minutenlang wurde die Ehre abwesender Freunde und Freundinnen nicht abgeschnitten, und sogar leichte Flirts erlitten eine kurze Unterbrechung. Wie? Wir haben wohl nicht gehört. Per Postanweisung? Was soll das heißen? Auf oder nur durch Postanweisung? Was ist eine Postanweisung? Bitte, wiederholen Sie die ganze Mitteilung! So etwas kann man sich nicht genau genug einprägen. Das ganze Leben bekommt ja dadurch möglicherweise eine andere Wendung. Ist es gut oder schlecht? Durch Postanweisung? Wie sonderbar.

Und der wichtige junge Mann wiederholte die Botschaft, von der es noch nicht gewiß war, ob sie Schrecken oder Freude enthielt. „Man wird Sitzkarten auch mehrere Tage vorher, das ist für so lange, als das Repertoire ausgegeben ist, bei der Hoftheaterkasse auf Grund von Postanweisungen vormerken können.“ Können! Also nicht müssen? Das läßt die Sache auf den ersten Blick freundlicher erscheinen. Es ist keine neuerliche Einschränkung unserer verfassungsmäßigen Freiheiten beabsichtigt. Man ist nicht gezwungen, sich die Sitze am Postschalter zu nehmen. Wem es Vergnügen macht, der kann sich auch weiterhin an den wesentlich verschiedenen Schalter der Hoftheaterkasse begeben. Auch durch die Post, nicht nur durch die Post — das ist eine große Beruhigung. Ja, aber die Sache muß doch auch ihre Schattenseiten haben, sonst wäre es nicht in der Wiener Abendpost veröffentlicht worden. Freilich hat sie ihre Abend- und Postschattenseiten, die Sache. Bisher ging man oder schickte man zur Kasse. Für interessante Vorstellungen bekam man natürlich nichts, aber das ereignet sich glücklicherweise selten. Bei den Vorstellungen hingegen, welche die Regel bilden, stand man längere Zeit in der Queue hinter früher erschienenen Kartenhändlern und Dienstmännern; man rückte langsam vor, wie im Leben, und endlich war man am Ziele. Es war nicht der Mühe wert, aber man war

am Ziele. Man trug die Sitzanweisungen davon oder wurde abgewiesen, doch man wußte sogleich, woran man war. Auch wenn man morgens einen Dienstmann schickte, erfuhr man meistens noch vor Sonnenuntergang die Entscheidung. Wenn der Bote keine Billette brachte, war man zwar auch um fünfzig Kreuzer ärmer, aber die Gewißheit, keine Sitze bekommen zu haben, ist oft mit diesem Betrage nicht zu teuer bezahlt. Das war der bisherige Zustand: die Gewißheit! Anders will es in der neuen Ordnung der Dinge sich gestalten. Statt einer Queue von Spekulanten, Dienstmännern und Schwärmern hat man einen unsichtbaren Feind vor sich. Die Gefahr ist einfach unermeßlich. Zu einer sehenswerten Vorstellung werden sich zwanzigmal mehr Leute melden, als Sitze da sind, und folglich müssen neunzehn Legionen abgeschlagen werden. Bekommt man aber die erflehten Sitze, so hat man zur gleichen Zeit die niederschmetternde Erklärung, daß sich die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung für den angekündigten Genuß nicht erwärmen kann. Man sieht sich schon im voraus in einem leeren Hause sitzen. Madame wird daraufhin vielleicht die Vorstellung gar nicht mehr besuchen wollen. Der Herr wird gezwungen sein, sich in vorgerückter Stunde vor dem Theater aufzustellen, um die Sitze noch an den Mann zu bringen, und da er im Billetthandel nicht die genügende Gewandtheit hat, wird er rasch auffallen und als Agioteur verhaftet werden.

Andererseits kann auch die glückliche Erwerbung von Karten zu einer anziehenden Vorstellung noch mit unberechenbarer Bitterkeit gemischt sein. Es kann nämlich eine Abänderung kommen, und in diesem Falle erhält der Besitzer der im Postwege errungenen Scheine sein Geld nicht zurück, sondern er muß sich den von der Intendanz verfügten Ersatz gefallen lassen. Das ist hart, das ist grausam, dagegen werden sich alle stolzeren Naturen auflehnen. Min-

destens drei Tage vorher muß man die Postanweisung eingezahlt haben. Der Himmel ist gnädig: man gewinnt das große Los zweier Parkettsitze in der elften Reihe mit Vorverkaufsgebühr. Nun zittert man noch zwei Tage um die Gesundheit aller Mitwirkenden. Wie leicht kann die Influenza ein Opfer fordern. Erschöpft vor Aufregung, mit zerrütteten Nerven erlebt man den Tag der Aufführung. Mit Bangen greift man zum Abendblatte — zum Glück nichts von einer Absage. Mit frohen Gefühlen eilt man ins Theater. Da, ein Sturz aus allen Himmeln — der rote Zettel. „Exzelsior!“ oder „Dorf und Stadt“.

Nun wissen wir noch immer nicht, ob die neue Maßregel eine Erleichterung oder Erschwerung des Theaterbesuches bedeutet. Man wird es wohl auch nicht so bald herausbekommen. Es ist eben eine recht verwickelte Geschichte, die aber das volkserziehliche Gute hat, daß der Witz an ihr sich üben und der öffentliche Mut sich stählen kann. Denn wieder hört man starke Worte der Entrüstung, unabhängige Männer treten auf den Plan, und manche finden es schwer, keine Satire zu schreiben. Kurz, eine mächtige Bewegung, die uns ein bißchen dafür entschädigt, daß die Reichsratswahlen einen großen Teil der Bevölkerung kalt lassen; daß die modernen Fortschritte im Wissen und Können sich bei uns nicht in Taten und Unternehmungen umsetzen und daß überhaupt nichts Erfreuliches und Nennenswertes vorgeht. Auch die ewigen Fragen tauchen im Gefolge dieser Neuerung wieder auf, zum Beispiel die: ob das Burgtheater das erste Theater sei oder nicht. Darauf läßt sich nun heute eine vorläufig abschließende befriedigende Antwort geben: Ja, das Burgtheater ist das erste Theater, für das man die Sitze durch Postanweisung vormerken kann.

(1900.)

Ein falscher Abgang

Es sei mir gestattet, in meinen Erinnerungen zu wühlen, wie in Haaren, die ich nicht mehr habe.

Die Erregung, mit der meine jüngeren Kollegen vor kurzem die Demissionsgesuche einiger verdienstvoller Schauspieler behandelten, bringt mich auf diese rückwärts gewendeten Gedanken. Die Demission eines Schauspielers ist in unserer Stadt immer ein ernstes Ereignis, das soll durchaus nicht geleugnet werden. Ich möchte nur empfehlen, angesichts einer solchen drohenden Katastrophe nicht gleich den Kopf zu verlieren. Manchmal läßt sich der Verlust noch im letzten Augenblicke abwenden. Ich entsinne mich eines solchen Falles, der freilich für mich auch etwas Schmerzliches hatte.

Es war in den Anfängen meiner Laufbahn, aber ich hatte es doch schon weit gebracht. Ich hielt nämlich schon dort, wo ich heute halte. Das ist ja eine der weniger bekannten Seiten unseres Berufes, daß wir mit zwanzig Jahren schon ebensoweit halten, wie mit sechzig. Die ersten Konzeptspraktikanten, deren Aufstieg wir mit rühmenden Notizen begleiteten, sind schon längst als Hofräte in einen von ihrer Amtszeit dem Namen nach verschiedenen Ruhestand getreten, wenn wir noch immer die Ernennung neuer Praktikanten erfreut berichten. Ich sage also, daß ich schon damals so weit war, wie heute, oder heute noch dort bin, wo ich damals war. Auch das Verhältnis zu meinem Chef, dem Herrn Redakteur

des lokalen Teiles, war schon genau so wie jetzt. Er litt seelisch, der arme Mann, wenn er mich einmal ausruhen sah. Er litt es aber nie lange und so war es auch damals.

Mein letzter Raubmord lag mir noch in den Gliedern. Ich hatte aber auch das Blut in Strömen fließen lassen und mit den grausamsten Einzelheiten nicht gespart. Ich glaube wer meinen Bericht halbwegs aufmerksam gelesen hatte, verlor die Lust, jemals einen Raubmord zu begehen oder an sich begehen zu lassen. Es ist denn doch eine Befriedigung, wenn man sich dies sagen kann. Ein besserer Buchhalter pflegt ja mehr zu verdienen als unsereiner, aber solche Genugtuungen empfindet er nicht. Allerdings ist die Besserung der Menschen eine ermüdende Arbeit. Ein Raubmord nimmt mich immer ein bißchen her.

In mein Ruhebedürfnis hinein sprang plötzlich der Chef unseres lokalen Teiles wie ein Jaguar. Er stand bei meinem Tische und rief mir erregt zu:

„Hier sind zwanzig Kreuzer."

Ich nahm sie jedenfalls und die Rührung wollte mich schon übermannen, weil ich es für eine Ehrengabe in Ansehung meiner Verdienste um den Raubmord hielt. Er fügte jedoch erläuternd hinzu:

„Werfen Sie sich in einen Wagen und erfahren Sie, ob es wahr ist, daß der Komiker Schlager demissioniert. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß das ein Ereignis wäre."

„Eine Katastrophe!" bestätigte ich erschüttert.

Er sah mich sonderbar an: „Na, mir ist es auch recht, wenn Sie das so auffassen. Ich kann mich also auf Sie verlassen, lieber Freund!"

Ich war schon fort. Mit zwanzig Kreuzern kann man sich natürlich nicht in einen Fiaker werfen. Ich warf mich also in einen Omnibus. Wir jagten mit großer Langsamkeit meinem Ziele, der Wohnung Schlagers, zu. Ich war, wie gesagt, jung.

Die Größe meiner Aufgabe berauschte mich und vor Bewegung leise zitternd, stand ich im Vorzimmer des gefeierten Künstlers. Ich schwankte, ob ich ihm meine Visitkarte als Schriftsteller oder diejenige, auf der meine Zugehörigkeit zum Blatte vermerkt war, hineinschicken sollte. Der Kammerdiener sah in seinem Livreefrack so großartig aus, daß ich mich entschloß, als Schriftsteller aufzutreten. Er legte meine Karte auf eine silberne Tasse, warf einen besorgten Abschiedsblick auf die dahängenden Überröcke und verschwand. Ich glaube, er ließ die Tür auch wegen dieser Röcke halb offen, so daß ich Schlagers berühmte Nasenstimme deutlich hören konnte:

„Sagen Sie ihm, daß ich ausgegangen bin. Ich bin überhaupt nie zu Hause.“

Ich erschrak. Wie konnte ich meinem Chef unter die Augen treten, wenn ich Schlager nicht einmal gesehen hatte? Vielleicht hatte Herr Schlager einen Widerwillen gegen Schriftsteller. Da reichte ich dem Kammerdiener, noch bevor er mir den Bescheid erteilte, die andere Karte und diese half. Ich will daraus keine hochmütigen Schlüsse ziehen, aber im nächsten Augenblicke stand ich vor Schlager. Er gab mir beinahe freundlich zwei Finger seiner Hand und ich drückte sie dankbar.

„Ich hab' g'laubt, es is so ein Dichter,“ sagte er erklärend. Aus einigen weiteren Bemerkungen ging hervor, daß er die Zeitung für wichtiger halte als die Dichtung. Von der Dichtung habe man eigentlich nichts, während einer Zeitung, die sich auf die Seite der Schauspieler gegen die Direktoren stelle, immerhin ein gewisser Wert beigemessen werden könne. Er hatte eine vorbehaltliche Art zu sprechen wie ein Mann, der sich über die Tragweite seiner Worte klar ist. Überhaupt war er ernst, ja düster, wie es die gutbezahlten Komiker immer sind. Sie verschwenden kein Mätzchen, denn das ist Geldeswert. Wenn sie im Privatleben ab und zu eines machen, so

geschieht das nur übungshalber und um sich selbst zu versichern, daß sie es noch können.

Als er aber den Zweck meines Besuches erfuhr, ging eine wunderbare Veränderung mit dem mürrischen Manne vor. Er begann sich über mein Erscheinen, das er vorhin nur als unabwendbar ertragen hatte, aufrichtig zu freuen. Daß man in der Stadt schon von der Möglichkeit seines Abganges mit Bangen sprach, das hörte er gern. Und als ich meine eigene unmaßgebliche Meinung dazu gab, daß ich es für eine Katastrophe hielte, da reichte er mir seine Hand, ohne mit den Fingern zu kargen und sagte einfach:

„Von jetzt ab sagen wir uns du!"

Daß er kein Geheimnis mehr vor mir hatte, nachdem wir in der Freundschaft einmal so weit gekommen waren, ist wohl einleuchtend. Ich lernte da einen wahrhaft seltenen Charakter kennen. Seine Reichsverdrossenheit — so nannte er es — hatte keine materiellen, sondern nur rein künstlerische Gründe. Er stellte keine übertriebenen Gehaltsansprüche. Das, was er hatte — doppelt so viel wie ein regierender Minister — war ihm genug. Man kann sich schließlich einschränken, wenn es sein muß. Auch sein halbjähriger Urlaub war ihm nicht zu wenig. Auch mit den Rollen war er nicht unzufrieden; sie waren ihm sämtlich an den Leib geschrieben und die Stücke hatten überhaupt keinen anderen Sinn, als daß sie seinen fortwährenden Aufenthalt auf der Bühne begreiflich machten. Auch der Direktor ließ es an der schuldigen Ehrerbietung nicht fehlen, wenigstens bis vor kurzem nicht. Aber jetzt — und dies war die Ursache der Verstimmung meines besten Freundes — jetzt ging dieser unerhörte Mensch von einem Direktor mit dem Gedanken um, noch einen ersten Komiker zu engagieren. Hatte man je etwas auch nur annähernd Ähnliches erlebt?

„Bruder, sag du selbst: bin ich nicht mehr komisch

genug? Muß man die Leut' vielleicht kitzeln, wann ich auftritt, damit's lachen? Bitte, neulich sind zwei Zuschauer vor lauter Lachen unwohl g'worden während meiner Szene, wie ich als B'soffener z'Haus komm und nicht ins Bett hineinfind'. Überhaupt, Lachkrämpfe sind bei mir gar nichts Seltenes. Die Frauen. . . . Bitte, das sind Erfolge, das wirst du mir zugeben, Freunderl. Die sind nicht wegzuleugnen. Und da engagiert man mir einen zweiten ersten Komiker. So und wer bin denn dann i? Vielleicht der erste zweite Komiker? Ah, na! Dort, wo ich spüll, dort lacht man nur über mi! oder i geh'. Kellner, zahl'n! I bin beleidigt word'n, i geh!"

Und wieder hochdeutsch:

„Das können Sie — das kannst du in der Zeitung auseinandersetzen, wenn du mein Freund bist. Aber nicht, daß es von mir kommt. Hast verstanden?"

„Ja, leider nur zu gut. Wir sollen dich verlieren? Gibt es denn gar kein Mittel, dich auf der Stätte deiner Triumphe festzuhalten?"

„Das kannst alles schreiben, Bruder. Das wird sich sehr gut machen. Es waren Triumphe. Er soll nur schaun, der Direktor, ob sich die Leut' bei ein' anderen Komiker so krank lachen, wie bei mir. Und die Zeitungen sollten ihm das sagen, dem Direktor, dann haltert' ich was von die Blätter."

„Du wirst von mir hören, Schlager!" sagte ich und verließ ihn. Es war mir klar, daß ich die Katastrophe, die unserem Kunstleben drohte, um jeden Preis verhüten mußte. Ich eilte zum Direktor des Theaters und unterrichtete ihn in kurzen Worten von der Sachlage. Der Direktor war nicht so entsetzt, wie ich es erwartet hatte. Er wollte nicht recht an die Demission Schlagers glauben. Der werde es sich noch überlegen. Es wäre die Pflicht der Presse, den Übermut solcher Solospieler zu brechen. (Es fing mir schon zu jener Zeit an aufzufallen, daß die meisten Menschen die Ver-

teidigung ihrer eigenen Privatinteressen für eine Pflicht der Presse erklären.) Ferner meinte der Direktor, daß es ein wertvoller Versuch sein könnte, festzustellen, ob zwei Komiker nicht Besseres leisten, wenn sie nebeneinander, als wenn sie allein dastehen. Der Wettbewerb mit einem Worte.

„Herr,“ wagte ich ihm zu entgegnen, teils aus treuer Freundschaft für Schlager und teils aus Überzeugung; „Herr, Sie irren sich. Ich will ja im allgemeinen nichts gegen die Konkurrenz der Talente gesagt haben, aber bei Komikern ist sie unmöglich. Es ist kaum zu vermeiden, daß ab und zu in Gegenwart des einen über den andern gelacht wird. Das ist ein Dolchstoß für den einen. Wenn Sie zwei Komiker nebeneinander stellen, haben Sie plötzlich gar keinen, denn beiden vergeht sofort die ganze gute Laune.“

Ich verteidigte diese These noch auf mancherlei scharfsinnige Weise und es gelang mir, auf den Direktor Eindruck zu machen. Nur gab er mir zu bedenken, daß er doch wenigstens während Schlagers Urlaub einen anderen Komiker haben müsse. Mit diesem Ergebnisse eilte ich zu Schlager zurück.

„Bruder,“ sagte ich ihm; „der Direktor ist bereit, den anderen Komiker nur während deines Urlaubs auftreten zu lassen.“

Schlager legte mir die Hand auf die Schulter und rief aus:

„Weißt, was ich dann tu'? Dann verzicht' i auf mein' Urlaub!“

Und so ward es vollzogen. Noch einmal eilte ich zum Direktor, brachte ihm die Freudenbotschaft und ich selbst führte ihn zu Schlager. Sie sanken einander in die Arme und waren wieder unendlich gut. Ich aber glaubte, mich zurückziehen zu dürfen. Meinem Chef telephonierte ich die freudige

Tatsache, daß Schlager nicht gehe. Hierauf begab ich mich in mein Kaffeehaus, wo das traute Tarok schon meiner harrte.

Meine Kameraden, die Reporter der anderen Blätter, hatten keine Ahnung von der Katastrophe, die beinahe stattgefunden hätte und nur durch meine Dazwischenkunft vereitelt worden war. Wenn nichts vorgeht, sind wir alle die besten Freunde; nur bei einer Nachricht hört sich die Gemütlichkeit auf. Da es aber diesmal nichts zu verschweigen gab, erzählte ich ihnen den ganzen Hergang, indem ich meinen Triumph, etwas gewußt zu haben, was sie nicht wußten, mit vornehmer Bescheidenheit genoß. Und der Rest des Abends war Tarok.

Ich will nun nicht leugnen, daß es mich verdroß, als ich am andern Morgen meine Erzählung in mehreren Blättern fand, während wir überhaupt nicht eine Zeile darüber hatten. Zum Glück hatten die Kollegen in wahrhaft kollegialer Weise meinen Namen verschwiegen, so daß ich bei meinem Chef mit einem verhältnismäßig blauen Auge davonkam. Er höhnte nur:

„Lieber Freund, Sie mögen ein sehr gediegener Mensch sein; mit Ihren geistigen Fähigkeiten täten Sie aber besser, sich einem anderen Fache, vielleicht der Spezereihandlung, zuzuwenden. Ich kann Ihnen ja keinen eigentlichen Vorwurf machen, denn Sie haben die Tatsache richtig herausgebracht, daß Schlager nicht geht. Aber warum geht er nicht? Das will man doch bei einem Manne von seiner Bedeutung auch wissen. Wie hübsch ist das in den anderen Blättern erzählt! Und dann kommt da eine geheimnisvolle Figur vor, ein Freund, der Herrn Schlager unserem Kunstleben gleichsam zurückerobert. Wer ist dieser Mann?“

„Ich kann mich ja erkundigen,“ sagte ich verlegen.

„Nein, lassen Sie es jetzt schon, es ist zu spät; für uns ist die Situation nur zu retten, wenn wir das Ganze als Luft behandeln. Aber merken Sie sich das: Die Demission eines

Schauspielers darf nie leicht genommen werden. Ob er schließlich bleibt oder geht, kann uns vollkommen gleichgültig sein. Journalistisch betrachtet, ist das, was die Franzosen „une fausse sortie“ nennen, der falsche Abgang, noch wichtiger als der wirkliche. Da muß man jeden Tag die Phasen verzeichnen. Es kommt eine Art Spannung hinein, wie bei einem Roman in Fortsetzungen. Das Ende ist traurig, wenn er geht, und froh, wenn er uns erhalten bleibt. Freilich auch manchmal traurig, wenn er bleibt.“

Ich hörte zerknirscht diese Worte einer geläuterten Weisheit an. Noch weher tat mir aber Schlager, der mich ans Telephon rief:

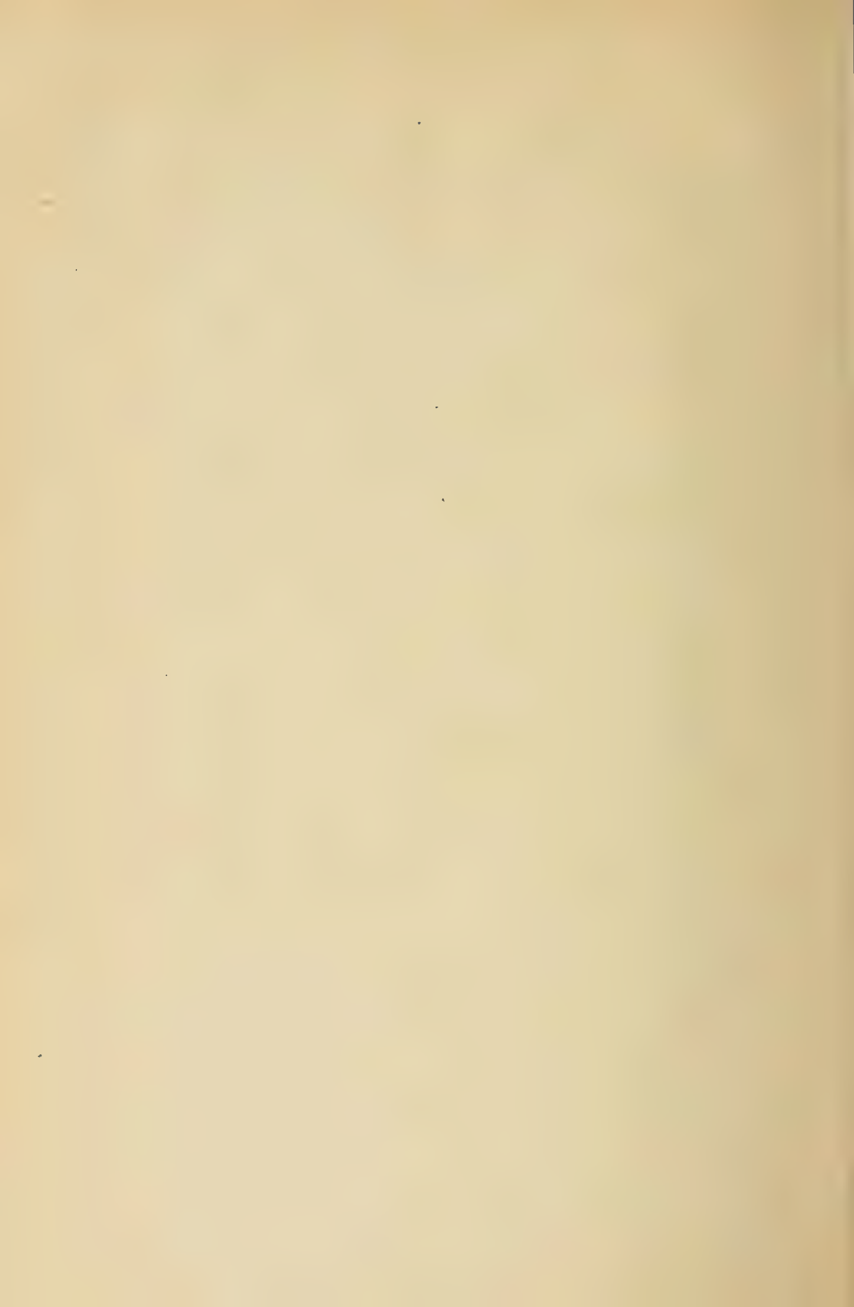
„Halloh, halloh! Bist du's? Ja? Du willst mein Freund sein? Alle Blätter schreiben lang über meinen Abgang, nur du kein Wort. Das ist mir ein schöner Freund. Von jetzt ab sagen wir uns wieder Sie!“

(1902.)



II

Aus den Pariser Tagen



Ravachol!

1 Uhr. Der Sturmvogel.

Träger, trüber, regnerischer Sonntag. Dieser Tag wird schwer umzubringen sein. In Paris geht nichts vor. Jetzt ist Mittag. Tot und ausgestorben liegt der Boulevard des Italiens. Der Regen klatscht. Nasse Pferde traben und straucheln auf dem nassen Fahrdamm. Nasse Kutscher schnalzen mit der Peitsche, schimpfen, spähen vergeblich nach nassen Fußgängern aus, die man überfahren könnte. Aber wenige sind zu sehen. Paris dejeuniert. Die Zeitungsfrauen träumen in ihren Kiosken von der Vergangenheit, indes die ausgehängten Zeitungen windelweich geregnet werden. Der Sergent de Ville wandelt, ins Unabänderliche ergeben, auf und ab, sein Schnurrbart weint. Leer die spiegelnden Flächen der Asphaltwege. Und in der wunderlichen Ruhe dieses Mittags befällt auch den Spaziergänger ein Träumen. Diese nassen Wege, die lagunenhaft glänzen, sind wirklich Kanäle. Dort, an der Ecke der Rue Le Pelletier, wird gleich der hohe Schnabel einer Gondel hervorkommen. Und ferner, hinter dem Regenschleier, vom Boulevard Montmartre her, leuchtet etwas Weißes, wie das schlaffe Gefieder eines niedrig streichenden Vogels, bewegt sich auch auf und nieder. Sehr hübsch, wie ein Sturmvogel anzusehen. Natürliche Erklärung: dort war eine Lichtung im Regenwolkengeschiebe, und die flüchtige Helle fiel auf ein großes Stück Papier, das ein laufender Bursche schwang. Nun kommt er herangejagt und schreit und entfaltet trabend die feuchten Blätter. Schon eine Abendzeitung? . . . Jetzt ist verständlich, was er keuchend, dampfend, atemlos schreit:

„Dynamit Explosion! Achtzehn Opfer in der Rue de Clichy! Ravachol!“

Man reißt ihm ein Blatt aus der Hand. Schon ist er weit, schreiend, keuchend, schweiß- und regentriefend, und er schwingt die nassen Papierfetzen. Ist wieder wie ein Sturmvogel, der sich mit langen schlaffen Flügeln durch die große Stadt schwänge.

„Das Neueste von Ravachol! Ravachol! . . .“

2 Uhr. Im Splendide-Hotel.

(Vornehmes Etablissement. Nimmt eigentlich nur unbescholtene Fürsten auf. Bei Silberminenbesitzern aus Amerika wird nicht auf Vergangenheit gesehen, aber alle anderen Ankömmlinge müssen von ungewöhnlich guten Eltern sein. Von Mitte März bis Ende Juni hat man beim Eintreffen nachzuweisen, daß man bei der Bank von Frankreich unbeschränkt akkreditiert ist.)

Schauplatz: Halle, mit allen Wundern der modernsten Erfindungen ausgestattet. (Bekanntlich arbeitet die Wissenschaft nur noch für die Vervollkommnung der Hotels — denn daß die Fortschritte in der Erkenntnis und Benutzung der Naturkräfte den Menschen nicht veredeln, ist bereits allgemein anerkannt.

Der Hoteldirektor (tritt aus seinem Studierzimmer und geht auf den regierenden Großherzog von Gerolstein zu, um ihn durch eine Ansprache auszuzeichnen.)

Großherzog (erhebt sich, streckt dem Direktor die Hand entgegen.)

Direktor (gibt ihm leutselig zwei Finger): Na hat's geschmeckt, Hoheit?

Großherzog: Ah, ah — sehr freindlich! Wonderbar! Diese Sauce suprême! Wirklich das Äußerste! Eh — eh. Wollen Sie mir nicht Vergnügen schenken, mit mir Kaffee nehmen?

Direktor (gütig): Warum nicht?

(Einige Hotelgäste vom Grafen abwärts halten sich im Hintergrunde auf, blicken scheu und neidisch den geehrten Großherzog an, der jedes Wort des Direktors gefällig belacht.)

Generalsekretär (bringt dem Direktor eine Depesche):

Direktor (durchfliegt das Telegramm): Aufnahmegesuch . . . General Jeremias Butterfly? Kenn ich nicht.

Generalsekretär: Der Silberminenbesitzer!

Direktor: Schwärme für solche Leute nicht. Silberbills . . . Zufälligkeiten . . . Abenteurer.

Großherzog (hält das für einen Witz, lacht lange).

Generalsekretär: Butterfly ist sehr gut.

Direktor: So? . . . Delogieren Sie meinetwegen den schwedischen Baron . . . Wie heißt der Mensch doch?

Generalsekretär: Herr Direktor, der Baron wohnt seit Monaten bei uns, berichtigt nie einen Irrtum in der Rechnung.

Direktor: Das fehlte noch. Hinaus mit ihm! (Ein gewöhnlicher Fiaker rollt unter die Einfahrt. Im nächsten Augenblicke tritt Professor Meyer, bebrillter älterer Herr, ein; er trägt eine gestickte Handtasche aus dem Anfang des Jahrhunderts.)

Professor Meyer-Göttingen (der in Paris die Revolutionsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Schreckensherrschaft studieren will): Darf ich Sie vielleicht um ein Zimmer bitten?

Generalsekretär (halblaut): Diese Frechheit!

Portier (schickt sich an, grob zu werden).

Direktor (winkt ab): Lassen Sie! . . . Wir werden lachen! (Zum Professor): Was wünschen Sie?

Hotelgäste (nähern sich lächelnd, schmunzelnd, grinsend).

Professor (setzt seine gestickte Handtasche auf den Boden): Ihr Hotel ist mir empfohlen worden. Ich möchte gern ein kleines Zimmer haben.

Direktor: Wie meinen Sie? (Man lacht.)

Professor: Ein kleines Zimmer — für ein, zwei Tage, bis ich ein Monatszimmer gefunden habe.

Direktor (platzt heraus): Ein Mo—ho—honatzimmer! Hahaha! (Der Großherzog lacht, die Gäste lachen, Damen wie Herren, ernste Engländer halten sich den Bauch vor Lachen, der Sekretär, der

Portier, die Kellner, die Grooms, die Stubenmädchen auf der Treppe, bis unter das Dach. Eine großartige Heiterkeit geht durch das vornehme Splendide-Hotel).

Professor (versteht nicht gleich, wird aber rot und nimmt die Brille ab, um sie zu putzen).

Ein Groom (stürzt von der Gasse mit einem Zeitungsblatte herein): Eine Dynamitexplosion in der Rue de Clichy! Achtzehn Opfer! (Im Nu ist dieses ganze großmächtige Gelächter verstummt. Der Direktor wird grün, die anderen blaß. Das Splendide-Hotel erschrickt.)

Großherzog: (winkt seinen Hofmarschall heran): Wir reisen mit dem nächsten Zug!

Direktor (flehend): Hoheit! Hoheit werden doch nicht?

Großherzog (würdigt ihn keines Blickes, geht ab).

Mehrere Gäste (eilen ins Bureau): Sofort die Rechnung!

Professor Meyer (hat endlich begriffen, nimmt zornig seine Handtasche auf: So? Also das ist die Aufnahme, die man im Splendide-Hotel findet! Ich werde dieses Vorgehen in die Öffentlichkeit bringen. Ich werde mich darüber im Magazin für Geschichtswissenschaft des In- und Auslandes beschweren. (Will abgehen).

Direktor (eilt ihm nach, zerknirscht): Aber, mein Herr, wo denken Sie hin? Sie werden bei uns gut aufgehoben sein. Wir haben auch Monatszimmer. Billig! Wollen Sie mir Ihre reizende Handtasche anvertrauen? (Nimmt sie ihm aus der Hand).

Professor (versteht wieder nicht, wie dieser Umschwung erfolgte, wem er das Glück, im Splendide-Hotel zu wohnen, verdankt).

Ein Ausrufer (gröhlt auf der Gasse): Ravachol! Ravachol!

3 Uhr. Rue de Clichy.

Beim Weinhändler „gegenüber“. Sämtliche Wirte des Arrondissements bersten vor Neid, weil er gegenüber ist. Freilich, es sind ihm ein paar Fensterscheiben zerbrochen worden — aber dieses Geschäft! Die Schänke wird nicht leer. Einige Neugierige

lassen es sich einen Rausch kosten, nur um stundenlang am Schanktische stehen zu dürfen. Draußen drücken sich mehrere die Nasen platt an den geborstenen Scheiben, um wenigstens in das Lokal sehen zu können, wo von ihm gesprochen wird.

Wirt (einschenkend): . . . Plötzlich ein Knall, wie wenn zehn Kanonen auf einmal abgefeuert würden. . . . Noch ein Glas, mein Herr?

Einige Trinker (murmeln entsetzt): Zehn Kanonen!

Die Obstfrau (will herein).

Einige Trinker: Es geht nicht, Madame, Sie sehen, es geht nicht. Wir sind vollzählig.

Wirt: Aber, meine Herren, Madame ist die Obstfrau, die drüben ihren Laden hat! (Ehrfurchtsvolles Gemurmel. Man macht ihr Platz.)

Obstfrau: Uff! Diese Aufregung! Wenn ich davon keine Krankheit habe! (Trinkt einen ganz gesunden Schluck).

Einige: Wie war es denn, Madame?

Obstfrau (heiser, sie wurde bereits von sechzig Reportern interviewt, hat es auch ihrer gesamten Kundschaft erzählt, wird es noch viele, viele tausendmal erzählen): Also, Marie-Alexandrine war vielleicht zehn Minuten früher bei mir gewesen. (Mit Tränen in der Stimme): Sie hatte Salat und Rüben gekauft . . . . Meine arme Marie-Alexandrine! Gestern war sie noch gesund wie mein Auge. Heute muß sie ins Spital! Sie hat Glassplitter im Bauch!

Einige Trinker (schaudernd): Im Bauch!

Wirt: Noch ein Glas, mein Herr?

Obstfrau: Madame — die weise Frau — war eben weggegangen. Sie wissen, die Apothekerin wurde heute Morgens. . . . Ein prächtiger Junge! Es war nicht leicht gegangen.

Jemand: Sie haben das Kind gesehen?

Obstfrau: Versteht sich! Gleich nach der Explosion.

Ein Humorist: Das Kind wird eine schöne Vorstellung von dieser Welt bekommen. (Man lacht.)

Obstfrau (streng): Wären Sie dabei gewesen, Sie würden nicht lachen! (Beifälliges Gemurmel.) Eine solche Explosion, wo eine Wöchnerin im Hause ist! Dieses Schwein von Ravachol!

5 Uhr. Im Cercle.

Kleines Nachmittags-Bakkarat. Fünfzehn Louis in der Bank.

Bankhalter (während der Kroupier das Päckchen neuer Spielkarten aufschneidet und lange durcheinandermischt): Ja, wenn die Kammer den neuen Strafgesetzentwurf dringlich beraten hätte, käme der Kerl unter die Guillotine.

Erster Setzer: Das geht auch so.

Zweiter: Wenn man ihn fängt! . . . Was ich nicht glaube.

Dritter: Nein, dieses Verbrechen ist im Gesetze nicht vorgesehen. Es muß ausdrücklich statuiert werden. Und scharf!

Kroupier: Faites votre jeu, messieurs!

Erster: Nur keine Angstgesetze! Man weiß nicht, wohin sie führen können.

Kroupier: Fünfzehn Louis in der Bank.

Vierter: Ich halte sie. (Man spielt. Die Bank wird gesprengt.)

Bankhalter (schmunzelnd zum Vierten): Ravachol!

6 Uhr. Beim Absinth.

Boulevardkaffeehaus.

Erster Schlürfer: Nein, mein Lieber, mir will das nicht mehr gefallen. Die Kommune war ein Spaß. Sie erinnern sich doch, wie lustig wir damals waren! Aber jetzt! Brrr!

Zweiter Schlürfer: Ja, mein Lieber, Sie werden alt. Aber Paris ist jung geblieben. Sie frösteln, aber Paris ist nicht kälter, als es war. Man lacht, man küßt, man tanzt wie damals. Nur Greise loben die andere Zeit.

Erster Schlürfer: Als ob Sie nicht auch fünfzig Jahre alt wären wie ich!

Zweiter Schlürfer: Nein! Ich bin fünfzig Jahre jung.

Erster: Sie werden vielleicht zugeben, daß es nicht erquicklich ist, beim Frühstück in die Luft zu fliegen.

Zweiter: Allerdings, beim Frühstück ist es unangenehm. Aber wer ist denn schon geflogen? Seit ich denke, ist in Paris eine Gesellschaft zur Vernichtung von Menschenleben tätig, die täglich ein halbes Dutzend Opfer fordert — schmeckt mir mein Leben darum weniger?

Erster (bebend): Sie scherzen! . . . Von einer solchen Gesellschaft weiß ich nichts.

Zweiter (lacht): Doch! Die Mietwagengesellschaft! (Zeigt zum Fenster hinaus.) Sehen Sie diesen Kutscher! Wie toll er fährt. Der Mann ist gefährlicher, als Ravachol. Täglich verunglücken in Paris mehr Leute und schwerer, als die sechs Bedauernswerten der Rue de Clichy. Eine große Stadt konsumiert eben auch viel an Unfällen. Werde ich mir ein Paris dadurch verleiden lassen? O nein! Es ist gefährlich und reizend wie ein Weib, wie seine Weiber! . . . Ah, mein Freund! . . .

8 Uhr. Bébé.

(Lichtes, rosiges Kinderzimmer. Alles sehr weich und reich.)

Mama: Bébé, du wirst jetzt schlafen!

Bébé (läßt sich schleppen): Nein, ich will nicht. Habe noch keinen Schlaf.

Mama: Bébé!

Bébé: Ich will noch von Ravachol hören. (Bébé hat nämlich drüben den Großen gelauscht.) Wie sieht er aus, Ravachol?

Mama (während Kinderfrau und Stubenmädchen das kostbare Kind entkleiden): Ein großer schwarzer Mann mit schwarzem Bart, schwarzem Rock . . .

Bébé: Hat er auch schwarze Schuhe?

Mama: Kohlschwarz. Und rote Augen.

Bébé (ist von den roten Augen so bezaubert, daß es sich das Gesicht waschen läßt): Warum hat er rote Augen?

Mama: Weil . . . Das erzähl' ich dir morgen, wenn du brav geschlafen hast.

Bébé: Nunnein. Will nicht schlafen.

Mama: Sei brav, Bébé, sonst . . . Sonst hole ich Ravachol!

Bébé (macht große Augen zu der neuen Drohung, läßt sich aber in sein Bettchen legen, schließt die Augen, um zu schlafen, und schläft).

9 Uhr. Seineufer.

Schlotternder Bettter (tritt nahe an einen Bourgeois heran, der Eile und Angst hat): Barmherzigkeit!

Schlotternder Bourgeois (sieht sich um, weit und breit kein Sergent): Habe kein Kleingeld.

Schlotternder Bettler (drohender): Barmherzigkeit!

Schlotternder Bourgeois (gibt ihm rasch einen Silberling und murmelt weitereilend): Das war vielleicht Ravachol!

11 Uhr. Salonkomödie.

Fünf oder sechs kleine Salons, die zusammen noch keinen großen bilden. Dreieinhalbmal so viel Leute, als die Räume fassen. Wenn man nicht vor Hitze zugrunde ginge, wäre es kein Vergnügen; auch wüßten dann einige Kavaliere nicht, wovon sie reden sollen. Die Damen äußerst dekolletiert. Manche haben Un-

recht . . . Geht aber der Blick über die Menge, so ist es ein reizendes Bild in zarten halben Farben. Im größten der Sälchen ist eine Bühne aufgeschlagen. Da wird ein ältliches Stück von Liebhabern dargestellt. Erbärmlich. In Pont-à-Mousson bewürfe man sie mit faulen Eiern, wenn sie das für 1 Franc 50 Centimes zu bieten wagten. Aber Naive glauben, daß man zuhören muß. Paare, die so glücklich waren, im Zuschauerraume keinen Platz zu finden, plaudern in den Winkeln. Natürlich von der Liebe. Es ist hochkomisch, aber man gewöhnt es sich nicht ab . . . Ein Flirt:

Sie (spöttisch, fein, schwärmerisch, wird nie finden, was sie sucht, und weiß es): Über diesen Frack müssen Sie lange nachgedacht haben, mein Teurer!

Er (trägt wirklich einen außerordentlichen Frack, einen grünen! Das Achtzehnhundertdreißigste, was es gibt. Auch die dreimal um den Hals gewundene Binde und die Haartracht von Anno 30. Spricht schmachtend): Und das sagen Sie mir, nachdem ich Ihnen von meiner Liebe sprach?

Sie: O la la! Ihre Liebe!

Er: Sie werden mich also nie erhören?

Sie: Ich glaube nicht ... Und seien Sie froh! Denn ich bin von jenen, die fragen: Ist das alles?

Er: Nun . . .

Sie: Kein Wort! Sie wollen eine Dummheit sagen.

Er: Fühlen Sie denn gar nichts?

Sie: Nicht für Sie.

Er: Es gibt also Einen! Ja? Ist er hier?

Sie (seufzt): Nein.

Er (neidisch): Wie sieht er aus? Was ist so besonderes an ihm?

Sie: Er vermag das, was die Frauen lieben. Er macht mich schaudern und träumen.

Er: Seinen Namen werden Sie mir natürlich nicht nennen.

Sie (mit halbgeschlossenen Augen): O doch! Haucht schwärmerisch:) Ravachol! . . .

Mitternacht. Im Kaffeehause.
Am Tisch der Genialen.

Erster Genialer: .... Denn schon der Name zeigt, daß wir es mit einem Fabelwesen zu tun haben. „Ravachol!“ Das klingt doch verblüffend ähnlich wie „Rocambole“, der entzückende Missetäter, für den die Herzen so vieler Hausmeisterinnen schlugen, als er im schauerlichen Roman-Feuilleton erschien. Die Wonne des Gruselns hat er Millionen Menschen verschafft, deren Leben sonst arm an Bewegung vergangen wäre. Und so ist auch Ravachol! Fortsetzung folgt.

Zweiter: Ich glaube doch, daß er existiert. Tatsachen . . .

Dritter: Beweisen nichts. Er hat recht. Die Mache des Namens ist auffällig. Klingt er nicht wie abgeleitet von „ravage“, die Verwüstung?

Erster: Jawohl! Wir haben also einen neugeschaffenen Mythus vor uns, eine Kollektivgestalt, wie von Herkules bis zu Jack dem Aufschlitzer so viele erfunden wurden. Hochinteressant! Die Mythologie ist nicht zu Ende. Ravachol, der Verwüster! Ich glaube nicht an solche überlebensgroße Bosheit. Die Angst gleicht der Dichtung im Erschaffen von Gestalten. Die Einbildungen eines Wahnsinnigen sind viel bunter, wilder, herrlicher und schrecklicher als die des Shakespeare, ja selbst von Ponson du Terrail.

Zweiter: Na und? Wo wollen Sie eigentlich hinaus?

Dritter: Doch klar! Er meint, daß die Gesellschaft den Verfolgungswahn hat.

Erster: Wir sind überreizt, abgehetzt, vom sozialen

Geflunker verwirrt . . . Ein paar dumme, feige Schurkereien werden begangen — da erfinden wir uns zu den Verbrechen einen Täter, der größer ist, als diese . . . Das ist eine alte Erscheinung. Die Menschheit fürchtet sich. Und, meiner Treu, ich möchte nicht, daß es anders wäre. Wir müssen uns fürchten: vor Naturgewalten, vor wilden Tieren, vor Feinden, Freunden, vor uns selbst! Nur so kommen wir vorwärts.

1 Uhr morgens. Ravachol.

Draußen, vor der Stadt, gegen Saint-Mandé zu. Dort Schwarz in Schwarz, die düsteren Umrisse des Wäldchens von Vincennes. Aber der zitternde Strolch fände den Wald nicht wilder, als sein Heim. Hat ihn nicht schon ein Genosse verraten? Hinter dem Steinhaufen dort lauern sie vielleicht, die ihn fangen wollen. Krampfhaft hält er den Revolver, jagt an dem Steinhaufen vorüber, dann schleicht er wieder. So in Flucht und Zaudern, erreicht er sein Haus. Warten sie etwa im Flur? . . . Denn von allen, die er erschreckt hat, fürchtet sich keiner so, wie er selbst! . . . Und nun ist er oben, in seiner elenden Dachstube. Tiegel, Scherben, Töpfe, halbgefüllte Fläschchen, alte Blechdosen — sein Arsenal! Er schläft in seinem Arsenal. Eine Maus raschelt leise. Er fährt zusammen. Er bebt an allen Gliedern, lange, kann sich gar nicht erholen von seinem Schreck. Dann kriecht er fröstelnd in sein Bett, der Armselige, der Fürchterliche, von dem in diesem Augenblick die ganze Welt spricht, dies- und jenseits der Meere, soweit die Telegraphendrähte reichen. Der, vor dem Mächtige zittern, dessen Dasein Scharfsinnige leugnen und von dem große Damen und kleine Kinder träumen.

(1892.)

Mark Twain in Paris

Vor mir her, den Faubourg St. Honoré hinunter, fährt ein großer altertümlicher Omnibus, anders gestrichen als die gewöhnlichen. Auf dem Dach des Kastens eine Bank, die unbesetzt ist; das Innere des Wagens hingegen überfüllt. Überfüllt mit jungen englischen Mädchen, die man ja auf den ersten Blick erkennt. Einen Kondukteur hat der Wagen nicht. Den Eckplatz nimmt eine alte Dame ein, auf deren Schoß ein Mädchen sitzt. Und Gezwitscher dringt aus dem wunderlichen Fahrzeug, das bergab rumpelt. Ein Pensionat! Gleich weiß ich auch, wohin sie fahren. Zu Mark Twain, der auf der britischen Botschaft seine Vorlesung hält. Richtig. Von ferne sehe ich den alten Kasten vor dem Hause der Botschaft halten. Bis ich langsam gehend hinkomme, ist die ganze zwitschernde Gesellschaft schon ausgestiegen. Aber jetzt schreiten sie paarweis ernst über den Hof. Das Haus steht zwischen Hof und Garten. Vom Tor zur Tür liegt ein Streifen Granitpflaster mitten im Kies. Dieser Gehweg ist in England hergestellt worden, besagt die kleine Fabriksmarke, und auf dem Kies rechts und links sollen Wagenräder stattlich knirschen.

Englische Eleganz. Diener mit weißlackierten Haaren. Kühle Säle, die dennoch bewohnt aussehen, man möchte sagen: leicht bewohnt. Im größten Saal die Reihen zarter vergoldeter Stühle, mit geblümter roter Seide bezogen. Solche sieht man als Rundreisender häufig in den Gemächern

abwesender Fürstlichkeiten, und man glaubt dann, daß sie gar nicht zum Sitzen dienen. Hier sitzt man auf ihnen; nicht bequem, aber man sitzt.

Zuhörerschaft: Damen, von den jüngsten Lenzen angefangen bis hinauf zu den feierlichsten Jahrgängen. Sehr wenige Herren. Außer drei, vier Journalisten kein einziger Franzose . . . Welcher Augentrost, diese ganz jungen Mädchen, eben aufgeblüht, feine Gesichter zwischen Fluten von lichtem Haar. Geschmeidige Gestalten, zu denen man sich unwillkürlich einen grünen Rasenplatz hinzudenkt, sowie einige fliegende Tennisbälle. Und man kann nicht ohne Rührung ihre blonde Schönheit betrachten, weil sie so bald vorübergeht, wie dieser Frühling selbst, aus dem sie kommen, an den sie erinnern.

Der Saal ist voll, und man merkt es nicht. Die Nachbarn unterhalten sich unhörbar miteinander. Das ist ihre leidenschaftliche Wohlerzogenheit. Man denke sich ebensoviele Französinnen der elegantesten Gesellschaft in diese Halle. Es wäre ein starkes Rauschen von Gewändern und Gesprächen, ma chere! und sogar wenn sie schwiegen, würden ihre Blicke herumtollen, fragen, antworten, lächeln, beneiden, verdächtigen, grüßen, kokettieren. Das aber ist das Volk der ruhigen Augen. Jeder Engländer hat anderthalb Meter weit von der Spitze seiner Nase einen unsichtbaren Punkt, den er aufmerksam anschaut. Er ist sehr ernst oder sehr heiter, nichts dazwischen. So oft ich den Botschafter Lord Dufferin erblicke, fällt mir auf, daß er nicht wie ein Engländer aussieht. Denn er lächelt viel. Zwar ein eisiges, unangenehmes, grausames Lächeln, aber doch ein Lächeln. Er heißt Dufferin und Ava. Der zweite Name paßt besser, weil er an Alba klingt. Dieses faltige, von der Luft gegerbte, dunkel gelbliche Gesicht mit der scharfen Nase, dem spärlichen, nur am Kinn stärkeren, gefärbten

Bart säße gut auf einer spanischen Halskrause. Er wäre sehr verhaßt als Statthalter in den Niederlanden. Jetzt steht er an einer Tür und fixiert stechend die Gesellschaft. Er hat auch nicht den anderthalb Meterpunkt in der Luft vor sich.

Noch zwei, drei Herren stehen im Türausschnitt und schauen jemanden an, den ich nicht sehen kann. Ich errate, daß es Mark Twain ist. Denn in den Augen der Herren ist die erwartungsvolle Heiterkeit, mit der man einen bekannten Lustigmacher kommen sieht. Jetzt tritt er ein, der berühmteste Spaßvogel beider Welten. Er gibt einem alten Herrn die Hand, und gleich lacht dieser herzlich, das Lachen geht ihm über das ganze brave, beschränkte, alte Gesicht. Ich bin fest überzeugt, Mark Twain hat ihm nur guten Tag gesagt. Kann Mark Twain etwas sagen, das nicht komisch wäre? Also das ist er! Ein kleiner, magerer und ein bißchen schlotteriger Mann; zu künstlerhafte graue Locken, hängender, dicker, grauer Schnurrbart unter der sehr stark gebogenen Nase, leerer Blick, schlaffe Wangen, spitzes Kinn. Das ist allenfalls Herr Clemens (so heißt er bürgerlich), aber den Mark Twain habe ich mir anders vorgestellt. Ich weiß nicht mehr, wie, aber anders. Er kann ja nichts dafür. Gut sind in diesem Gesicht nur die Augenbrauen; prächtige, energische, weit abstehende Augenbrauen, die sich aufzwirbeln. Die haben recht das Stachelige und Gemütliche des Mark Twain. Sein Humor ist etwas Ungeheures, Gewaltsames, Umwerfendes. Wahre Blöcke der Lustigkeit, für ein Volk berechnet, das nicht lächelt. Wenn sich der Mann englischer Zunge zum Lachen entschließt, will er gleich ausgiebig lachen, auf einmal, ordentlich und daß alles kracht. Und dieser kleine Mann hat das große Lachen hervorgerufen, so weit man auf dem Erdball Englisch redet; es ist das weiteste Gebiet.

Wenn man die Wahl hätte, in welcher Sprache man schreiben möchte, um den treuesten und größten Leserkreis zu haben, um Macht auf die Gemüter auszuüben und eine Spur zu hinterlassen, müßte man sich für das Englische entscheiden. Französisch klingt ja auch weit, aber die Franzosen haben kein Gedächtnis für den gestrigen Tag ihrer Literatur, und wer Französisch liest, gerät darin den Franzosen nach. Und Deutsch? Die deutsche Dankbarkeit für Schriftwerke, man kennt sie.

Ah, man muß sich die Zuhörer Mark Twains in diesem feinen Saale der Botschaft Ihrer Majestät ansehen. Wie sie Herrn Clemens bei seinem Erscheinen begrüßen, mit welcher Andacht und Verehrung .

Er ist auch ein merkwürdiger Vorleser, nur — für die Stückchen des Mark Twain eignet sich sein Vortrag durchaus nicht. Er macht aus ihnen etwas ganz anderes, und es steckt Humor darin, daß er seine prachtvollen Sachen durch einen ebenfalls prachtvollen Vortrag verdirbt. Ein Künstler im Schreiben und ein Virtuose im Vortrag. Erst ist man befremdet, weil man sich seine Art nicht so vorgestellt hat, sondern grobschlächtig, trocken, mürrisch, und manchmal ein Zwinkern unter den Urwaldsaugenbrauen. Der kleine Herr Clemens ist viel zu flink und geschickt, und sonderbarerweise scheint er aus dem Vortrage mehr Wirkung herausnehmen zu wollen als aus dem Werk. Ich kann es mir lediglich damit erklären, daß er ein sehr gesuchter Vorleser sein mag und Schauspielergewohnheiten angenommen hat. Je länger man ihm zuhört, desto mißtrauischer wird man, Schließlich hält man jeden Zug für mühsam einstudiert, wie frei er sich auch bewege. Denn er ist von einer überladenen Natürlichkeit.

Doch auch seine Fehlgriffe sind fesselnd. Es läßt sich nämlich daraus der Geschmack jener Leute herauskonstruie-

ren, für die er seine Manier angenommen hat. Die Männer wollen für ihr Geld etwas haben, und wenn sie eine Vorlesung bezahlen, muß einiges daran sein. Darum wird alles so dick unterstrichen, so greifbar dargestellt. Darum macht er so viele überflüssige Gebärden, wenn er nicht zufällig die Hand in die Westentasche steckt. Darum spielt er wie ein Komiker. Um Bestürzung zu markieren, taumelt er zurück. Ja, er springt förmlich herum. Wenn er Verlegenheit andeuten will, reibt er sich die Nase, den Mund, die rasierten Wangen. Er kratzt sich endlich den Kopf — und ich bedauere, sagen zu müssen, daß dies im Publikum eine leichte Verstimmung hervorrief, denn es waren zumeist Engländer, die sich kränken, wenn man so amerikanisch freie Bewegungen hat.

Die Vorlesung ist zu Ende. Man hat viel gelacht. Lord Dufferin und Alba drückt mit herablassendem Lächeln die Hand des lustigen Meisters, den man noch jubelnd nennen dürfte, wenn von Sr. Lordschaft lange nichts mehr da sein wird; weder Dufferin noch Ava. Die Zuhörer wissen aber nicht, ob es jetzt schon angemessen sei, sich zu entfernen. Da tritt ein Gentleman vor, dankt in einigen feierlichen Worten Herrn Clemens für die Unterhaltung und dem Lord Dufferin für die Überlassung des Saales zum wohltätigen Zweck. Und um anzudeuten, daß jetzt alles beendigt sei, auch seine Rede, beklatscht der Sprecher mit gelassener Miene den Schluß seiner eigenen Worte. Niemand wundert sich darüber. Alle klatschen zwei-, dreimal in die Hände, um zu bestätigen, daß sie den Wink verstanden haben, und erheben sich. Sie gehen wieder mit ernsten Gesichtern hinaus, betrachten den Punkt, der anderthalb Meter weit vor ihnen herschwebt, und schreiten langsam über den Hof. Alle halten sich auf dem Streifen Granitpflaster, als ob es ein Steg wäre und der Kies rechts und links Wasser.

Sie treten zum Tor hinaus. Da ist Paris. Paris, das alles enthält, alle Welten. Wie merkwürdig, daß sich die englischen Leute selbst in diesem meerhaften Paris so deutlich und lange unterscheiden lassen. Wenn ich da am Tor stehe und den Zuhörern Mark Twains nachschaue, kann ich sie bis hinunter zur Rue Royale verfolgen. Sie flattern nicht auseinander, vermischen sich nicht mit den vielen übrigen Menschen auf der Gasse. Es sieht aus, als ob sie einander kennten und ein Fähnlein wären, das zusammengehört. Da glaubt man den Verstand ihrer Wunderlichkeiten, all der kleinen und großen, einzusehen. Diese Wunderlichkeiten dienen ihrer Erhaltung .

* * *

Anhang. Einer meiner Kollegen von der amerikanischen Presse bat mich seinen Dienst für die Vorlesung Mark Twains zu versehen. Hesperus M. Dark selbst war an diesem Nachmittage stark beschäftigt, seine Aufmerksamkeit durch mehrere Sportereignisse in Anspruch genommen. „Sie wissen beiläufig," schrieb er mir, „in welcher Weise ich meine Leser von den Begebenheiten unterrichte. The Minneapolis Bluffs sind ein ernstes Blatt. Wir wünschen Tatsachen, nichts als Tatsachen, gleichviel ob sie sich abgespielt haben oder nicht. Ich muß heute dem Besitzwechsel einiger wichtiger Rekords beiwohnen. Es genüge Ihnen, daß der Inhaber des Tausendkilometer-Rekords auf dem Monocykle durch einen Grünschnabel in seinem Besitze ernstlich gefährdet ist. Dann muß ich nach Levallois zu einem Fußballmatch englischer Liebhaber mit französischen Liebhabern eilen. Das ist auch politisch wichtig: bedeutet freundschaftlichere Beziehungen beider Nationen. Und da Sie das Fußballspiel kennen, wissen Sie, daß ernste Verwundungen nicht ausgeschlossen sind. Man erwartet ernste Verwundungen. Nach dem Diner soll ich dem Wettrennen einiger

alter Käse beiwohnen. Also bitte, machen Sie für mich den Mark Twain, und vergessen Sie nicht: Tatsachen. Unsere Leser lieben nicht europäische Umschweife. Bestens Ihr Hesperus M. Dark, Korrespondent der Minneapolis Bluffs."

Ich verfaßte daraufhin den nachfolgenden Bericht, und da die Minneapolis Bluffs einen wesentlich verschiedenen Leserkreis haben, glaube ich nicht gegen die journalistische Korrektheit zu verstoßen, wenn ich den Aufsatz auch an dieser Stelle veröffentliche.

Ein grober Betrug.

(Von unserem Pariser Spezialkorrespondenten.)
[Auf unserem eigenen Draht.]

Wenn es genügt, nicht verhaftet zu sein, um zur guten Gesellschaft zu gehören, dann waren zweifellos alle Individuen, die sich im Palast der britischen Botschaft eingefunden hatten, vornehme Leute. Das kann fest behauptet werden. Wir sahen da freilich einen gewissen Absalon Davison, dessen sich die älteren Einwohner von Hebron (Minnesota) gewiß noch unangenehm erinnern werden. Dieser Pferdeliebhaber lebt jetzt in Paris, und man sieht ihn häufig spazieren fahren, mit Pferden, die er möglicherweise nicht gestohlen hat. Wir erkannten den Biedermann auf den ersten Blick, obwohl er jetzt eine große Glatze hat. Wir sahen da auch noch andere Herren, die vor dreißig oder vierzig Jahren mit ihrem Nachmittage Gescheiteres hätten anzufangen verstanden. Aber sie halten keine Leibesübung mehr auf lange Distanzen aus und lieben demzufolge geistige Genüsse. Ein Fehler der Zusammenkunft auf der britischen Botschaft war, daß nichts herumgereicht wurde. Ihr Korrespondent verlor eine halbe Krone gegen den Vertreter der Londoner Times in einer Wette, welche auf bevorstehenden Ausschank von Whiskey Bezug hatte. Nichts dergleichen. Da-

von abgesehen, versteht der Botschafter Lord Dufferin sein Geschäft. Recht schweres Geschäft, sehen Sie. Er muß den ganzen Tag und oft spät in die Nacht hinein Großbritannien vertreten. Dazu gehört ein guter Magen.

Manche Leute könnten fragen, was das ist: vertreten? Vertreten ist: ein schönes Haus bewohnen und Acht geben, daß die Möbel nicht gestohlen werden. Diese Möbel gehören dem Vaterland, und weil sie wertvoll sind, muß ein Gentleman vertreten, der sicher ist. Geschäftsträger sind immer sichere Gentlemen. Die bringen nichts auf die Seite, da kann jedermann ganz ruhig sein. Botschafter müssen ferner jeden Abend die offiziöse Zeitung lesen, so daß sie zweifellos in Erfahrung bringen, welche Absichten die Regierung dieses Tages hat. Ihr Lesen kostet mehr als ein Jahresabonnement auf die offiziöse Zeitung. Ja, Sie dürfen annehmen, daß es mehr kostet als die ganze Auflage mit sämtlichen darin enthaltenen Überzeugungen. Aber jede große Nation muß bei den anderen großen Nationen einen Geschäftsträger haben, der die offiziöse Zeitung liest. Er macht daraus Berichte, die nicht viel später eintreffen, als die Spezialberichte der Blätter. Sicherlich nicht viel später. Ja, wenn einmal sämtliche Korrespondenten der Blätter gleichzeitig betrunken oder irrsinnig wären, würde die Regierung, die einen guten Vertreter hat doch einen Teil von dem erfahren was vorgeht.

Jeden Mittwoch kommen alle Vertreter im auswärtigen Amte zusammen und lesen sich gegenseitig auf dem Grunde ihrer Seelen. Nichts ist unangenehmer als das. Wenn der Kognak im auswärtigen Amte nicht so trinkbar wäre, würde mancher Botschafter wünschen, sein Vater hätte ihn als kleinen Jungen ein anderes Geschäft oder Handwerk lernen lassen. Aber der Kognak ist wahrhaft trinkbar, und jeder darf sich einschänken, soviel er will. Hauptsache des Vertretens

ist aber die Abberufung, weil man daran merkt, daß Krieg ausgebrochen ist. Auf diese Weise erhalten Diplomaten den Frieden. So lange sie da sind, ist Frieden.

Ich vermute, daß jene, die mich vorhin mit der Frage belästigten, was Vertreten ist, jetzt aufgeklärt sind. Sie müßten in der Tat ungewöhnlich verruchte Schafsköpfe sein, wenn sie nicht aufgeklärt wären.

Ich will über Lord Dufferin nur sagen, daß er gut vertreten kann. Er ist ein zweiter Vater den britischen Leuten, die nach Paris kommen. Ein Botschafter muß nicht nur gut botschaften können, sondern auch erraten, wer jemand ist. Dufferin und Ava verlangen nicht, daß jemand geboren sei, wenn er nur Kunst und Wissenschaft sein Eigen nennt.

Ich war genötigt, diese Tatsachen vorauszuschicken, weil sonst niemand verstanden hätte, was ich berichten will.

Ein sicherer Samuel Clemens sagte hier in einem Bar in der Montmartrestraße Nr. 7 vor mehreren Männern aus Amerika, daß er gehenkt werden wolle, wenn er nicht verstehe, Mark Twains Skizzen vorzulesen, besser als jeder andere Mann. Diese Worte wurden Lord Dufferin hinterbracht. Lord Dufferin hielt es für eine Wette, und er hätte sich geschämt, eine Wette nicht anzunehmen. Ein bereitstehender wohltätiger Zweck wurde benützt, um Samuel Clemens Gelegenheit zu geben, seinen Rekord zu etablieren.

Ich habe Samuel Clemens angehört und ich will mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge halten. Ich wüßte in der Tat nicht, warum ich mit ihr hinter dem Berge halten sollte. Samuel Clemens versteht nicht, Mark Twains Skizzen vorzulesen. Er kann das einreden den Trunkenbolden der Montmartrestraße. Er wird es nie weismachen Männern, die wissen, was Literatur oder Vortrag ist.

Dieses Individuum Samuel Clemens versprach vorzulesen. Aber da ist nichts, was einer Vorlesung weniger gleicht. Die Stahlbrille auf seiner Nase beweist nichts. Wer

immer kann sich eine Stahlbrille auf die Nase setzen; lesen, Mann, ist eine andere Sache. Samuel Clemens wählte eine Skizze, enthalten in Mark Twains Buch „The Lst. 1,000,000 bank-note"; Skizze, welche die Mißgeschicke einer in der Schweiz verirrten amerikanischen Reisegesellschaft schildert. Sie haben keinen Kurier angeworben. Sie wollen nach Bayreuth. Sie wissen nicht, in welcher Gegend Bayreuth liegt. Ein Mitglied der Gesellschaft spielt den Kurier — „Playing courier" ist die Skizze betitelt — und er gerät in manche Verlegenheiten; seine Freunde geraten mit ihm. Er glaubt seinen Kreditbrief verloren zu haben, wird beinahe eingesperrt, als er den Kreditbrief reklamiert usw.

Nichts kann bitterer oder tiefer sein, als der Mangel an guter Laune einer solchen Gesellschaft, die mitten in Europa verirrt ist, wo man nur Deutsch oder Französisch redet. Samuel Clemens vermochte es nicht, diese Nuance wiederzugeben, und wenn es überhaupt Nuancen gibt, so ist doch dies eine Nuance, zweifellos. Und wie schrecklich ist es, den Kreditbrief zu verlieren. Ein Mann, dem dies passiert, wird sich die Haare ausraufen. Wohlan, Samuel Clemens raufte sich nicht die Haare aus. Ich glaube, das ist genügend, um darzutun, daß Samuel Clemens nicht versteht, was er verstehen zu wollen erklärte, unter der Bedingung, daß man ihn henken solle, wenn er nicht wahr gesprochen hätte. Wenn man tausend Meilen unter einer Aufgabe stehen kann, so stand er dort.

Samuel Clemens gab noch zwei andere Skizzen zum besten; bezughabend die eine auf Lächerlichkeiten der deutschen Sprache, die andere auf Interviews. Jedermann kennt die komischen Eigenschaften der deutschen Sprache. Über die trennbaren Zeitwörter allein haben sich schon manche Leute krumm und bucklig gelacht. Und wie komisch ist es, daß drei Artikel, gebraucht werden: der, die das! Ist es nicht? Mark Twain beleuchtet scharf die deutsche Gramma-

tik. Sehr spassig, in der Tat. Andere Völker sind so komisch. Bei den Deutschen ist „das“ Weib sächlichen Geschlechtes, und noch vieles andere.

Ich muß hier mein Lob schließen. Ich bin bekümmert über die Skizze vom Interviewer. Ich liebe nicht, wenn man die Nase rümpft über mein Handwerk, und wahrlich, mancher, der sie rümpft, wäre nicht fähig, fünf druckbare Zeilen zu verfassen über eine Dienstmagd, welche beim Fensterputzen vom ersten Stock herunterfiel, ohne sich glücklicherweise zu beschädigen, weil sie mit dem Kleid hängen blieb am Ladenschilde des Spezereihändlers, der im Erdgeschoß seinen Laden hat. Immerhin mag man es Mark Twain verzeihen, weil er selbst ein Meister unserer Zunft ist, der es nur vorgezogen hat, seinen eigenen Ruhm zu machen, statt den anderer. Denn unser Handwerk ist so schön, wie man es betreibt.

Ich erwartete Samuel Clemens am Ausgange. Ich sagte ihm einige gutgemeinte Worte. „Clemens, mein alter Bursche,“ sagte ich ihm, „ich will Ihnen nicht nahetreten, aber Sie haben niederträchtig gelogen, als Sie sich für den besten Mark-Twain-Vorleser ausgaben. Ein solcher Betrug kann nur gelingen vor unwissenden oder vornehmen Leuten. Ergreifen Sie einen andern Beruf. Warum wollen Sie nicht Stiefel putzen? Ich werde nicht dulden, daß Sie noch einmal irgendwo vorlesen. Wenn ich es erfahre, daß Sie irgendwo vorlesen, werde ich hinkommen. Ich muß Ihnen schon jetzt mein Bedauern ausdrücken über körperliche Beschädigungen, die der Polizeiarzt nachher an Ihnen wahrnehmen dürfte. Ich schätze sie auf Verlust eines Auges, Abhandenkommen verschiedener Zähne und Bruch von zwei bis drei Rippen.“

Darauf schüttelten wir uns die Hand und gingen jeder unserer Wege.

Ich denke, er wird meinen Wink verstanden haben.

(1894.)

P a n a m a

1. Ugène und Gugusse.

(Rue Vivienne, Ecke der Rue St. Marc, eine kleine Ansammlung von Menschen. In der Mitte des Gehweges stehen Gugusse und Ugène, bieten heiser singend die feuerfarbenen Zettel feil. Zwei Sous das Panamalied! Stehen einander gegenüber, sehen sich aber nicht an. Ugène späht verschmitzt nach dem Börsenplatze hin, Gugusse lugt in der Richtung nach dem Boulevard aus, ob keine Wachleute kommen. Magere, verwegene, lustige Bursche, „zu stolz, um Zigarrenstummel aufzuheben", wie's im Liede heißt, leben draußen am Rande der Gesellschaft, Beschützer billiger Liebeshändlerinnen, steigen von den äußeren Boulevards nur in die Stadt herunter, wenn es einen gefährlichen leichten Verdienst gibt . . . Der Verkehr rollt hastig wie sonst durch die schmale lange Rue Vivienne; die Wagen stürmen an dem Knäuel vorüber, in dem Gugusse und Ugène das Lied vom Tage krächzen. Nach einer Melodie von Aristide Bruant, wenn's beliebt:)

Hei! dem Walzer der Millionen
Ist vergönnt uns beizuwohnen —
Büßen wird für die Verführung
Die Regierung!
Deputierte, Journalisten,
Financiers et caetera
Sieht man prangen auf den Listen
Von Panama!
Von Panama!

(Neugierige bleiben stehen, schmunzeln, lachen, strecken zwei Sous hin. Alle Strophen sind witzlos und nicht einmal sehr auf-

reizend — die Zeitungen bringen täglich viel Ärgeres — aber von diesen zwei Kerlen im Argot gesungen, packt es sonderbar, wie ein Revolutionslied.)

Ugène (hat seine Blätter ausverkauft): Einen Augenblick! (Knöpft sich sein Sommerröckchen und die Weste auf. Unterm Hemde trägt er noch einen ganzen Vorrat. Papier hält auch warm in diesem bitteren Winter.)

Gugusse (singt indessen allein weiter, plötzlich unterbricht er sich, setzt mitten hinein ins Wagengedränge und ist verschwunden).

Zwei Wachleute (die soeben um die Ecke gebogen, stolpern in ihren schweren Stiefeln rasch hinter Gugusse her, geben das Rennen bald auf und kehren zur Gruppe zurück, wissen aber nicht, auf wen sie die Hand legen sollen).

Ugène (steht regungslos, wieder bis zum Halse hinauf zugeknöpft, sieht sich die Sache mit meisterhafter Gleichgültigkeit an).

Ein gutgekleideter Herr (der mit Panama zufällig nichts zu tun hatte, vertraulich zu Ugène, da die Wachleute den Rücken wenden): Da seid Ihr schön davongekommen.

Ugène (mit einer ungeheuren stummen Heiterkeit in den vielen Falten seines Spitzbubengesichts): Puah!

(Fünf Minuten später, zehn Gassen weiter, hat er sich mit Gugusse wieder vereinigt, und sie singen abermals:)

Von Panama!
Von Panama!

2. Die bestrafte Eitelkeit.

(Kleines Palais im Viertel der Champs Elysées. Glänzende Abendgesellschaft. Der Hausherr John Forban, reicher Amerikaner, und die schöne Frau Forban stehen am Eingange des großen Salons, empfangen ihre Gäste: duftende Weiber in unendlich ausgeschnittenen Kleidern, vornehm aussehende Männer. Die Gäste zerstreuen sich in alle Winkel, in die kleinen Salons, den Palmengarten, bilden anmutige Gruppen, lächeln, wispern, fächern — aber heute erörtern sie nicht ausschließlich John Forbans Vergangenheit und seine amerikanischen Geschäfte, die ihm jetzt dieses fürstliche Leben gestatten. Man spricht nur von Machin, Chose und Tel, die in Panama verwickelt sind. Besonders von Tel.)

Erste Busenfreundin der Hausfrau (in einer Lästergruppe): Ob er heute kommen wird?

Zweite Busenfreundin: Tel? Ich glaube nicht. Er müßte eine Stirne haben.

Erster Schmarotzer: Hat er!

Zweiter Schmarotzer: Und was für eine Stirn! Sie fängt bei der Nasenwurzel an und hört gar nicht mehr auf. Ich bin gewiß duldsam — aber diesen Tel verzeihe ich ihr nicht.

Ein beschränkter junger Mann: Wem?

Erste Freundin (kichernd) Mein Gott, die Liebe ist blind

Zweite: Sie scherzen, meine Teure! Es war reine Ehrensache. Er putzte ihren Salon auf.

Erster Schmarotzer: Dafür durfte er ins Boudoir!

Erste Freundin: Wollen Sie gleich schweigen, böser Mensch!

Dritte Freundin (die nur einen Gesandschaftssekretär von Andorra für ihren Salon besitzt): Wie konnte sie sich mit Tel so entsetzlich kompromittieren?

Erster Schmarotzer: Ah! Ganz einfach. Frau Forban konnte ja nicht ahnen, daß er selbst eines Tages kompromittiert sein werde.

Der beschränkte junge Mann: Verstehe ich recht? Frau Forban und Tel? . . .

Zweite Freundin: Ja, kommen Sie denn geradewegs aus dem Mond?

Erster Schmarotzer: Sie schmückte sich mit ihm wie mit einem Orden. Sie trug ihn sozusagen an der Brust.

Erste Freundin (schlägt ihn mit dem Fächer): Das ist zu stark — fahren Sie fort!

Erster Schmarotzer: Er hat viel für dieses Haus getan. Daß er, das einflußreiche Parlamentsmitglied, hier bei keinem großen Diner fehlte, war noch nicht alles.

Der beschränkte junge Mann (reißt den Mund auf) Ah! (Man lacht.)

Erster Schmarotzer: Ich weiß nicht, ob Sie alle wissen, wie es früher bei Forbans aussah?

Der junge Mann: Nein.

Maurose (der bisher schweigend zuhörte): Sie können es uns sagen. Sie gehen hier schon so lange aus und ein — als Freund.

Erster Schmarotzer: Anfangs war alles im Hause lächerlich und häßlich.

Maurose: Ausgenommen Frau Forban!

Zweite Freundin: Herr Maurose — wenn Sie ihn nicht ausreden lassen. . . .

Erster Schmarotzer: Alles frisch vom Tapezierer, auch die Bilder an den Wänden. Alles aufdringlich, glitzernd, prahlerisch, yankeemäßig, mit einem Wort: neu! Die Dienerschaft ohne Stil, die Besucher ohne Distinktion. Man war überhaupt froh, wenn jemand kam. . . . Da tauchte Tel auf. Ich weiß nicht, wie und wo sie ihn kennen lernten.

Erste Freundin: Ich weiß es. In Trouville.

Erster Schmarotzer: Kurz, er hat alles verwandelt. Er hat sie lanciert, elegant gemacht — so weit es möglich war — und. . . .

Maurose: Und die meisten von uns hieher gebracht. Dafür verdiente er wirklich eine Belohnung.

Frau Forban (blickt heimlich rasend nach der Lästergruppe, ahnt, errät, was die sagen, denn sie kennt ihre Gespräche; endlich kann sie sich nicht mehr zurückhalten, tritt zu ihnen — sie verstummen sekundenlang).

Erste Freundin: Ach, heute ist es bei Ihnen wieder reizend.

Zweiter Schmarotzer: . . . Sagten wir soeben!

Dritte Freundin: Aber wo ist Herr Tel?

Frau Forban (war auf diesen Stoß gefaßt, antwortet leichthin): Ich glaube er ist verhindert.

Der beschränkte junge Mann: Wie? Schon!

(Peinliche Pause.)

Frau Forban (entfärbt sich ein wenig).

Der beschränkte junge Mann (fühlt doch, daß er eine ungewöhnliche Dummheit begangen, will sie gut machen): Übrigens ist Machin viel ärger dran. Machin — vor wenigen Tagen noch Minister! . . . Das ist ein Sturz! Wie mag dem jetzt zumute sein?

Maurose (wendet sich weg, sieht seinen Freund, den Maler der Frau Forban mit den Augen verschlingt): Aha, du malst! Aber so starrt man nicht.

Der Maler: Was willst du? Dieser Hals — ich möchte ihn küssen, malen oder würgen.

Maurose: Du trinkst zu viel schwarzen Kaffee.

Der Maler: Ist es nicht ein Glück, sie anzuschauen?

Maurose: Ja. Und wie sie sie quälen!

Der Maler: Wer?

Maurose: Die dort! . . . Eigentlich ist's eine Komödie, eine reizende.

Der Maler: Die du schreiben wirst?

Maurose: Ich? . . . Mein Lieber, vom Theater bin ich geheilt. Aber es ist eines der Pariser Lustspiele, die ich so im Schlendern genieße. Titel: „Die bestrafte Eitelkeit, oder: Die illegitime Schande."

Der Maler: Geschmackloser Titel.

Maurose: Verstehst du nicht. . . . Personen des Hintergrundes: eine Handvoll Leute, die man überall sieht; Frauen, die, wenn sie anständig sind, ihren Mann, und wenn sie gescheit sind, ihren Liebhaber ruinieren; Dummköpfe, Schmarotzer, Ablebemänner, Abenteurer. . . .

Der Maler: Nette Gesellschaft.

Maurose: Wir sind mitten drin. Weiter vorne Tel, den du kennst, und die schöne Frau Forban. Ah, die! Sie ist mit Liebe zu betrachten. Pariserin vom duftenden Haar bis zur entzückenden Fußspitze. Tochter eines braven Beamten, aufgewachsen in ehrenvoller Dürftigkeit; aber seit sie denkt, ist ihr Blick gierig nach allen Eleganzen gerichtet. Sie wäre eine Aspasia unseres Athen geworden, wenn Forban sie nicht heimgeführt hätte. Das heißt, sie wurde es auch so. . . . John Forban machte sie reich. Aber Aspasia wollte auch einen Staatsmann zu ihren Füßen haben, und sie nahm Tel, dieses alte Scheusal, aus purer Eitelkeit. Nun stellt sich heraus, daß Tel Trinkgelder genommen hat wie ein Kellner. Und was sie vielleicht besonders demütigt, ist die Bescheidenheit seines Checks.

Der Maler: Der Betrag ist doch gleichgültig.

Maurose: Ah nein. Sie hielt seinen Einfluß für größer. Tel war so billig zu haben. Ihre Jahresrechnung bei der Schneiderin macht mehr aus. Wenn es noch ein großartiger Sturz gewesen wäre wie der des Machin. Nein, nur ein kläglicher, kleiner, komischer Abgang. Und wenn sie sich jetzt wenigstens eine Zeitlang von der Welt zurückziehen könnte wie die Frauen anderer Panamisten. Nein, sie muß weiter empfangen, sich mit Nadeln stechen lassen, denn ihre Schande ist nicht legitim.

Der Maler: Man sollte sie trösten.

Maurose (schnell): Das war auch mein erster Gedanke.

3. Die öffentliche Meinung.

(Redaktionsstube der „Öffentlichen Meinung“. Der Redaktionssekretär schläft in seinem Lehnstuhl.)

Polizeireporter Mic (liegt auf dem großen Lesetisch): Glaube mir, zunächst muß das Geld abgeschafft werden.

Gerichtsreporter Mac: Einverstanden. Gib mir, was du bei dir hast.

Mic (ohne sich zu rühren): Mit Vergnügen!

Mac: Bitter!

Politiker Vlan (eintretend): Wie ihr mich da seht, komme ich — von Gambettas Denkmal.

Mac: Nein!

Vlan: Mir scheint, ich sah es heute zum erstenmale.

Mic: Sie werden noch einmal den Pont-Neuf entdecken.

Vlan: Er stand in der Wintersonne vor dem Louvre so vergessen da, so merkwürdig vergessen.

Mic: Ja, er ist tot.

Vlan: Dieses Denkmal ist so schwungvoll und überladen, wie seine Beredsamkeit selbst es war. Ich las die Inschriften — Zitate aus seinen Reden. Das, das hat einmal jemanden hingerissen!

Mac: Viele! . . . Es ist wahr, wir haben seitdem einen Weg zurückgelegt.

Mic: Ich bin, wie gesagt, für die Abschaffung des Geldes. Ohne Geld gäbe es kein Panama.

Mac: Und keine Schweizer!

Redaktionssekretär (stöhnt im Schlaf): Panama! . . Reinach . . . Gift.

Vlan: Der Arme! Es verfolgt ihn bis in die Träume.

Mac: Reden wir ernst!

Vlan: Wer sagt mir, was ich heute schreiben soll?

Mic: Massa ist nicht da, und der Sklavenaufseher schläft.

Mac: Eine Idee! Schreiben Sie über Panama!

Vlan: Kleiner Schäker! Ich habe nur eins noch nicht geschrieben, was ich schreiben wollte.

Mic: Daß man nehmen soll?

Vlan: Herr Mic! . . . Was ich schreiben wollte, war

ein Gedanke, den ich in der Kammer hatte. Es war in einer dieser rasenden Sitzungen. Die Monarchisten blickten hohnlächelnd nach den Republikanerbänken. Nur daß sie nicht mit Fingern zeigten. Die Kompromittierten saßen fahl und wie gelähmt da. Und doch konnte einer, der meinen Gedanken gehabt hätte, die Unsterblichkeit erwerben.

Mic: Wünschen Sie einen kalten Umschlag?

Mac: Ja, siehst du nicht, daß er seinen Artikel an uns probiert?

Vlan: Unsterblichkeit, wiederhole ich. Es brauchte nur einer aufzustehen, die Tribüne hinaufzugehen und zu sagen: „Ja, ich war vom Gelde verwirrt, wie es die Zeit ist. Ja, ich habe mein Votum verkauft, ich war ein schlechter Volksvertreter — stoßen Sie mich aus! Überliefern Sie mich den Gerichten! Ich will meine Strafe tragen, und wär's der Tod. Aber es lebe die Republik!“

Mac (begeistert): Es lebe die Republik!

Redaktionssekretär (erschrocken auffahrend): Was gibt's? Man kann nicht einmal mehr bei Tage schlafen.

Vlan: Dazu müßten aber die Republikaner Republikaner sein.

4. Zärtliches Duo.

Chose (hübsch, noch jung, glänzend begabt — und kompromittiert.)

Marguerite (eine »anständige« Frau).

Chose (heute viel früher als sie in ihrem Liebesnest, sieht fortwährend auf die Uhr): Wenn sie nicht käme — wenn sie heute nicht käme – ich würde, ich . . . Ich würde sie . . . Ich bin toll Es fehlen noch zehn Minuten. (Leichtes Geräusch im Vorzimmer, er reißt die Türe auf): Ah — Margot! Meine gute Margot!

Marguerite (eintretend): Du liebst mich?

Chose: Und wie! (Umarmt sie zärtlich.)

Marguerite (glücklich lächelnd): Wahr?

Chose: Du kommst heute so spät!

Marguerite: Nein — du bist früher gekommen. . . . Ich bin immer pünktlich. Nur anfangs pflegtest du vor mir da zu sein — als du mich noch lieb hattest. (Setzt sich.)

Chose: Margot, ich schwöre dir! . . . Aber lassen wir die Kindereien! . . . (Bedeutungsvoll): Du weißt?

Marguerite (nimmt, statt zu antworten, seinen Kopf in beide Hände, küßt ihn lange, heftig).

Chose (gerührt): Du verurteilst mich also nicht?

Marguerite: Ich gehöre dir ja.

Chose: Aber du willst doch erfahren, wie ich da hineingeraten bin . . . (zähneknirschend): in den tiefen Kot.

Marguerite: Nein.

Chose (zornig): Aber ich will es dir sagen.

Marguerite: Dann sag' es.

Chose: Vor ein paar Jahren— wir kannten uns schon — kam ich einmal nachts in den Cercle, spielte, verlor. . . . Viel! Das mußte am andern Tage gezahlt sein. Ich war in einer gehörigen Verzweiflung.

Marguerite: Und hast mir nichts davon gesagt? Ich hätte dir helfen können.

Chose: Danke, du hältst mich für einen schönen Herrn.

Marguerite: Richtig, das ist gegen die Ehre. Du nimmst nur mich und mein Leben an.

Chose: Ein Bekannter stellte mir zur Verfügung, was ich brauchte — in der liebenswürdigsten Weise, ohne die Spur von einer Bedingung... Dann, nach einiger Zeit kam er. . . .

Marguerite: Und mahnte?

Chose: Nein. Er sprach mir von dem nützlichen patriotischen Unternehmen — bat mich um meinen Einfluß. Die Sache war mir ganz fremd, ganz gleichgültig. Ich wun-

derte mich höchstens über seinen Wortschwall. „Nützlich, patriotisch — gut, ich werde mein Möglichstes tun. . . .“ Und so, meine arme Margot, so wird man entehrt. . . . Ach, es ist doch hart — hart! . . . Ich, der ich hundert Gelegenheiten hatte, mich und meine Feder teuer zu verkaufen. Oder eine reiche Mitgift zu heiraten.

Marguerite (streichelt ihm sanft das Haar und verschweigt ihre heimliche Seligkeit; dieser Treulose wird sie nie mehr verlassen, die anderen Frauen werden ihr ihn nicht mehr zu entreißen versuchen).

Chose: Ist es nicht schrecklich, Margot, sag?

Marguerite: Laß es gut sein! Ich werde dich immer lieben.

Chose (seufzt): Ich dich auch! . . .

5. Abendspaziergang.

Maurose (geht mit dem Maler durch die Rue de Choiseul langsam dem Boulevard zu).

Ein Herr (der den Rockkragen hoch hinaufgeschlagen hat, kommt rasch an ihnen vorüber).

Maurose (packt den Arm seines Freundes): Weißt du, wer das war? . . . Machin!

Der Maler: Der gestürzte Minister? . . . Den möchte ich mir ansehen. Komm! (Kehrt um.)

Maurose: Was fällt dir ein! Wir könnten zufällig ein Geheimnis erfahren. Bei dem ist man davor nicht sicher.

Der Maler: Ich will ihm ja nicht nachspüren. Nur sehen möchte ich ihn. (Zieht Maurose mit sich fort.) Schnell, wir verlieren ihn sonst. . . . Welcher ist es?

Maurose: Der dort, der Große! . . . Mach es aber nicht auffallend!

Der Maler: Ein Mann, der so mächtig war! Jetzt schleicht er durch Seitengassen, die schwächer beleuchtet sind.

Maurose: Wie wir!

Der Maler: Wir gehen da, weil wir die alten Gassen lieben — Hintergründe, leichten Dunst, eine Firstblume, die Stille, den Umriß einer Frau, die vorbeiraschelt und deren Parfüm wir eine Sekunde lang schnuppern. . . . Aber er, Machin!

Maurose: Ich höre dir zu.

Der Maler: Er sieht von dem allen nichts, er hat nur sich und sein Los, seinen Sturz vor Augen, erinnert sich fortwährend. . . .

Maurose: Du bist unendlich naiv.

Machin (tritt in die hell erleuchtete Passage Choiseul ein, bleibt vor einem Photographienladen stehen, betrachtet die Porträts von Schauspielerinen, Gelehrten und Politikern).

Maurose (mit dem Maler vorübergehend, leise): Seines ist auch darunter.

Der Maler: Merkwürdig! Er sieht frisch aus, gar nicht gedrückt. Ich hätte mir ihn zerknirschter vorgestellt. (Sie bleiben vor einer Buchhandlung stehen, blättern in den ausgelegten Büchern.)

Machin (hält noch vor einigen Schaufenstern an, lächelt ergötzt über zwei Gassenjungen, die sich herumbalgen, betrachtet mit Wohlgefallen zwei muntere kleine Putzmacherinnen, die vor einem Juwelenaden in Träumereien versinken, und geht dem Ausgange der Passage zu).

Maurose: Und ich dachte mir ihn so. Eine starke Natur! Ungemach erfrischt seine Sinne. Mißgeschick macht ihn wieder jung. Er hatte Feinde gequält, Weiber gepflückt, Sklaven gehabt, die Menschen verachtet, kurz alle Genüsse der Macht erschöpft. Welche letzte Wollust gab es noch? Den Sturz. . . .

Der Maler: Du schilderst das wie ein Vergnügen.

Maurose: Es ist mehr. . . . Ich sah den Mann früher und sah ihn jetzt. Er ist verwandelt. Gang, Blick, Laune anders jung und hell. Was gibt es Besseres, als die Jugend der Empfindung? Die hat er plötzlich wieder. So strich er

wahrscheinlich durch diese alten Gassen, als er aus seiner Provinz nach Paris kam, um es zu erobern. Er ist wieder frei, einsam, auf sich selbst gestellt, Abenteuer suchend und mit Bangen. Ja, seine heutige Freiheit ist köstlicher als die von ehemals, der gerade der größte Reiz fehlte.

Der Maler: Und der wäre?

Maurose: Parbleu — die Aussicht auf das Gefängnis.

(1893.)

Bilder aus dem Kunstleben.

Karl VII. in Chinon.

(Atelier eines Geltenden. Schöne Teppiche, alte Waffen, fünf Büsten des Hausherrn von den besten Meistern, kostbare Pflanzen. Das Bild, das nächster Tage in den Salon geschickt werden soll, ist in raffinierter Beleuchtung aufgestellt. Der Meister steht davor und empfängt die Besucher: Gecken jeden Alters, junge Modenärrinnen, alte Kunstweiber, Journalisten, die das hochwichtige Treiben der „eleganten Welt" verzeichnen. Ab und zu taucht auch ein Kunstgenosse des Meisters auf.)

Ein Diplomat (näselt vornehm, versteht von der Kunst ungefähr so viel wie von der Politik, trägt einen alten Namen und herrlich gebügelte Hosen, betrachtet das Bild herablassend): Ah, äh! Das Das ist sehr hübsch. Was stellt es denn vor?

Der Meister: König Karl den Siebenten in Chinon.

Der Diplomat: Ah ja, ich dachte mir gleich, daß das Karl der Siebente sein muß. Na, auf dieses Werk können Sie wieder stolz sein. Karl der Siebente! Sehr gut. . . . Äh, äh! Und die Dame neben ihm? Die Königin?

Der Meister: Nein, das ist seine Maitresse.

Der Diplomat (klemmt sich das Glas ins Auge): Ah, natürlich!

Ein Bankier (der teure Bilder kauft, nur teure) Seine Majestät hat sich nicht gelangweilt, hehehe!

Der Diplomat (der sich von ihm Geld auszuborgen pflegt, lächelt gefällig).

(Zwei Damen rauschen herein. Begrüßung.)

Baronin (vor dem Bilde): Ach, das ist ja reizend!

Marquise: Sehr niedlich! (Das Bild ist vier Meter lang.)

Baronin: Lassen Sie mich erraten, was es darstellt. (Guckt durch ihr langstieliges Augenglas.) Das ist . . . Ja, ist das nicht Karl der Siebente in Chinon?

Der Meister (verbeugt sich): Allerdings.

Diplomat (verblüfft und leise zur Marquise): Haben Sie eine Ahnung, woher sie das weiß?

Marquise (raunt ihm zu): Es stand heute früh in einer Zeitung.

Baronin: Diese meisterhafte Komposition! Der tiefe Farbenschmelz! Der Ausdruck jedes einzelnen Gesichtes!

Bankier (fängt an, das Bild schön zu finden): Ja, in der Tat! Der Farbenschmelz!

Diplomat (wie früher): Stand das auch?

Marquise: Wörtlich!

Baronin: Und die Stimmung des Ganzen!

Bankier (versucht die „Stimmung des Ganzen" herauszufinden).

Der Kunsthändler (der den Meister gepachtet hat und dem hier alles gehört, von den ältesten Waffen angefangen bis zum neuesten Bilde, schleicht von hinten an den Bankier heran): Verlieben Sie sich nicht in das Gemälde, Herr v. Jassy! Es ist verkauft.

Bankier (mißtrauisch): So? Wahrscheinlich an einen Ihrer! Bekannten?

Kunsthändler: Nein, leider nach Amerika.

Bankier: Warum leider?

Kunsthändler: Der Meister ist krank. Ein Herzfehler. Wenn der Pinsel seiner Hand entfällt (mit bewegter Stimme), gehen die Preise der Bilder wahnsinnig in die Höhe. Da möchte man sie bei der Hand haben.

Bankier (mürbe): Für wieviel ist es verkauft worden?

Kunsthändler: Ich glaube hunderttausend.

Bankier: Spaßvogel!

(Zwei Clubmen plaudern in einer Ecke.)

Erster: Was zum Teufel suchen Sie hier?

Zweiter: Und Sie?

Erster: Ich habe gewettet, daß ich während einer Woche täglich dreimal in der Zeitung genannt werde als einer, den man unter den Anwesenden bemerkte. Ich gehe zu allen feinen Leichenbegängnissen, gewählten Trauungen, Sportfesten. Ich las, daß man hier unter den Anwesenden bemerkt wird und bin gekommen. Aber Sie?

Zweiter: Ich könnte Ihnen sagen, daß ich für Malerei schwärme.

Erster: Wiederholen Sie das noch einmal!

Zweiter: Die Sache ist einfacher. Wir sind ein paar tausend Leute, die einander überallhin nachlaufen.

Erster: Bekannt! Ich frage, warum man in die Ateliers geht.

Zweiter: Ah, das! ... Ich bin kein Philosoph. Übrigens denke ich mir, daß es geschieht, weil am Firnißtag der Salon überfüllt ist. So haben wir unseren Einfluß besonders und früher. Und wenn wir dann in den Salon gehen — in die Salons, jetzt sind es ja schon zwei — brauchen wir uns nicht mehr um die Bilder zu kümmern.

Erster: Erlauben Sie! Wer hat das je getan?

Zweiter: Vielleicht kommt man auch nur, weil es ein guter Unterschlupf ist für obdachlose Liebespaare — in der ersten Zeit. . . . Da haben Sie eines, vorläufig die schönere Hälfte.

Erster: Was? Die Pré-Salay! Und wer?

Zweiter: Ein spanischer Ritter. Er wird gleich eintreffen.

Frau v. Pré-Salay (vor dem Bilde): Diese meisterhafte Komposition! Der tiefe Farbenschmelz! Der Ausdruck jedes einzelnen Gesichtes.

Bankier (für sich): Es scheint wahr zu sein. Alle finden es.

Don Christoval de la Jornada (erscheint, drückt dem Meister ernst die Hand, dann sehr überrascht zur Pré-Salay):

Frau v. Pré-Saley (flüsternd): Tun Sie nicht so erstaunt, sonst glaubt man es nicht. (Laut): Wie finden Sie Karl den Siebenten!

Don Christoval: Diese meisterhafte Komposition! Der tiefe . . . (Sucht.)

Bankier: Farbenschmelz?

Don Christoval (ernst): Das wollte ich sagen. (Geht mit seiner Dame in einen andern Saal.)

Bankier (für sich): Über wen macht man sich da lustig? Am Ende über mich! (Entfernt sich wütend.)

Der Meister (steht jetzt allein mit einem unberühmten Maler vor Karl VII.): Und du? Was sagst du, mein Alter?

Der Unberühmte: Nein, sage ich.

Der Meister (ängstlich): Was meinst Du?

Der Unberühmte: Du bestehst darauf? . . . Es ist erbärmlich. Es ist das Finale einer Oper, aufgeführt in der Provinz. Du bist im Zeichnen liederlich geworden und die Farbe ist in dir vertrocknet. Du siehst nicht mehr. Du verkehrst zu viel mit diesen Schwachköpfen und deine Bilder sind ein Handelsartikel — den man nicht braucht.

Der Meister (drückt ihm krampfhaft den Arm): Still, es kommen Leute . . .

Kritik.

(Der Industriepalast vor der Eröffnung. Im weiten Glashofe werden Blumenbeete eingesetzt. Vor ein paar Wochen war das die Reitbahn beim Preisspringen. Jetzt findet hier das Wettrennen der Bildhauer statt. Im ersten Stock werden die vielen Säle her-

gerichtet. Arbeiter hämmern, sägen, nageln Vorhänge an, teeren den Fußboden. — Dubois, Durand, Dupont (drei Kunstkritiker) treffen im großen Ecksaale rechts zusammen, werfen sich erschöpft auf den Runddivan, der noch nicht überzogen ist.)

Dubois: Mein elfter Salon!

Durand: Man wird nicht jünger.

Dupont: Du bist wirklich schon elf Jahre bei diesem Leben?

Durand: Als ob man es ihm nicht ansähe. Nur sein Salonartikel ist unverwüstlich — immer derselbe.

Dubois: Ihr seid lieb! Was mögt ihr erst hinter meinem Rücken sagen?

Dupont: Daß du Charakter hast. Du änderst deine Anschauungen nicht. Dafür sind deine Wiederholungen der beste Beweis — auch der einzige.

Dubois: Nicht übel. Und wovon bist du in der laufenden Woche überzeugt?

Durand: Im Grunde stimmt mich diese Mastviehausstellung der Kunst melancholisch. Da malen und modeln mehr als tausend Menschen ein Jahr lang, um sich dann gegenseitig zu erdrücken. In dem Gedränge geht das Beste verloren.

Dubois: Wo siehst du das Beste?

Dupont: Das wird er dir nicht erzählen. Tips gibt er nur seinen Lesern.

Durand: Was da alles durcheinander wimmelt, Freilichtler und dunkle Pinsel, Eindrückler, Pünktler, Großmaler, Kleinmaler, Wahrheitsliebende, Geheimnisvolle, raffiniert Primitive, Frömmler, Wald- und Wiesenmaler. Die einen schildern alltägliche Vorfälle aus dem Gedächtnisse, die anderen machen Geschichtsbilder nach dem Modell, so daß man den Theaterchoristen erkennt, der für fünf Franks zum

Ketzerrichter saß. . . . Ich bin ein geschworener Feind dieser Ausstellungen.

Dubois: Und worüber willst du dann schreiben?

Dupont: Das ist klar! Über den Verfall der Kunst.

Durand: Für Leute, die sie nicht ansehen werden, beschreiben wir Bilder, die uns kalt lassen. Wenn es hoch kommt, erzählen wir die Anekdote: „Das Bild stellt einen Küchenjungen vor, der eine Zigarette raucht“, oder „man sieht einen alten Fischer, der Netze flickt“ oder gar eine Begebenheit aus der Geschichte, die mich schon in der Schule zum Sterben gelangweilt hat.

Dupont: Merkst du nichts? Er probiert seinen Artikel an uns. Das brauchen wir uns aber nicht gefallen zu lassen.

Durand: Ich könnte mich auch hinstellen und die Bilder verspotten. Das mag ich nicht.

Dupont: Du bist zu edel für diese Welt.

Durand: Kilometer bemalter Leinwand hängen heuer da und kein einziges Kunstwerk, das mich ergriffe. Junge Stümper, denen die Hand noch nicht gehorcht und alte Rühmlinge, deren Auge erloschen ist. Bei den Entkräfteten bestellt man offizielle Bilder zur Verunstaltung von Beratungssälen oder Stiegenhäusern. Und das soll bleiben! Über diese langweiligen Einzüge, nichtssagenden Empfänge durch Gemeinderäte und öden Huldigungen unterjochter Stämme werden sich alle kommenden Geschlechter ärgern müssen oder lustig machen können. Mit solchen riesigen Kunstarmutszeugnissen wird manche edle Marmorwand bedeckt, so daß man später glauben wird, es sei in unserer Zeit noch schlechter gemalt worden, als es wirklich geschieht.

Dupont: So spricht ein Philosoph. Du gleichst täuschend einem Denker. Aber deine Schilderung ist nicht übersichtlich. Wollt ihr mein System kennen? Ich teile den Salon in Gruppen ein. Zum Beispiel: Kulinarische Abteilung. Hieher

gehören Küchenjungen, Obststücke, Krebse, überhaupt alle genießbaren Stilleben und sämtliche Bilder, auf denen gegessen wird. . . . Andere Gruppe: Lichtschirme. Sehr zahlreich. Dazu rechne ich außer den eigentlichen Lampenschirmen alle Beleuchtungswitze. . . . Im Zweifel bin ich noch, ob ich die Tierstücke als Porträts oder die Porträts als Tierstücke behandeln soll. . . . Ferner irrsinnige Abteilung, zerfällt in freiwilligen und unwillkürlichen Wahnsinn — Künstler, die den wilden Mann nur spielen oder wirklich mystisch sind. Und so weiter. Dann habe ich aber eine Hauptgruppe: „Richtungen, die morgen lächerlich sein werden." Wer da hineinfällt? Zunächst die Käufer der Bilder. . . . Seht ihr, so gelangt man zu einem Überlick.

Dubois: Das sind Sorgen! Ich gehe ganz einfach von Saal zu Saal und nenne die Bilder, die gut sind.

Dupont: Woran erkennst du sie. . . . Halt! Ich weiß es: Am Namen des Malers. . . .

Der Firnißtag.

(Der Industriepalast. Gedränge. Ganz-Paris.)

Ein Kleinstädter: Warum heißt er der Firnißtag?

Der Pariser: Weil gefirnißt wird.

Ein Kleinstädter: Wo?

Pariser: Schau, es ist wahr! Ich hab's gar nicht bemerkt. Man firnißt nicht mehr am Firnißtag. Früher kamen am Tage vor der Eröffnung die Maler oder ihre Gehilfen und überzogen die Gemälde mit einer feinen Glanzschicht, welche die Farben aufleuchten läßt. Kurz, ein Anstrich, den man sich gibt. Allmählich sickerten ein paar Dutzend, einige hundert Leute herein, die es vor Neugierde nicht mehr aushalten konnten. Denn wir Pariser lieben die Generalproben mehr als die Vorstellungen — teilweise, weil sie unentgelt-

lich sind. . . . Und so sind heute gegen fünfzehntausend Menschen hereingesickert.

Eine kleine Schauspielerin (hält im Vorübergehen den Reporter eines großen Boulevardblattes an): Sagen Sie, werden Sie mich nennen? Unter den Kunstgrößen!

Reporter: Was bekomme ich dafür?

Schauspielerin: Dafür? Solch eine kleine Gefälligkeit — die Sie nichts kostet.

Reporter: Doch! Selbstüberwindung, mein Engel! Ist auch keine Kleinigkeit. Wenn Sie wüßten, wie sich die feinsten Leute, die nicht in Stubenmädchenrollen auftreten, darum bemühen.

Schauspielerin: Ich höre Ihnen nur zu.

Reporter: Wollen Sie's sehen? Einen Augenblick! . . . (Tut, als ob er ein Bild aufmerksam betrachtete. Bald bleiben einige elegante Damen und Herren in seiner Nähe wie angewurzelt stehen.)

Schauspielerin: Warum sammeln sich die Leute da an?

Reporter (ohne hinzusehen): Ah, sammeln sie sich schon? Das sind Reklamejäger wie Sie, mein Kind. Und sie haben es nicht einmal so nötig. Sie wollen, daß ich sie bemerke. (Blickt auf, grüßt, schreibt etwas in sein Taschenbuch. Die Leute gehen weiter.)

Schauspielerin: Du bist groß!

Reporter: Nun, was krieg ich?

Schauspielerin (lacht): Wir werden sehen . . .

Eine ältere Frau (ärmlich gekleidet, steht schon lange vor einem Bilde, das an verlorener Stelle ganz unbeachtet hängt und starrt es an).

Maurose (kommt mit Vlan vorüber, beobachtet sie): Halt, da gibt es etwas Rührendes.

Vlan: Wo?

Maurose: Sagen Sie nichts! (Sehr laut vor dem verlorenen Bild): Prachtvoll! Darin steckt ungeheuer viel Talent

Die Frau (zuckt zusammen).

Maurose: Von wem ist das? (Blättert in seinem Katalog.) Den Namen muß man sich merken.

Vlan (blickt ihn erstaunt an): Ihr Ernst?

Maurose (zieht ihn fort): Kommen Sie!

Vlan: Ich verstehe nicht.

Die Frau (wischt sich heimlich eine Träne ab und betrachtet das Bild zärtlich.)

Maurose: Mein Lieber, ich wette, das war die Mutter des Malers. . . . Sie steht da, weil sie glaubt, daß nun auch andere stehen bleiben werden.

(Eine elegante Gruppe vor „Karl VII. in Chinon".)

Der Meister (empfängt auch hier, wie in seinem Atelier, und läßt sich huldigen).

Der Bankier: Dieser tiefe Farbenschmelz!

Marquise (lispelnd): Sehen Sie das Kleid dieser Cocotte!

Baronin: Es ist keine. Sie soll halb anständig sein.

Frau v. Pré-Salay: Sie wissen ja alles, meine Teure.

Don Christoval (nähert sich erstaunt): Welch ein glücklicher Zufall! . . .

Baronin: Ihr Leben besteht aus lauter glücklichen Zufällen!

Frau v. Pré-Salay (geht ärgerlich weg).

Don Christoval (folgt ihr): Keinen Blick, Grausame?

Frau v. Pré-Salay (zwischen den Zähnen): Sie sind schrecklich ungeschickt. Man sieht uns immer beisammen.

Don Christoval: Ist es ein Wunder? Ich treffe Sie immer nur, wo viele Leute sind.

Frau v. Pré-Salay: Kommen Sie morgen um dieselbe Stunde hieher!

Don Christoval (seufzt): Wieder ein Stelldichein, dem Ganz-Paris beiwohnt!

Frau v. Pré-Salay (lacht): Sie wissen doch gar nichts. Morgen kommt kein Mensch mehr herein.

Tanzende Elfen und Diana.

(Kleines Wirtshaus in einer Sackgasse nahe dem Industriepalast. Die reichen Künstler frühstücken am Firnißtage bei Ledoyen oder im Café des Ambassadeurs; die anderen, die keine gemachten sind, in solchen Schenken. Nackte Holztische, harte Bänke, saurer Wein. In einer kleinen Ecke plaudern mehrere, jeder hat die Ellbogen auf dem Tisch.)

Ein Bildhauer (trinkt, schneidet dann ein fürchterliches Gesicht): Der reine Radiererwein.

Ein Radierer: Oho! Warum?

Bildhauer: Er zerkrazt einem die Kehle.

Ein Maler: Ja, wer's verstanden hätte, wie Ridault, der säße jetzt auch beim Champagner in Gesellschaft schöner Weiber.

Fifine (Ein Modell): Sei wenigstens höflich! (Gibt ihm einen Rippenstoß.)

Radierer: Der tanzende Elfen-Ridault? Was hat denn der verstanden?

Maler: Seine Bilder auf der Kehrseite firnissen zu lassen.

Radierer: Was ist das? Eine neue Technik?

Maler: Ja, zum Emporkommen. Die Sache wird von Kunsthändlern gemacht.

Bildhauer: Ah, eine Räubergeschichte?

Maler: Sie bilden ein Syndikat, mieten den Künstler auf Jahre, manchmal auf Lebenszeit. Alles, was er malt, muß ihnen gehören. Dafür kriegt er jährlich so und so viel zum Leben. Aber er darf nicht mehr malen, was er will, sondern das, was ihm einmal gelungen ist, muß er immer wieder machen.

Radierer: Daher die tanzenden Elfen des Ridault?

Maler: Richtig. Die Bande lanciert ihn dann. Sie schieben seine Bilder bei einer Versteigerung im Hotel Drouot ein und bieten darauf los. Überbieten sich wie toll. Gehen gleich bis Zehn- oder Zwölftausend. Dann reisen sie mit dem Bilde nach London. Dort wird es wieder öffentlich versteigert. Manchmal wird es auch nach Amerika geführt. Überall dasselbe Spiel. Der Preis wächst — das Bild gehört noch immer dem Syndikat. Aber auf die Rückseite wird der offizielle Preis, der Tag des Verkaufes, die Nummer des Katalogs geklebt. Alles gestempelt, amtlich und echt. Das ist das Firnissen von hinten.

Radierer: Aber welchen Vorteil haben sie davon, da sie das Bild behalten? Sie müssen doch Perzente für die Versteigerung zahlen.

Maler: Ja, es dauert oft ein, zwei, drei Jahre, bis die Leute anbeißen. Aber dann! Besonders die Yankees! Da lesen sie immer, welche Preise erzielt werden. Viele Zeitungen sind so dumm, diese Ziffern zu bringen. Schlagen damit ohne ihr Vorwissen Tamtam. Ahnen ja auch wirklich nicht, was dahinter steckt. Aber durch den Kaufpreis erringen die Bilder sich die bürgerliche Achtung. Es gibt einen reichen Pöbel, der nur die teuren Gemälde schätzt. Ferner Pfiffige, die glauben, daß die Preise weiter steigen werden und daß man das Zeug in ein paar Jahren um das Doppelte losschlagen kann. Und man spekuliert in „tanzenden Elfen“. So entsteht der Markt. Die Engländer sagen schon von weitem: „Aoh yes, das ist ein Ridault!“ Die Deutschen glauben, daß es schön ist. Und die Amerikaner fallen hinein.

Radierer: Das Unglück ist also nicht groß.

Maler: Nicht groß? Und jetzt geht vielleicht wieder einer herum, wie Millet, der sein Leben unbekannt und elend verbrachte. Wenn man nur an die falschen Kunstliebhaber dächte und wie sie gefoppt werden, könnte man ja lachen.

Bildhauer (klopft sich die Pfeife in die hohle Hand) Die spaßigsten Dinge kennt Ihr doch nicht. Erst wenn Ihr wüßtet, wie Sachen alt geschminkt werden. Da zeigt sich der Mäcen in seiner ganzen Eselhaftigkeit. Und gar die gelehrten Direktoren von Sammlungen. Puah—haha! In einem gewissen Museum steht eine Büste aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die von diesen zwei Händen angefertigt worden ist.

Radierer: Das wäre ja eine sensationelle Enthüllung.

Bildhauer: Ich könnte es nicht beweisen. So kindlich war der nicht, der mich arbeiten ließ. Und für Limousiner Email aus der besten Zeit und altvenetianische Holzschnitzereien hatte er auch seine Künstler — die der Hunger gefügig und geschickt machte... Wie wußte er seine Funde herzurichten. Einen Millionär, der in alte Sachen vernarrt ist, ließ er einmal zufällig dabei sein, als eine marmorne „Diana mit dem Hunde" entdeckt wurde. Sie war eingemauert und die Mauer mit altem Efeu überwachsen. Diese Diana stand ein halbes Jahr früher in meinem Atelier und der Hund auch.

Radierer: Warum gaben Sie sich dazu her?

Bildhauer: Erstens, weil ich nicht wußte, was er vorhatte. (Trinkt einen Schluck, verzieht das Gesicht.) Und zweitens weil ich noch lieber solchen Radiererwein trinke, als Seinewasser....

Im neuen Salon.

(Der andere Firnißtag. Die Kunsthalle auf dem Marsfelde. Gedränge. Ganz-Paris.)

Vlan: Meiner Treu, dieser Salon ist besser. Es gibt also noch oder wieder Maler, die ihren eigenen Traum von der Welt haben, die gesehene Dinge bedeutend vorbringen — oder die schwärmen! Ich liebe die Schwärmer. Da, diese Nixe des Burne Jones, die den Jüngling hinunterzieht in die

Tiefen des Meeres. Was sie für Augen hat! Spöttische, traurige, unergründliche! Die Nixe ist natürlich eine Engländerin.

Maurose: Nein, Sie irren. Das ist eine Deutsche. Sie lebt in den Liedern eines gewissen Henri Heine.

Vlan: Diese Engländer sind verteufelt stark — in beiden Salons. In Longchamps siegen unsere Pferde, aber auf dem Marsfelde und im Industriepalaste ihre Maler! Ist es nicht verblüffend?

Maurose: Hm ja — die anderen Völker sind vielleicht keine solchen Wilden und wir keine solche Athener, wie wir glauben. Die Kunstliebe ist bei uns offiziell geworden. Mehr noch: sie gehört zum guten Ton. Sie ähnelt der kundgemachten Wohltätigkeit. Ich schätze sie, wie diese, sehr hoch. Wegen der Nachahmer! . . . Aber wenn man näher zusieht was dahinter steckt! . . . Das sind Bilder!

(1893.)

Eine Rückkehr

Überhaupt ist es ein schöner grüner Irrtum, daß die Stücke auf dem Theater neu sein müßten. Es gibt Sonderlinge, die jedemal etwas anderes haben wollen. Das Publikum in seiner Tiefe, Breite und Gesundheit will immer dasselbe. Es gibt jetzt dafür einen erschütternden Beweis: die Operette ist wieder aufgestanden, und dasjenige Theater, welches mitten auf dem Boulevard glänzt, das pariserischeste von allen, das Theater des Variétés, spielt sie. Aber nicht etwa eine ungeahnte, mit nie dagewesenen Pfiffen und Kniffen, nein, die alte, wohlbekannte, stupide, die Blödsinnsoperette in ihrem ganzen Tadädeltum.

Es war vielleicht vor acht oder zehn Jahren, da kam ich auf einer der Entdeckungsreisen, durch die einem Paris immer lieb, frisch und interessant bleibt, in das kleine Theater der Ternes. Les Ternes sind ein ärmerer Stadtteil, welcher an elegante Viertel stößt. Der Faubourg St. Honoré, die stolzen Straßen, die vom Triumphbogen ausstrahlen, sind ganz in der Nähe, und doch ist man hier wie in einer Provinz. Dem Orte entspricht das kümmerliche Theater. Das ist Provinz oder eine andere Zeit. Die Zuschauer kommen ungewaschen, mit staubigen Stiefeln aus ihren Kaufläden; es sind Fleischhauer und Schuster mit ihren braven Ehehälften und verschlafenen Kindern. Die Schauspieler sind solche, die nicht mehr oder noch nicht in Paris auftreten können. Die Schauspielerinnen sehen tugendhaft und vernachlässigt aus, und als ob ihnen

ihre Tugend keine Freude machte. Die Stücke, die man zwischen erloschenen Dekorationen aufführt, sind abgespielte Sachen. In diesem trübseligen Häuschen sah ich damals eine vergessene, dumme Operette von Hervé, dem minder begabten Nebenbuhler Offenbachs. Sie hieß „l'oeil crevé“ und hatte ihre Zeit. Dergleichen Scherze sind nur lustig, so lange man über sie lacht. Sie haben keine eigene Lustigkeit in sich und sind darum auf die Laune der Leute angewiesen. Die Zuschauer wieder lassen sich von der Mode beeinflussen. Und als ich im Theater der Ternes die blödsinnigen Zerrgestalten Hervés sah, da meinte ich: Das kommt nie wieder.

Nie wieder? Es ist schon da. In den Variétés geben sie die Operette „Le Sire de Vergy“, die beinahe von Hervé sein könnte. Die Musik ist viel matter, doch der Text ist ebenso dumm. Die Handlung, die schnurrig sein will, spielt in der Zeit der Kreuzzüge. Die vorkommenden Kreuzritter werden selbstverständlich von ihren Gemahlinnen betrogen, sonst könnte man die Operette auf einer Boulevardbühne nicht aufführen. Diese Kreuzfahrer sind die Nachkommen der griechischen Könige aus der „Schönen Helena“. Lauter Kapitalhirsche, sie tragen die stattlichsten Geweihe. Ich fand aber den Sire der Vergy komischer, als er noch Menelaus hieß.

Doch etwas ist hinzugekommen, was in den längstvergangenen Zeiten Offenbachs, noch nicht da war, nicht geahnt wurde: die Ausstattung. Die ist eine Pracht. Vor vierzig Jahren gab es kein elektrisches Licht, welches den Farbenschimmer der Kostüme so stark herausgehoben hätte. Vor vierzig Jahren baute man noch keine Bühnenbilder von solcher Echtheit und Fülle. Auch hatte man damals noch nicht die Schattenspiele des Chat noir, an die ein sehr hübsches Bild erinnert. Im Hintergrund, in einer fernen, sonnenbeglänzten Landschaft, sieht man die Schar der Kreuzritter

zurückkehren. Sie sind noch ganz klein, werden größer, ziehen mit Fahnen und Spiel über eine Brücke, bis sie endlich lebensgroß auftreten. Kindereien, aber amüsant. Früher war die Unterhaltung mehr in der Musik und in den Worten. Aus den früheren Zeiten der Operette sind nur noch einige Damen im Zuschauerraume übrig. Sie haben die schönsten Perlenzähne, in Gold gefaßt. Ihre Lippen haben die Farbe reifer Kirschen, und es wäre ja auch das größte Unrecht, wenn sie sich keine bezaubernde Farbe wählten; da es nur von ihnen abhängt. Die Gesichtshaut ist allerdings unter dem Email faltig und ledern, aber die Haare glänzen goldhell oder hochrot. Und auf diesen höchst fabelhaften Locken sitzen Hüte mit Rosen, Federn, Spitzen, ich weiß nicht womit noch. Nur das ist für den Laien erkennbar: es sind fröhliche, schreiende, schnippische Hüte; Hüte, die sagen: Na, wie gefall' ich dir? Hüte der Eroberung; Hüte, die herausfordern und unternehmen; Hüte für Schmeicheleien und Getändel; Hüte, die mehr kosten als die Trägerin wert ist; Hüte, die lachen und verführen — kurz, Pariser Hüte. Das sieht man wirklich nur hier: alte Weiber mit jungen Hüten.

* * *

Unterhaltend war auch das Publikum in der Comédie Francaise am Dienstag, als sie das neue Stück des Herrn Mirbeau zum erstenmale für die Abonnenten gaben. Dienstag ist in der Komédie der Tag der Vornehmen, und da diese Tatsache selbstverständlich allen Parvenus bekannt ist, wimmelt es gerade da von Leuten, die sich erfolglos um ein elegantes Aussehen bemühen. Im Zwischenakte genießt man dadurch einige hübsche Szenen. Am köstlichsten ist der Emporkömmling im Verkehre mit Höheren, das heißt mit solchen, die er für gesellschaftlich höher hält. Er ahnt nicht, was sie ihm verdanken. Ihre Abgeschlossenheit und Zurückhaltung sind sein Werk. Nicht nur, weil er ihren Umgang

begehrt. Ließe er sie laufen, sie wären vielleicht langweilige, jedenfalls gewöhnliche Leute, weil ein Mensch nie durch seine Geburt interessant ist — geboren wird jeder als dummes kleines rotes Kind — sondern weil einer erst interessant wird durch das, was er gelernt, gesehen, erfahren, gewollt und gelitten hat. Ein Emporkömmling ist eigentlich viel merkwürdiger, als ein „Hochgeborener“. In der Mehrzahl der Fälle beweist ein Vermögen, daß sein Erwerber schlecht oder recht ein Kraftmensch war. Kapital ist angesammelte Energie und folglich auch wie andere Akkumulatoren für nützliche Arbeit verwendbar. Und ich frage mich nun, während ich im berühmten Foyer des französischen Theaters herumgehe, was im Verhältnisse des nobelsüchtigen Bourgeois zum alten Adeligen das Lächerliche ist? Daß der Größere, der Erweber, der Macher sich vor dem schwächlichen Erben nicht mehr geltender Vorrechte duckt? Oder, daß die Exklusiven spröde tun, wenn man sich um etwas Wertloses, ihren Verkehr, bemüht?

Die Komik steigert sich dadurch, daß der Emporkömmling niemals einem wirklichen Aristokraten auch nur in die Nähe kommen kann. Der Wirkliche ist ihm unerreichbar, das folgt aus dem Wesen beider. Was sich erhaschen läßt, ist das Herabsinkende, schon leicht Angelumpte; so daß eine Begegnung irgendwo in der Mitte zwischen Aufsteigenden und Herunterkommenden stattfindet, und ihre Vermischung ist widerwärtig oder lächerlich. Ein echter Emporkömmling, auch wenn er nichts gelernt hat und schlechte Manieren zeigt, kann ebenso schön sein wie ein echter Aristokrat, welcher das Vorrecht als Vorpflicht auffaßt. Auf die Echtheit kommt es in allen Dingen an. Wie bedeutend eine Gesellschaft von Emporkömmlingen sein kann, beweist Amerika. Und wenn die sich von Europens Kinkerlitzchen nicht doch noch zuguterletzt blenden las-

sen, so wird sich die alte, adelige, erschlaffte Gesellschaft immer tiefer vor ihnen bücken müssen.

In unserem Erdteil sieht man aber nirgends den Kampf zwischen einer alten und einer neuen Gesellschaft deutlicher, als in Frankreich. Es ist doch sehr wunderlich, daß dieser Kampf noch immer nicht ausgetragen ist, und währt doch schon seit dem achtzehnten Jahrhundert. Ich glaube, daran ist weniger die Stärke der alten Gesellschaft, als die Schwäche der neuen schuld. Der Parvenu hat ein Bedürfnis, sich beglaubigen zu lassen, daß er oben angelangt ist, und er meint, er müsse zur Bescheinigung die haben, die schon früher oben waren. Daran haben alle Satiren der Dichter und alle Revolutionen nichts geändert.

* * *

Die Mitte des Lebens. Wo Rue Lafayette und Chaussée d'Antin einander kreuzen, ist der Verkehr besonders heftig. Die Leute stoßen sich in der Eile herum, und man könnte glauben, daß jeder einzelne auf das Wichtigste aus sei. Du lieber Gott, wenn man untersuchte, was sie wollen. Ein Stückchen Brot, ein Häuflein Geld, die Selbsttäuschung eines Vergnügens, ein bißchen Ansehen, einen Fetzen Macht, einen Schimmer von Liebe. Darum der Lärm, das Gedränge, die Jagd. Aber wenn man über die Sinnlosigkeit ihres Treibens hinwegsieht, oder vielleicht gerade weil es sinnlos ist, kann man es unterhaltend finden. Da ist unsere Zeit. Wenn einer dieses Bild in eine Handkamera hineinschnappen läßt, wird es in zwanzig Jahren merkwürdig sein. So sieht jetzt ein Hochweg des Verkehrs aus. Später, ich zweifle nicht, wird alles feiner und besser sein. Die Sachen nämlich. Die Menschen bleiben allerwege, wie sie sind, wie sie waren. Für die leichtesten Veränderungen muß man wohl mit Jahrtausenden rechnen. Das entzieht sich unserer Eintagsweisheit. Wir müssen es nehmen, wie es ist. Da ist unsere Zeit,

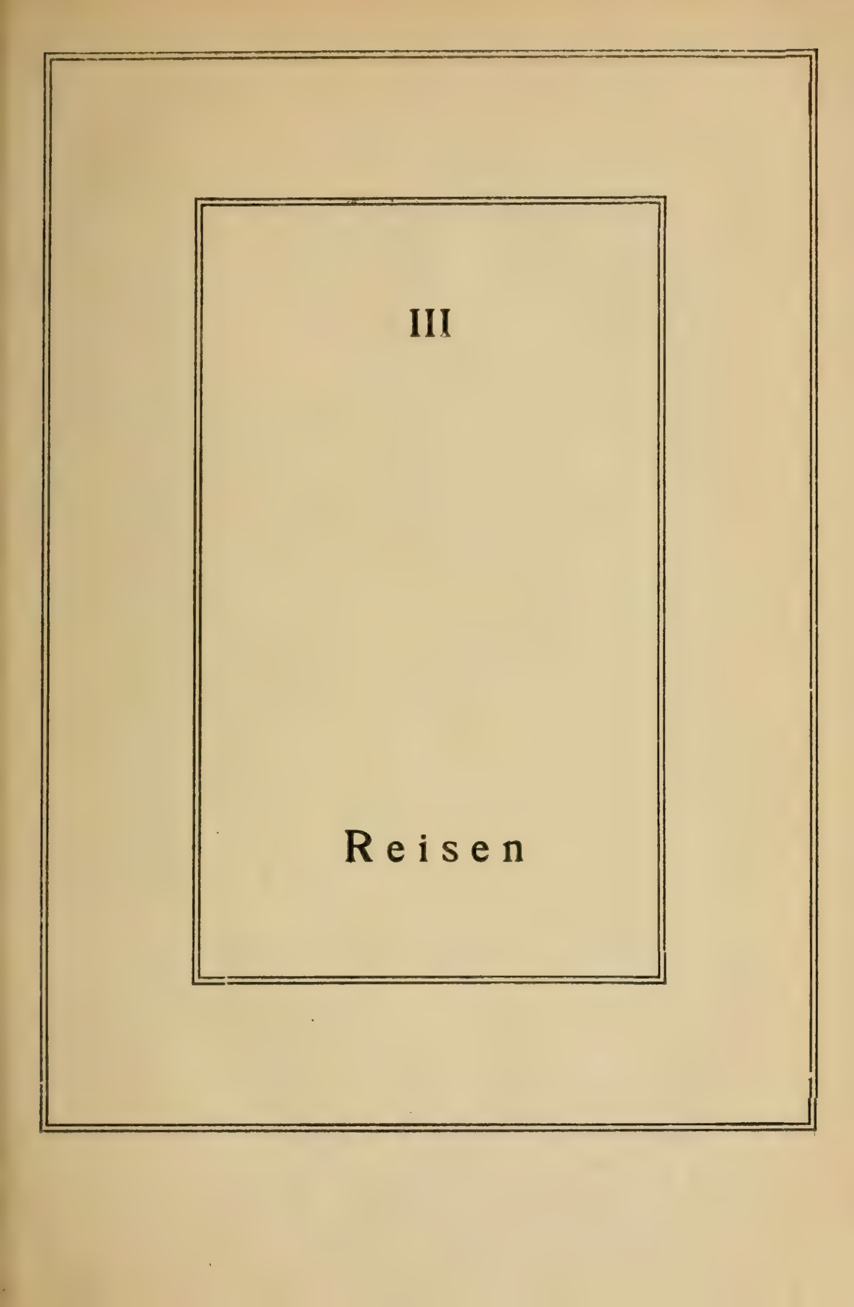
wir sind auf diesem Punkte mitten im Leben . . . In the midst of life, we are in death. Die alle, die da laufen, müssen sterben, und kein einziger denkt daran. Denn die Vernunft gebietet, das Vernünftige nicht zu denken und das Unausweichliche nicht zu sehen. Nur die Stärksten können das ertragen und noch essen, noch trinken, noch arbeiten. Die anderen brauchen Betäubungen, die Reichen brauchen das Vergnügen, die Armen brauchen die Not, um dem Gedanken auszuweichen. Darum ragt da oben auf Montmartre die Kirche wie eine Burg. Die Radikalen möchten sie stürmen; aber ich glaube, sie werden sie erst an dem Tage einnehmen, an dem sie ein Mittel gegen die Todesfurcht gefunden haben. Super hanc petram!

* * *

In einer Kunsthalle wird der Nachlaß einer alten Hetäre versteigert. Sie hatte die köstlichsten Sachen. Süße, feine Gemälde der englischen und französischen Schule aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo es am reizendsten war. Die geschnitzten Rahmen sind schon ein Genuß. Ferner zarte und üppige Möbel, sowie Bronzen, Leuchter, Nippes, Gobelins, Kristalle, seltenstes Porzellan, marmorne Büsten, Silber- und Goldgeschirr, Diamanten und Perlen — was willst du noch mehr? Wie viele Greise muß das Liebchen liebkost haben, um alle diese Sachen zusammenzukriegen? Jetzt sind sie unter dem Hammer. Der Erlös soll irgendeinem guten Werke zufallen. Dieses Fräulein hatte offenbar den Ehrgeiz, die Flecken aus ihrem Rufe nachträglich mit dem scharfen Benzin der Wohltätigkeit entfernen zu lassen. In jedem Falle hat die Versteigerung den Rang eines pariserischen Ereignisses. Der Saal ist voll von eleganten Leuten. Die schönen Sachen kommen ihnen nicht beschmutzt vor. Sie kämpfen um diesen Besitz in heißestem Wetteifer. Die Ersteher haben ein Augenleuchten des Triumphes, und

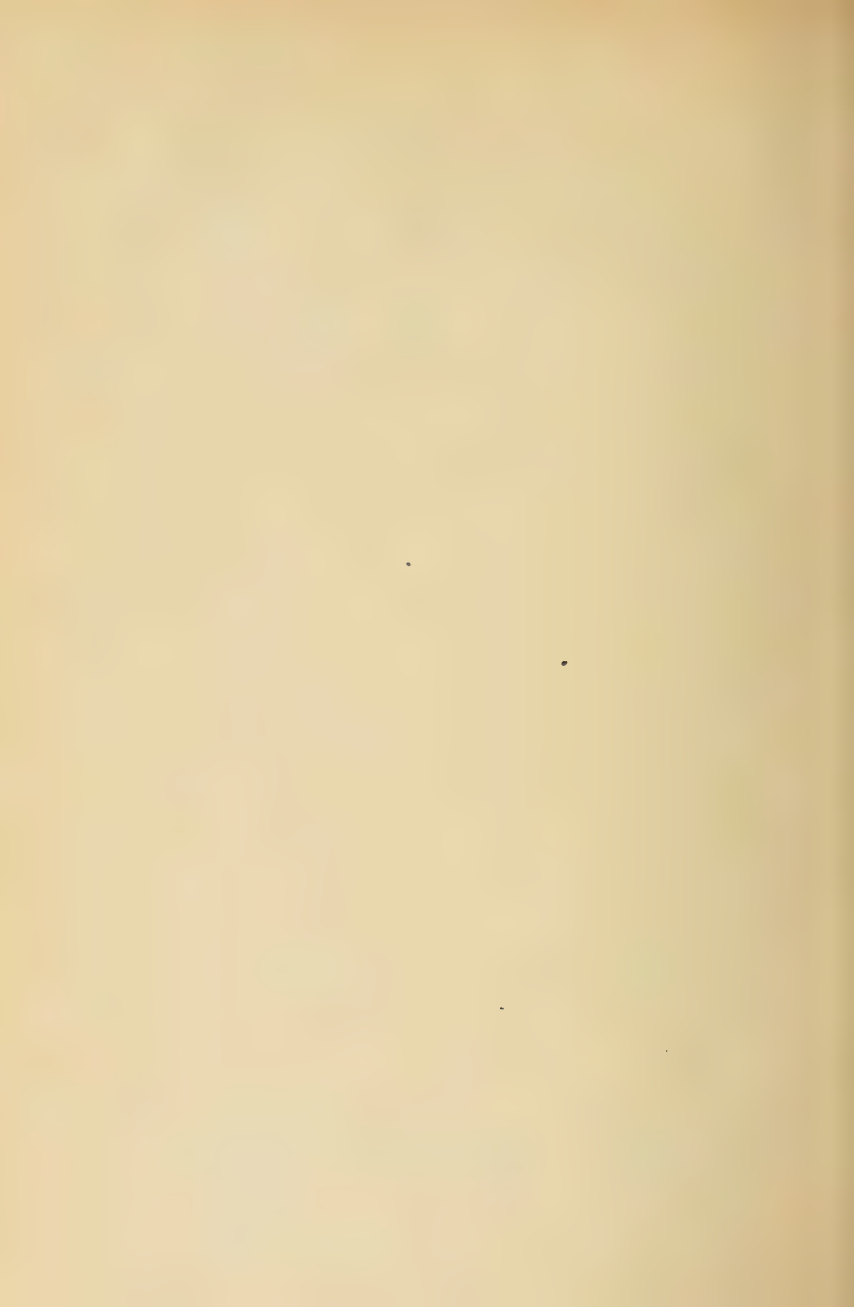
dann leben sie einige Jahre in der Überzeugung, daß ihnen diese Sachen gehören. Darum schmunzelt der feiste Ausrufer dort, wenn er ihnen die Beute zuschlägt. Er hat etwas merkwürdig Überlegenes, und ist doch nur ein Feilbieter. Er scheint zu lächeln über die Illusion des Besitzens, der sich so viele Menschen hingeben. Zum ersten, zum zweiten, zum — wer gibt mehr? Und auf wie lange? Hier das Porträt eines jungen Mädchens, englische Schule, achtzehntes Jahrhundert. Es gab einst einen Mund, welcher so rosig lächelte. Dunkle Augen gab es, die sich mit solcher Schelmerei in den Winkel stellten. Wem gehört nun dieses junge Mädchen, im Rahmen einer schon ganz vergangenen Zeit? Dem Maler, der es liebte? Der Familie, in der es sich eine Zeitlang forterbte, bis sie erlosch oder verarmte? Den vielen Händen, durch die es ging? Dem kunstsinnigen Greise, der es dieser Hetäre gab? Dem heutigen Ersteher? Oder dem lächelnden Feilbieter, unter dessen Hammer es doch immer wieder kommt?

(1903.)



III

Reisen



Anfang einer spanischen Reise

1. Luz, das Dorf.

In Tarbes, dem Hauptorte der Pyrenäen, fügte ich meinem letzten Willen ein Kodizill hinzu. Ich verbot in dem kategorischen Tone, welcher zur Feinheit solcher Schriftstücke gehört, daß meine Reste hier bestattet würden, falls mich die Langweile hinwegraffen sollte. Denn ich möchte beinahe noch lieber in Tarvis leben, als in Tarbes begraben sein. Zu meinem Erstaunen erwachte ich aber am andern Morgen und konnte die Reise nach Pierrefitte fortsetzen.

. . . Das sind also die Pyrenäen? Ich hatte mir sie erhabener vorgestellt. Die Sehnsucht flog zurück nach unserm Tirol. Um wie viel höher sind dort die Berge, bei gleicher Biederkeit der Menschen! . . . In Pierrefitte verläßt man die Bahn. Diese Station bietet so wenig Zerstreuungen, daß sich das Bahnpersonal stundenlang mit dem Abladen des Gepäcks von anderthalb Reisenden unterhält, womit man in ein paar Minuten fertig sein könnte. Hinter Pierrefitte wird es mit dem Gebirge ernst. Wir fuhren mit der Diligence eines guten Familienvaters, wie es im römischen Rechte heißt. Es war aber ein schläfriger Familienvater, mit geringer Sorgfalt für seine eigene Wohlfahrt, und als der Weg anfing bedenklich zu werden, nickte der Treffliche ein. Die tiefe Schlucht, durch die der Gave so stürmisch zu Tale eilt, hat für diesen Mann keinen Reiz mehr, nicht einmal

den der Gefahr. Ich saß neben ihm und trachtete vergeblich, ihn durch Künste der Konversation munter zu erhalten. Selbst als ich begann, ihm zufällige Rippenstöße zu geben, wachte er nicht auf, sondern lallte nur einen weiblichen Namen, was mir Schlüsse auf sein Familienleben gestattete. Ein bergunter rasendes Wägelchen, mit dem wir scharf zusammenprallten, erweckte ihn endlich. Der Sieg war unser! Denn wir hatten das gegnerische Vehikel vollkommen kampfunfähig gemacht und zwangen so die Feinde, zu Fuß nach Pierrefitte zu gehen. Doch trugen wir selber einige leichtere, wenn auch ehrenvolle Beschädigungen davon. Das linke Vorderrad war verletzt, mehrere Fensterscheiben waren zerbrochen, und der Regenschirm eines Mitreisenden kollerte in den Abgrund. Den Regenschirm verschmerzte unser Kutscher mit Leichtigkeit, dagegen jammerte er bis ans Ende der Fahrt über den Zustand seines Wagens, und daß er seinem Herrn für den Schaden aufkommen müsse. Da Kummer nicht schlafen läßt, wurde ihm unterwegs noch verheimlicht, daß die Fahrgäste den Verlust tragen wollten. Erst nach der Ankunft in Saint-Sauveur leitete man die Sammlung ein. Außerdem bezeugte ich ihm auf seinen Wunsch noch schriftlich, daß er an dem Zusammenstoße nicht schuld gewesen sei; vielleicht gelang es ihm, den Schaden unverkürzt auf seinen Herrn abzuwälzen, Zum Danke gab er mir beim Wechseln ein Fünf-Frankstück heraus, das ich immerdar zum Andenken an diesen schlichten Gebirgsbewohner werde bewahren müssen, weil es in ganz Frankreich und Navarra niemand nimmt.

Saint-Sauveur-les-Bains liegt in der halben Höhe einer Berglehne, träg im Sonnenschein ausgestreckt, gleich einer eben ausgekrochenen Schnecke. Wie der Name andeutet, ist es ein Badeort; wie er aber verschweigt, ein weiblicher. Darum sieht man hier meistens ältere beschädigte Exem-

plare des schwachen Geschlechtes. Männer, die doch offenbar nur aus Unwissenheit hieherkommen, erregen eine nicht immer wohlwollende Heiterkeit bei den Damen, welche vor den Häusern sitzen. Wie sehr die Frauen sich in Saint-Sauveur kräftigen, sieht man am besten im „Hotel de France“. In diesem vortrefflichen Gasthofe versieht der Hausherr die Küche, während Madame die äußeren Angelegenheiten mit Umsicht und Energie leitet. Auf eine wahrhaft glückliche Weise erscheint hier somit die Frauenfrage gelöst. Der Herrschsucht des Weibes ist Rechnung getragen, ohne daß der Mann deshalb gänzlich zum alten Eisen geworfen würde. Zuweilen öffnet sich die Küchentür, und das wildbärtige Zyklopengesicht des stattlichen Wirtes lugt hochgerötet hervor. Er meldet die Vollendung einer Kotelette oder eines Reispuddings. Aber mit echt männlicher Sittsamkeit verläßt er den Herd nicht. Geräuschlos und züchtig waltet er im Innern des Hauses, wehret den Mädchen, lehret die Knaben. Dreimal glücklich das Weib, welches dereinst einen von solcher Hand erzogenen Jüngling heimführen wird . . . Der Anblick der Kurgäste von Saint-Sauveur regt zu Ausflügen an. Aber man trifft sie immer wieder. Denn es gibt nur einen einzigen Spaziergang: über die Napoleonsbrücke in die Schlucht, welche nach Gavarnie führt. Diese Brücke, die sich herrlich und in e i n e m edlen Bogen über den Gaveabgrund wölbt, wurde auf einen Wink Napoleons III. im Jahre 1860 erbaut. Der Kaiser geruhte selbst die Stelle anzugeben, wo das kühne Werk errichtet werden sollte. So meldet auf dem Stein, längst verwittert wie die anbefohlene Dankbarkeit, eine Inschrift, deren Gold erloschen, gleich dem Byzantinismus jener Tage. Jenseits des Pont Napoléon, zur Rechten, geht der Weg nach Gavarnie, nach den fernen hohen Quellen des einen Gave. Zur Linken schlängelt es sich allmählich nach Luz hinunter.

Luz! Das ist der köstliche Ort. Hier ist es gut sein, für Genesende aller Art. Törichte hasten weiter: nach Barèges und dem Pic du Midi und Gavarnie und dem Pic du Marboré und Pic de Gabiétou und wie die Pics alle heißen, und wieder zurück und wieder weiter. Luz, das Dorf! Es liegt am Ufer des Reisestroms, der ihm die Mühlen treibt; aber selber ist es still, Luz, das Dorf. So wird es ja auch vom Gave de Bastan durchrauscht; immer neue, immer gleiche Wellen, die immer gegen dieselben Steine anschäumen. Und was aus der Hast so vieler herauskommt, ist doch nur eine einzige, an Tönen arme, einlullende Melodie . . .

Wer die Gottesruhe nicht zur Arbeit benützen will, der kann sich hier vielfältig unterhalten. Da ist zum Beispiel der Hufschmied, dem man zuschauen kann, wie er die Pferde beschlägt. Das ist sehr interessant. Wie das schlechte Eisen abgestemmt und das neue erhitzt wird, wobei der Junge am Blasebalg in einer Rembrandtschen Glut dasteht, rot in Schwarz. Dann prasselt das Eisen auf dem Huf, sengt sich und senkt sich ein, wird in der Gosse abgekühlt, endlich mit starken Nägeln befestigt. Und stolzer trottet der alte Gaul von dannen . . . Auch der Schuster ist nicht zu verachten. Er sitzt auf dem Fensterbrett und arbeitet die alten Stiefel zum Fenster hinaus, wie ein rednerischer Volksmann. Der echte Pyrenäenbewohner trägt aber sein schadhaftes Schuhwerk zum Tischler oder auch zum Hufschmied, denn es ist aus Holz gezimmert, mit Nägeln beschlagen, nicht für die lächerliche Spanne kurzer Jahre, sondern für die Ewigkeit.

Doch die Perle von Luz ist der Barbier. Wenn ich sage der Barbier, so meine ich den Briefträger, welcher zugleich Krämer ist. Man sieht zuweilen auf dem Hauptplatze von Luz Männer lange Zeit umherwandeln. Es sind keine

gewöhnlichen Müßiggänger, dazu ist ihre Miene zu düster. Nein, das sind Leute, die sich nicht entschließen können, beim Barbier einzutreten, denn sie kennen ihn. Er erwartet sie aber kalt lächelnd; er weiß, sie werden ihm nicht entgehen. Die Mode der Pyrenäen will es, daß die Männer sich rasieren lassen; nur manche Weiber lassen ihren Schnurrbart wachsen. Endlich löst sich ein Beherzter von der Gruppe, tauscht noch die letzten Händedrücke mit den Freunden, sendet einen umflorten Blick nach den Bergen seiner Jugend und tritt in die Barbierstube. Die Tür schließt sich hinter ihm, denn dieses Lokal hat keine Fenster. Es ist eine weißgetünchte Kajüte, an deren nackten Wänden nichts den Blick ergötzt, keine bunten Parfümfläschchen oder Haarwuchstinkturen mildern hier die Schrecken des Rasierens. Ein Stuhl, an den das Opfer geschnallt wird, steht in der Mitte; das ist alles. Die Operation vollzieht sich im Dunkeln. Nur wenn der Barbier um den Sessel herumgehen will, muß er wegen der Enge des Raumes die Tür öffnen. Da schauen die Außenstehenden sekundenlang hinein, mit stillem Kopfnicken, und in ihren Augen liegt das Verständnis derer, denen Leid nichts Fremdes ist. Er röchelt, doch er lebt noch. Dabei ist Rasieren noch nicht das Ärgste, denn es dauert oft nur eine Stunde. Aber das Haarschneiden! Da ich ungern Grausamkeiten schildere, sei es mir gestattet, davon zu schweigen . . . Ferner gibt es auch in Luz Bäder, die Einwohner benützen sie jedoch nicht; sie baden lediglich in der reinen Gebirgsluft.

Luz, Dorf der wunderlichen Gebräuche! Ich weiß, daß es der Hauptort eines Kantons ist, mit 1514 Seelen, wozu ich die Honoratioren nicht einmal rechne. Für mich ist es Luz, das Dorf! Wie will man mir sonst das Leichenbegängnis der Kühe verständlich machen? Ich sah selber eines. Der Ausrufer wirbelte durch die Gassen und lockte uns

vors Haus. Da schritt er mit Würde, die Trommel am Bandelier, vorauf; hinter ihm ein leidtragendes Kalb, und zuletzt der Gegenstand dieser Feierlichkeit; eine bekränzte, mit farbigen Tüchern geschmückte Kuh, welche an der Grenze ihres Lebens angelangt war und vom unerbittlichen Schicksal an die Schlachtbank gefordert wurde. Während wir Menschen die guten Worte, die uns der Vorstand unserer Genossenschaft nachruft, nicht mehr vernehmen, sieht diese Kuh vor ihrem Scheiden deutlich die Lücke, die sie hinter sich lassen wird. Macht es ihr den Hintritt leichter? Das ist die Frage. Unter allen Umständen möchte ich in unserer nächsten Generalversammlung einen dahin zielenden Antrag einbringen. Ich sehe freilich den Einwand kommen: Wie aber, wenn der Betreffende dann nicht stirbt? Seien Sie gelassen, meine Herren, man stirbt jedenfalls.

Und was es in Luz sonst noch zu schauen gibt! Hungernde Savoyarden mit Murmeltieren. Einen Bärenführer, der mit zwei Nachkommen Atta Trolls vorübertrottet. Atta Troll war ja in dieser Gegend zu Hause, wie der liebe Meister, Herr Heinrich Heine, meldet. Die Bären werden freilich selten, die bei aller Melancholie tanzen können. Die Raubtiere werden sich noch völlig von der Erde verlieren, und der Mensch wird sie schließlich aus sich heraus ersetzen müssen. Vorläufig erquickt man sich an dressierten Flöhen und Pudeln. Sechs Pudel und eine Unzahl Flöhe gibt es auch in Luz. Jetzt sind sie noch jung — die Hunde nämlich — und ihr Hauslehrer darbt treu mit ihnen; aber wir werden sie sicherlich in besseren Verhältnissen wiedersehen, in den Hauptstädten Europas, von der besten Gesellschaft gefeiert . . . Die verwelkte Sängerin hingegen, welche die anmutige alte Romanze von der Rose und dem Schmetterling zur Gitarre singt, sowie ihr Begleiter, der Komiker, haben nichts mehr vor sich, als den Staub der Heerstraße.

Vor den Gästen des „Hotel de l'Univers“, die morgen früh nach Gavarnie und den vielen Pics weitereseln werden, sang sie des Abends nach dem Diner im Garten. Sie sang zur Verdauung jener die süßen Romanzen und schalkhafte Bearner Liedchen . . . Und so gibt es in Luz noch mancherlei kranke Spaßvögel, welche die anderen lachen oder träumen machen, indes sie selber weder lachen noch träumen.

Gavarnie. Der Name kehrt so oft wieder, daß man sich endlich trotz aller aprioristischen Überlegenheit dahin aufmacht, eines wirklich schönen Tages. Es sind bloß zweieinhalb Stunden Schellengeklingel, Peitschenknallen und Fahrt. Man findet auch hier Schwäger auf dem Bock, sie haben sogar rote Westen und silbergeränderte blaue Fräcke, aber nicht wie in Tirol und Steiermark blasen sie ihre ganze Seele, ihren ganzen Durst in ein Posthorn. Stummes Fahren und ernst wie die Gegend . . . Hinter der Napoleonsbrücke nimmt uns die Enge auf. Pyrenäen-Landschaft! In die Felsenflanke ist der steile Weg hineingemeißelt. Zuweilen treten die Wände der Klamm auseinander, und dann ist es ein unbewohntes grünes Tal. Eine reiche Natur, die Schroffes und Weiches durcheinander an uns verschwendet. Der Grundton ist immer traurig. Und immer rauscht unten der Gave. Er war es wohl, der diese Schlucht wühlte, in einer dämmerigen Zeit, als er sich noch in den See von Luz ergießen wollte. Oder ist diese ganze Verfassung in einer kurzen Revolte entstanden? Den Gave entlang. Jetzt brodelt er nicht mehr in der Tiefe, sondern murmelt in gleicher Höhe mit der Straße. Doch bald ist es wieder schauerlich unten, dann wieder anheimelnd neben uns, und endlich sind wir in Gavarnie. Vor der Touristen-Herberge steht gezäumt ein Heer von Eseln, Maultieren und Pferden. Die Esel spielen aber auch hier die größte Rolle. Nach dem Kessel von Gavarnie hat man noch eine gute Stunde zu reiten. Unter-

wegs sieht man auf dem Felsenkamm die Bresche, welche Roland mit seinem braven Schwerte Durandal geschlagen. War das ein Streich! Und doch ist der Paladin in dem Tale von Roncevaux erlegen.

Leiser plaudert der Gave mit den Kieseln. Auf den Matten halten sich Kühe auf, käuen wieder und sehen den Wanderern, die sich vorüberplagen, mit leichter Ironie nach. Diese Kühe waren nämlich schon im Cirque de Gavernie. Und da ist er, der Kessel oder, wie er richtig heißt, der Zirkus. Ja, ein Kolosseum. Ein Rundbau ungeheurer Mauern, der nach oben hin wie gestuft sich ausweitet. Auf der Galerie sitzt Schnee. Ein paar Wasserfällchen stäuben ins Geröll hernieder. Das sind die Quellen des Gave! Und das Ganze ist so trostlos, so beklemmend. Es ist wie die große Traurigkeit am Ende allen Suchens.

Aber wie verschieden sehen wir einzelnen dasselbe Ding. Vielleicht hatte die Frauenstimme hinter mir recht.

„Is n't it pretty?“ sagte sie.

Und eine andere bestätigte: „Really, very nice!“

Nein, da lobe ich mir Luz, das Dorf. Es wird really nicht einmal nice gefunden. Und doch leben da meine Freunde: der Hufschmied, der Schuster, der Barbier und viele andere, die mir sympathisch sind, weil sie das malerische dunkelblaue Barett tragen. Nach wie vor stehen sie schweigsam auf dem Hauptplatze. Wenn sie aber reden, ist es ein Dialekt, der mir spanisch vorkommt und es beinahe auch schon ist. Bloß den Gave — Gave de Pau oder Gave de Bastan — verstehe ich überall, das wonnevolle Ritornell des Baches. Wenn ich ihm folge, geleitet er in manches holde Tal. Man gehe den Gave entlang, entlang...

(1891.)

2. Zur Brücke von Spanien.

Wer die Pyrenäen ganz besitzen will, der muß zu Pferde steigen. Es sind aber großmütige Tiere; sie schonen die Schwachen, und manchen Reiter, dessen sie sich mit Leichtigkeit entledigen könnten, bringen sie wohlwollend wieder nach Hause. Wenn sich der im Sattel gar zu lächerlich macht und zum Beispiel den Weg besser kennen will, so dreht das Roß leicht den Kopf nach der Seite und sieht mit einem spöttisch forschenden Auge den Törichten an. Das ist der überlegene Tierblick, den der Zeichner Oberländer so trollig trifft. Was jedoch den Weg anbelangt, so geht es ausschließlich den, welchen es für gut findet. Und es hat immer recht. Man braucht keinen Führer und keinen guide Joanne, wenn man in der Wahl seines Pferdes glücklich war. Der Reiter sieht bald beschämt ein, daß es für ihn nicht vorteilhaft gewesen wäre, wenn er seinen Willen, rechts abzubiegen, hätte durchsetzen können. Links war die Richtung, und links ist der Braune gegangen, unbeirrt durch Schmeicheleien, Drohungen, Gertenhiebe und wütende Tritte in die Weichen. Und später, nachdem sich die Richtigkeit seiner Ansicht herausgestellt hat, genießt er seinen Triumph nicht, sondern geht gelassen weiter, ohne den Unterlegenen durch ein höhnisches „Nun, was sagst du jetzt?“ zu demütigen, so daß man ihm beim Absteigen gerührt und dankbar die Croupe klätschelt. Es ist übrigens eine unerläßliche Nuance. Ich gestehe, daß ich sie erst hier erlernte. Sie gefiel mir unendlich bei einem Reitersmann, den ich vor dem „Hotel d'Angleterre“ zu Cauterets sah. Er saß zwar schlecht im Sattel, verlor beim ersten Trab die Bügel und sank seinem Pferde manchmal um den Hals, aber sonst war ihm keine Feinheit der Reitkunst fremd. Die martialische Faust stemmte er, mit dem Handrücken nach vorn, auf den Oberschenkel, er schnalzte erklecklich mit der Zunge, und wenn Damen in Sicht waren, bändigte er heldenhaft sein erstauntes, frommes Tier.

Von Luz ritt ich über den Col de Riou in das andere Tal hinüber, in das Tal von Cauterets. Der Weg ist bezaubernd. Für den Wanderer mit schriftlichen Hintergedanken besitzt er noch den Vorzug, daß Taine in seiner „Reise in die Pyrenäen“ diesen Gebirgspaß nicht geschildert hat. Der Akademiker ist sacht um den großen Berg herumgefahren und hat die Landschaft von unten herauf gemalt, mit feinen, feinen und ein bißchen wässerigen Farben. Lange bleibt Luz in Sicht, das Tal mit den vielen Pappelgängen. Unser Pfad zieht sich gemütlich den Berg hinan, in weitem Bogen, an der westlichen Wand des Beckens von Luz. Die beiden Gaves strömen zusammen, wo sich das Tal verengert. Folgt aber der Blick ihren Läufen bachaufwärts, so trifft er jene zwei vorspringenden Hügel. Der eine, zur Linken, bewacht den Gave de Bastan und trägt die Ruine der Burg Saint-Marie. Da war es heiß, beim Hinaufklettern, eines Mittags. Die Nordostseite des Turmes, gegen die der Schluchtwind von Barèges seit Jahrhunderten wettert, ist kahl und verbröckelt; die andere, dem Tale zugekehrte Seite mit einem köstlichen, wilden grünen Barte bewachsen. Und um die alten Mauern wehte es frostig mitten im Sonnenscheine. Anheimelnder die Höhe zur Rechten, mit der Kapelle. Vor dem Denkmale des Einsiedlers, der dort lebte und starb, war es an Abenden gut zu zu sitzen und ins Tal zu schauen. Jetzt ist das vorüber. Ein kleiner Zug nähert sich: zwei Männer, die eine ungehobelte lange Kiste tragen, und hinterdrein zwei Frauen, schwarz gekleidet wie alle Bäuerinnen dieser Gegend. Nur haben sie auch noch Kopf und Schultern in schwarzen Kapuzen stecken, in eigentümlichen Trauersäcken, die bis auf den Boden herabwallen. Ein Toter also! Einfaches Drama mit fünf Personen. Der nächste Feldarbeiter, der sich eben anschickt, ein riesiges Bündel Heu aufzuheben, wird befragt. Ja, es war ein alter Bauer, der sein armes Leben vollbracht hat. Die Erde wird

ihm leichter sein, wenn er gewohnt war, solche Lasten zu tragen, wie der Mann, der jetzt der Scheune zutaumelt, bis an den Leibriemen im Heu. Es sieht aus, als hätte das Bündel Beine bekommen.

So hat diese Lastmenschen auch Taine gesehen, und vor ihm die alten Chronisten, denen er mit ihrer Einfalt und Treuherzigkeit manchmal das Wort läßt. Auf der Scholle bleibt ja der Mensch immer der gleiche, wunderbar in allem Kommen und Gehen. Kaum daß ein Jahrhundert einen unmerklichen neuen Zug in sein Wesen ätzt. Aber sonst ist so vieles anders — gerade im Unveränderlichen. Ich habe die größte Mühe, eine Gegend zu erkennen, deren sorgfältige Beschreibung ich soeben las. Soll man Reiseschilderungen überhaupt lesen, lieber Leser? Vielleicht nur nicht an dem Orte selbst — und rührten sie von einem Meister her, wie Taine. Man wird von dem Buche enttäuscht oder gedemütigt, je nachdem man mehr oder weniger erblickt, als darin gedruckt steht. Die tausend Farben des Augenblickes spielen darein und wandeln alles, alles um. Diese Berge, die so großartig das Tal von Luz umstehen: der Pic de Néré und der Ardiden, der Bergons und der Pic de Viscons, standen sie nicht ebenso da wie heute, trutzigen und treuen Paladinen gleich, als Karl der Große regierte? Und haben auch nur zwei Menschen jemals ganz denselben Eindruck von ihnen empfangen? Jeder legt nur das in die Naturformen hinein und lebt aus ihnen heraus, was er allein kann, nein, was er muß. Nicht einmal die launenhaften Umrisse der Felsen, die doch nach dem letzten Aufruhr des heißen Granits unwandelbar erstarrten, haben für jeden die gleiche Gestalt. Diese Zacken dort sind steinerne Wellen, welche lodern. Nein, ist es nicht ein wildes Heer von Wölfen, Polonius? Oder — ja, ganz recht: ein Schlachtgetümmel, die Pferde bäumen sich, Helden sinken. Die Berge

sind Wolken und die Wolken sind Berge. Und all unsere Beschreibung ist Wolkendeuterei.

Darum erkenne ich das nicht wieder, was ich nur geschildert las. Was mir aber den Taine hier verdirbt, ist die kühle Besonnenheit, mit der er alles in Grund und Boden beschreibt. Man sieht, er will die Pyrenäen verewigen, für den Fall, daß sie in einem neuen Delirium der Erde verschwinden sollten. So geht er, den klugen Blick nach allen Ursprüngen hingewendet, nicht unzufrieden mit dem Jahre 1858, einen schweren Ranzen Gelehrsamkeit auf dem Rücken, durch das Gebirge, immer nach der geziemendsten Metapher suchend und das rote Röschen der Ehrenlegion im Knopfloch. Ich weiß nicht, ob er es vor 33 Jahren schon hatte. Verdient war es. Denn immerhin ist dieses Buch ein Stück Ruhm von Frankreich, und hier zeichnet man sogar Bücher aus, wie anderswo bloß Gefügigkeit, Amtsjubeljahre und gute Geschäfte. Auch winkte dem dreißigjährigen Taine die Akademie. Und diese holde Erwartung bringt in seine Art etwas Gedämpftes, Vornehmes, Altkluges und Säuerliches, wie in die eines Jünglings, der sich für die Ehe keusch erhält. Viel mehr liebe ich seinen Freund Paul, der ihm in dem Buche so frisch und herb die Gegenrede gibt, den Traditionsverächter mit den eigenen Augen. Und die Annahme gefällt mir, daß dieser Paul rein erfunden sei, vorgebunden wie die Nase des Pulcinella; weil auch ein Weiser solchen Schelmereien nicht abgeneigt sein mag, wenn er nur sicher ist, seine Würde nicht übermäßig zu gefährden.

Sazos oder Grust heißt das Dorf, durch das ich nachher ritt. Es war wie ausgestorben. Keine schmutzigen Kinder spielten vor den Türen, keine Hand reckte sich nach Almosen aus, kein Köter bellte. Aber alle Häuschen standen offen. Man konnte tief in das bißchen Armut hineinsehen. Nur ein stattlicheres Haus; in dem großen, sauberen Zimmer eine ganze

Wand mit alten Büchern bestellt. Der Pfarrer in der Einöd? Gern hätte ich die goldenen Titel der Einbände durch das geöffnete Fenster gelesen, aber mein Pferd hatte ausnahmsweise keine Lust, stehen zu bleiben. Und da die Straße just elend schlecht wurde, wollte ich keine Zwistigkeiten zwischen uns heraufbeschwören. Es geht steil über große nasse Steine hinauf, wie über eine verwahrloste alte Stiege, und man kommt sich im Sattel vor wie eine wohlfeile Ausgabe des Grafen Sandor. Nach einiger Zeit gelangt man wieder auf grüne Wege, reitet mitten durch den warmen Brodem frischgemähter Wiesen, und die Aussicht wird größer. Eine Alm mit Sennerinnen, welche langsam verwittern und dazu Strümpfe stricken. Kuhglocken läuten. Der Blick geht von hier in zwei Täler. Und der Pfad steigt. Höher, höher! Auf den Kuppen grasen jetzt Schafe. Bald sind sie unter uns, die Kuppen, die Schafe. Dort oben auf dem weichen Kulm, der aussieht wie eine junge Frauenbrust, weidet einsam ein Esel. Auch über den Esel sind wir bald hinaus. Nun geht es über den lichtgrünen Samt einer Mulde, in der zwei, drei ängstliche Häuschen kleben. Und alles versinkt, gleitet in die Tiefe: Kuppen, Häuschen, Mulden, Kühe, Schafe, Esel und Menschen. Die Bergfreude überfliegt mich, Gefühl einer freien und hohen Verlassenheit. Von der Paßhöhe schweben zarte Wölkchen hernieder, verziehen sich. Es weht kühler. Und plötzlich liegt die ganze Jugend des Weges unter mir.

Auf dem Col de Riou genoß ich dieselbe Aussicht, die man auf den mühseligsten und erhabensten Bergspitzen zu haben pflegt: es war da ein undurchdringlicher Nebel. Auf dem Montblanc ärgert man sich darüber. Auf dem Col de Riou aber bereitet es einem recht viel Vergnügen; denn der Gedanke, daß andere die zehnfache Anstrengung aufbieten müssen, um ebensowenig davon zu haben, ist äußerst behaglich. Die Paßwirtin schwor mir, daß bei günstigem Wetter

von hier aus die ganze Kette der Pyrenäen zu überschauen sei. Wirklich habe ich einen Anhaltspunkt dafür, daß sie nicht log. Denn eine Hammelkotelette, wie ich sie da aß, würde man an einem Orte, wo man nicht die ganze Kette der Pyrenäen überschaut, niemandem vorzusetzen wagen. Die Wirtin berichtete mir auch, daß auf diesem Passe vor fünf Jahren ein Bär erlegt wurde, und sie zeigte mir seine Photographie. Das sollte mich über den Nebel trösten und mir imponieren. So gibt es Leute, die uns erquicken, indem sie uns von ihren vornehmen Bekanntschaften erzählen. Der Abstieg nach Cauterets war ungemütlich, ein Rutschen auf abschüssigen schmalen Pfaden, durch den milchweißen Dampf hindurch, der Abgründe zu verdecken schien. Ich werde immer mit Rührung meines Pferdes gedenken, das mich über alle Gefahren hinwegtrug, welche ich mir lediglich einbildete. Aber für einen Heerhaufen mag solch ein Übergang doch recht schlimm gewesen sein, wenn auch nur einer der bergungewohnten Gäule strauchelte, ausglitt und im Fallen die vorderen mitriß. Und wie viele Legionen sind von Hannibal bis Napoleon über die Pyrenäen gezogen, in Nebeln der Vergangenheit, die doch immer wiederkehren, o Berta v. Suttner! Aus dem Nebel kommt man in einen Wald prachtvoller hundertjähriger Tannen, und endlich ins Freie. Tief unten liegt Cauterets vor uns, wie wenn es ein Ziel wäre. Und ebenso enttäuscht wird man davon.

Cauterets ist ein altberühmter Badeort, an welchem die Phantasie der Ärzte sich von jeher schrankenlos austobte. Ich weiß nicht, welche Krankheiten gegenwärtig von den vielen Quellen geheilt werden. Gewiß die neuesten. Von den verschiedenen Brunnen und auf der Esplanade des Oeufs sieht man eine hübsche Anzahl vom Leben demolierter Gestalten. Sie baden in allerlei übelriechenden Wässern, spülen sich die Eingeweide aus und gurgeln mit dem Gebirgsbach um die

Wette. Nein, nein, ich lasse es mir nicht nehmen: das Leben muß doch ein großes Vergnügen sein, wenn man sich so lästigen Prozeduren unterzieht, nur um es ein bißchen zu verlängern. Vor der Quelle La Raillère namentlich entwickelt sich in den Morgenstunden ein wahrhaft börsenmäßiger Verkehr in Gesundheit. Für die Beschaffenheit der Flüssigkeiten, die man hinunterwürgt, ist es recht bezeichnend, daß die Hauptquelle unverhohlen „des oeufs" heißt, weil sie nach Eiern riecht. Und Eier haben bekanntlich nur dann einen Reiz, wenn sie nicht riechen. Vor dem Etablissement des Oeufs ist auch der Spielplatz der Erwachsenen. Da steht Bude an Bude, in welchen allerliebste kleine Hazardspiele getrieben werden: mit Pferdchen, Kügelchen, Roulettchen. Der Spielplan ist nicht schwer zu begreifen. Ich glaube, ich kann ihn erklären. Zuerst nimmt man das Kleingeld aus der Hosentasche und setzt so lange auf den grünen Tisch, bis es dem Bankhalter gehört. Hierauf greift man in die Westentasche und verspielt allmählich die Goldstücke. Endlich — und das ist die spannendste Wendung — sucht man aus der Brusttasche die Banknoten hervor und verzichtet auf dieselben zu Gunsten der Bank. Nachher ist das Spiel aus. Alles in allem das Bekannte. Eine heitere Eigentümlichkeit der Buden von Cauterets sind aber die weiblichen Croupiers. An einem der Spieltische mit geringen Einsätzen, gleich rechts, wenn man die Esplanade betritt, sah ich ein herrliches Exemplar. Ein wüstes, verquollenes, bejahrtes Frauenzimmer mit so wirrem Kopfputz, wie wenn sie eben den Waschtrog hätte verlassen müssen, nach einer Rauferei, um einige Haarbüschel ärmer. Aber ihre Zunge hatte nicht gelitten. Wie sie die gewinnenden Nummern und Farben hinausgröhlte, zwischendurch Dragonerwitze riß, die Spieler verhöhnte, und den Damen, die betrügen wollten, freundlich mitteilte, daß es ihr nicht entgangen sei! Es herrschte überhaupt ein familienhaft

ungezwungener Ton an diesem Tische. Die Obermegäre wußte sich aber in Respekt zu setzen, mit jener Gewaltsamkeit, die gemeine Weiber so unwiderstehlich macht. Übel nahm sie es nur, wenn man ihr falsches Geld aufmutzen wollte, auch wenn es von ihr selber herrührte. Andere Betrügereien rächte sie nicht etwa durch Hinauswurf oder grobe Worte, sondern einfach durch Geldbußen, die sie willkürlich verhängte. Der Jurist wird hier ein Prinzip erkennen, das in neuere Gesetzgebungen wieder aufgenommen wird. Vermögensdelikte sind nicht an der Ehre allein zu strafen. Um so weniger, als die Achtbarkeit selbst der lächerlich anständigen Setzer durch die Croupière von vornherein arg zugerichtet wurde. Sie beschimpfte sie unaufhörlich, und die Leute duckten sich ganz ergebenst, denn im Spiele und in der Liebe schluckt man so viele Beleidigungen hinunter, als nur irgend möglich. Natürlich ist der Einsatz an Geld und Ehrgefühl verschieden in dieser kleinen Gifthütte und in einem Hufeisenklub. Bei zehn Sous ein kräftig Wörtchen, bei zwanzigtausend Franks ein unmerkliches Lächeln — das man nicht bemerken will.

Anders half sich in Cauterets vorzeiten Marguerite, die geistreiche Königin von Navarra, als es sie langweilte. Der Gave oder Bach von Cauterets schwoll in jenem September so hoch an, daß der ganzen vornehmen Badegesellschaft der Heimweg abgeschnitten wurde. Da setzten sie sich zusammen in einem Hain, den der Bach durchströmt, und erzählten einander unsaubere Geschichten. Noch jetzt wird die Sammlung fleißig neugedruckt, und ganz junge Leute pflegen dieselbe heimlich und errötend zu kaufen. Sie verdienen dafür keine weitere Strafe, denn in dem Buche fließt die Langeweile in Strömen.

Bären, Räuber und Erzähler machten einst diese Gegend höchst unsicher. Nun ist aber alles anders geworden. Wenn man nach dem See von Gaube reitet, trifft man in dieser

Jahreszeit nur ab und zu Schafherden, die von den Höhen zu Tale getrieben werden. Es sieht aus, wie die Rückkehr der oberen Zehntausend nach den Winterquartieren. Bei der Begegnung bleiben sie nicht wenig verblüfft stehen, und man kann auf dem schmalen Pfad nicht eher vorwärtskommen, als bis sich einer der führenden Geister doch wieder entschließt, weiterzutrotten. Auch das geschieht ohne eigentliche Veranlassung, aber es leuchtet allen ein, und sie folgen sogleich, unaufhaltsam. Wieder ein Ritt, diesmal im Regen, und doch sehr vergnüglich. Die Landschaft wird vom Geriesel schraffiert. Wilde Wege, steil, sumpfig, steinig, zuweilen durch dichten Tann. Dennoch glaube ich bescheiden, daß die Durchquerung Afrikas mit größeren Schwierigkeiten verbunden war. Hinter der spanischen Brücke wird der Pfad noch steiler, noch sumpfiger, noch steiniger. Wer so töricht wäre, nicht trotzdem alle Freude auf dem Wege selber zu suchen, den würde die Ankunft am Lac de Gaube verstimmen. Ein kleiner, toter See, die Berglehnen mit grauen Wolken überzogen, damit sie nicht naß werden, und im Hintergrunde wegen eingetretenen schlechten Wetters auch nur ein Stück des Vignemale-Gletschers sichtbar. Der ganze Vignemale wird den Fremden bloß bei günstiger Witterung gezeigt. Der Seewirt scheint gefühlt zu haben, daß hier etwas fehle: irgendwas Schauriges, Ahnungsvolles, kurz ein Labsal für den Philister. Am Gestade erblickt man einen umfriedeten Grabstein. Aha, ein Feinschmecker, einer, der durchaus im separierten Zimmerchen verzehrt werden will! Man kennt diese lyrisch angehauchten Gemüter, die ein bißchen Vogelgesang und duftende Blumen dringend benötigen. Als ob nicht ein Untertauchen im Massengrab viel grandiöser wäre, nachdem Jammer und Jubel der Persönlichkeit verstummt sind. Aber die erste Vermutung war falsch. Es ist nur das Denkmal eines Unglückes. Ein englisches Ehepaar hatte die Hochzeitsreise hieher unternommen. Er zählte

31 Jahre, und ich denke mir der Vollständigkeit wegen, daß er rote Whiskers trug und mehr durch Vorzüge des Geistes glänzte. Ich folgere das aus dem Alter seiner Gattin. Sie hatte nämlich spät geheiratet — erst mit 26 Jahren — und da sind die jungen Damen nicht mehr wählerisch. Es war eine glückliche Ehe, denn schon nach einem Monat verlor Madame den Gatten. Sie verlor ihn, bevor sie noch seine sämtlichen Fehler herausgefunden hatte, und vielleicht wäre ihre Trauer um ihn so treu gewesen, wie die der Witwe von Ephesus, hätte es nicht der Zufall gefügt, daß sie mit ihm zugleich ertrank. Es gelang, die Reste beider zu bergen und nach Wilham in der Grafschaft Essex zu überführen. Die hiesige Pietät jedoch betreibt der Wirt in eigener Regie weiter. Man findet vielleicht, daß ich über den Fall nicht gerührt genug berichte. Aber das hat sich im Jahre 1832 zugetragen. Die Zeit hat meine Wunde geheilt. Die Leutchen wären heute ohnehin tot oder doch so gebrechlich, daß sie ihrer Familie nur zur Last fielen. Und was haben sie an Unannehmlichkeit erspart! Ich wette übrigens, daß zu Wilham in der Grafschaft Essex längst Gras über die Geschichte gewachsen ist, während man sie hier noch den Ausflüglern als Erfrischung darbietet. Nebenbei: es ist dies eine der Formen der Unsterblichkeit.

Ein längerer Wolkenbruch begleitete mich auf dem Rückwege, so daß ich nach einer Stunde froh war, in der elenden Herberge zur Brücke von Spanien unterschlüpfen zu können. In der Wirtsstube fanden erregte Gespräche statt; ich vermute, daß sie dem Wetter galten. Verstehen konnte ich sie nicht, denn sie wurden in dem unzugänglichen Dialekt dieses Gebirges geführt. Man hat hier immer das Gefühl, daß irgendwo im tiefen Tann noch ein toter See liege: das Romanische, aus dem die Gaves der neulateinischen Sprachen flossen. In der Gaststube wurde es immer voller, sämtliche Ausflügler

und Führer, die in den Wäldern gesteckt hatten, retteten sich pudelnaß und verzweifelt hierher. Es ist eine Tatsache, die fast alle bitter lächelnden Satiriker und Parfümeure beobachtet haben: der Mensch verträgt die Ausdünstungen von Seinesgleichen nicht. Stallduft ist lautere Wonne im Vergleich mit der Blume einer menschlichen Versammlung. Ich floh zu den Kühen und Pferden. Doch bald, wie mit einem Schlag, hellte sich das Wetter auf. Besonnte Regentropfen fielen, als ich wieder aus dem Stall heraustrat, und in selben Augenblick bot sich ein reizender Anblick. Auf dem Saumpfad, der sich um den nächsten Felsen windet, tauchten plötzlich Reiter auf, erst einer, dann drei, von Führern in fremder Tracht zu Fuß begleitet, dann war es ein halbes Dutzend. Hinter der Bergkulisse kam es hervor, wie ein Opernaufzug. Die Karawane war aus Panticosa in Spanien. Und was das Bild so echt, so köstlich machte, waren nicht die kurzen Hosen, bunten Bauchbinden, die Bundschuhe, Jacken und Mützen der Führer, sondern die spanische Gelassenheit, der spanische Ernst des ganzen Trupps. Diese Haltung zu Fuß und zu Maultier vermag kein Regen zu erweichen, kein Sonnenstrahl zu erhellen. Durchnäßt, aber stolz, und edel melancholisch auch während des Trocknens. Ah, Brücke von Spanien, wie ist sie gut benannt! Ein Stück Pyrenäenleben, mächtig zusammengefaßt, wie in einem Sinngedicht voll Würze und sonniger Klarheit. Brücke von Spanien! Sie setzt über eine Felsenhöhlung, durch die ein Wasserfall, ein Gave, gewalttätig seine weißen Schäume jagt. Da unten in der Tiefe wölben sich jetzt die Farben eines Regenbogens. Hoch oben durchziehen Sommerwölkchen den wieder blauen Himmel. Und dort auf dem gekrümmten Waldweg verliert sich eben der letzte Spanier um die Ecke, ernst, gelassen, edel.

(1891.)

3. Die Geckenküste.

Der Herbst kommt gezogen wie ein junger Oberst, der noch auf Liebeseroberungen aus ist; aber heimlich rinnt ihm ein Frösteln durch die Glieder. Die Eidechsen rascheln zwischen dürren Gräsern auf den Uferhügeln. Und tut die Sonne nicht schon wohl beim langsamen Schlendern, weit draußen vor Biarritz? Oder glaube ich das nur, weil die Zeit Oktober heißt?

In der Stadt selbst ist vom Untergang des Sommers nichts zu gewahren. Da blühen noch alle Merkzeichen der wärmsten Jahreszeit: weiße Flanellhosen, dünne, lichte Spitzenkleider, Strohhüte, helle Sonnenschirme. Wer vor der Meinung seiner Mitmenschen auch nur einige Hochachtung empfindet, wird daher schleunigst anfangen, zu schwitzen. Wir, die gewohnt sind, an das öffentliche Urteil, die großen Männer, das Talent der Künstlerinnen und die Meisterwerke zu glauben, warum sollten wir nicht auch auf die Hitze schwören, wenn die Mehrheit des Volkes sich in weißen Hosen für sie erklärt! Wenn ich sage: das Volk, so meine ich natürlich nicht das Volk. Das Volk besitzt keine weißen Hosen, wenigstens nicht auf die Dauer. Wohl aber jene, die den lieben langen Tag auf der Grande Plage herumlaufen. Der Große Strand! Das ist der Name, der diesem berühmten Küstenstrich geblieben ist. Früher hieß er anders. In einer Zeit, wo das Kasino, das Hôtel d'Angleterre und die anderen Zwingburgen noch nicht von der schroffen Höhe ihrer Preise über den Ozean hindräuten, nannte man das Ufer mit einer fast deutschen Empfindsamkeit: das Ufer der Mühle. Ich vermute daher, daß es hier irgend einmal eines dieser Etablissements gab, welche sich in den Männergesangvereinen so nachhaltiger Beliebtheit erfreuen. Es war mir nicht vergönnt, die Mühle zu sehen. Sie ist verschwunden.

Dann kam eine Zeit, wo auf dem Halbrund des Ufer-

saumes, in der flachen Bucht zwischen Leuchtturm und Hafendamm Ihre Majestät die Eleganz auftauchte. Da flogen die roten und goldigen Locken einer schönen Frau, die so schön war, daß viele unglücklich werden mußten, sie selbst mit inbegriffen. Die Schönheit muß wie das Talent dem Schicksal bezahlt werden. Aber damals lachte sie noch, sehr hell, sehr töricht und sehr, sehr übermütig. Und es muß ein Sonnenschein von diesen roten Locken ausgegangen sein, von diesem Lachen etwas wie die grundlose Seligkeit, die man unter einem völlig heiteren Himmel empfindet. Da wurde die Bucht von Biarritz kaiserlich und fröhlich. Sie erhielt den Hoftitel: das Ufer der Kaiserin! Eugenie kam alljährlich hierher, bezaubert von diesem Strande, der so wild und mild ist. Zwischen zwei Zügen rauher Felsen ist es ein kurzes Stück weichen Sandbodens, eine plötzliche sanfte Niederung. Ein paar große, spaßhaft trotzige Steinblöcke liegen verirrt im Wasser, unweit des Saumes, und wenn es ebbt, kann man dicht an sie herangehen, ja sogar unter ihnen durchkriechen, weil sie von den knabbernden Wogen ganz zerfressen sind. Die Klippen sind zur Nippsache verzierlicht. Und der Golfstrom, der draußen vorüberfließt, heizt die Fluten für die leicht erschauernden Glieder einer schönen Frau. Darum ist sie so gern hieher gekommen, Eugenie v. Montijo, und vielleicht auch, weil so viele spanische Komtessen da waren, die sie mit dem Schauspiel ihres Glanzes ärgern konnte. Es waren ihre alten Bekannten. Sie ließ sich hier ein Schloß von ergreifender Geschmacklosigkeit bauen, das aber eine herrliche, weit ins Meer vorspringende Terrasse hat. Von hier aus muß man das Scheiden der Sonne ansehen, die jeden Abend nach Amerika abreist, begleitet von der Rührung ihrer Freunde. Seien Sie vollkommen unbesorgt, ich werde mich nicht zur Beschreibung des Sonnenunterganges hinreißen lassen. Ich weiß nur, daß einem ganz weh

und wohl wird, wenn man auf dieser Terrasse steht, während drüben die blutige Scheibe im Grenzenlosen versinkt. Und schon fliegt ein Silberton über die reizende hellblaue See. Wie oft stand Kaiserin Eugenie da und schaute hinaus. Und wenn die unsägliche Wonne dieser Abendfarben ihr Herz beschlich, so wandte sich die schöne Frau sicherlich mit einem feinen und süßen Lächeln zu ihrer Begleitung und sagte schwärmerisch:

„Seht doch! Ein Glutrot auf diesem seidigen, blassen Blau. Das wird ein hübsches Kleid geben. Merk' es dir, Pepa!"

So meint man am Ufer der Kaiserin noch da und dort eine Spur von ihrem Vorüberwandeln aufzuschnuppern, wie ja in der Luft lange eine Duftfurche zurückbleibt hinter einer stark parfümierten Frau. Aber es war mir nicht vergönnt, die Kaiserin zu sehen. Sie ist verschwunden.

Der dritte Name, den der große Strand eine Zeitlang führte, ist côte des fous. Ich möchte das aber nicht mit „Narrenküste" übersetzen, sondern mit dem lustigen Schimpf der Kölner Fastnacht: Gecken. Es ist die Geckenküste. Denn diese Narren sind nur Gecken. Und die war es mir vergönnt zu sehen. Die sind geblieben.

Meine Damen, man tut Ihnen bitter unrecht. Sie ziehen sich, wenn es die Verhältnisse halbwegs gestatten, dreimal im Tage anders an. Der Geck von Biarritz tut es doppelt so oft. In der Frühe zeigt er sich einen Augenblick im verführerischen taubengrauen Morgenanzug mit gleichfarbigem Barett. Hierauf besteigt er das Pferd, weniger um zu reiten, als wegen des Beinkleides aus weißem Leinen, das in dünnschäftigen gelben Stiefeln steckt. Später sehen Sie ihn, bis zur Bewußtlosigkeit in Flanell eingehüllt, mit Damen spazieren gehen. Aber sein Gemüt ist umwölkt. Sie glauben, daß er Süßholz raspelt? Nein, nein. Der Mann hat andere Sorgen. Er rechnet heimlich aus, ob er noch vor dem Mittagbrot Zeit

haben wird, sich für die Nachtischbesuche umzukleiden. Er ißt ein hartes Brot. Und kaum hat er in diesen Besuchen den allernötigsten kleinen Klatsch erledigt, so jagt er nach Hause, um sich in die Lawn-tennis-Tracht zu werfen. Abends nimmt das Smoking seinen ermatteten Leib auf.

Das Smoking! Ich hatte eigentlich mehrere sehr beißende Bemerkungen über diese häßliche Jacke vorbereitet. Aber durch unglückliche Zufälle lernte ich einen Herrn kennen, mit dem ich auch nicht den bescheidensten Gedanken teilen möchte. Er war der leidenschaftlichste Gegner des Smokings, dem ich bisher begegnet bin, und dies veranlaßt mich, den geplanten Feldzug aufzugeben. Wir saßen auf der elektrisch beleuchteten Kasino-Terrasse, die Gecken und Geckinnen von Biarritz wandelten vor uns auf und nieder. Die Nacht war schön, unten im Dunkeln rauschte feierlich die Brandung, und wir plauderten dazu das in guter Gesellschaft übliche dumme Zeug. So kamen wir auch auf das Smoking zu sprechen. Da begann es in dem sonst so ruhigen Manne zu kochen. Er stellte jeden als Wahnsinnigen oder Schurken hin, der eines trug. Einen vorläufig noch ganz unbescholtenen Pariser Bankier, der im Smoking vorüberging, erklärte er ohneweiteres für einen Hochstapler, dem die Häscher gewiß schon auf der Spur seien. Die Frau meines Gefährten hatte unterdessen im Geiste auszurechnen versucht, wie viel Meter Spitzen die Herzogin von Tamame wohl auf ihrem Kleide habe. Sie hatte nur halb gehört, wovon wir redeten, und so wendete sie sich jetzt zu ihrem Manne:

„Ja, es ist wirklich schade, daß du dein Smoking zu Hause vergessen hast.“

Er wurde blaß. Aber später, als wir allein waren, log er mir vor, es wäre nur ein Scherz seiner Gattin gewesen; er besitze überhaupt keinen derartigen Rock. . . . Welch ein Prachtmensch! Und aus solchen Stimmen bestehen alle

Chöre. Aus dem, was man nicht hat, erwächst die Überzeugung.

So bekehrte mich ein Hanswurst zu den Gecken. Unseres alten Wielands Wort fiel mir ein: „Mir däucht, ein weiser Mann trägt sich wie andere Leute.“ Unter Gecken wird auch der Weise ein Geck sein wollen. Überdies wird man zu einer milderen Auffassung der Kleidernarretei gebracht, wenn man die Damen und Herren baden sieht. Es ist ein Akt der Schönheitsnotwehr, wenn sie für gewöhnlich ihre Gliedmaßen verbergen. Schopenhauer ginge sogar noch um einen Schritt weiter; er würde sagen: sie tun es für die kommende Generation, die nie zustande käme, wenn sie sich zeigten, wie sie sind. Es wird mir immer unbegreiflich sein, wie eine Frau, die fünfzigtausend Franks im Jahre für ihre Toilette ausgibt oder schuldig bleibt, den Leichtsinn begehen kann, öffentlich zu baden. Und sie tut es, ohne zwangsweise durch Gendarmen vorgeführt zu werden, ohne eine Freundin dadurch unglücklich machen zu können, kurz ohne jeden triftigen Grund. Es ist ein Gedanke, der mich oft ergötzt hat, wie gewisse Hauptsituationen des eleganten Lebens im Badekostüm dargestellt aussähen. Zum Beispiel: Die Frau dort mit den abscheulichen Hühneraugen und den spitzen Ellbogen, die in einem Worthschen Seidenkleid so bezaubernd ist, wurde von ihrem Gatten, dem Fettwanst erwischt, als sie sich eben von jenem dürren Burschen mit den affenhaft behaarten Beinen, der im Wasser so grün wird, sagen ließ, daß er sie anbete, wie er noch nie ein Weib angebetet habe. Der Fettwanst hatte in einiger Entfernung gebadet, aber da er auf den Beinen schwach ist, wurde er von einer heftigeren Welle nahe herangespült und hörte alles. (Sie müssen in modernen Stücken lange suchen, bis Sie eine Entdeckung durch Erlauschen auf so ungezwungene Weise herbeigeführt finden.) Nun malen Sie sich den atemlosen Auftritt weiter

aus, was Ihnen auch ohne meine Anleitung nicht schwer fallen wird. Und dann sagen Sie mir, ob nicht eine schauerliche Komik darin liegt, wenn von solchen Wesen der große Totentanz der Liebe aufgeführt wird.

Das Wichtigste ihrer Persönlichkeit ziehen sie mit ihren Kleidern aus, und bei einem längeren Streik der Schneider würden sie einfach aufhören, zu sein. Es ist nur wunderbar, daß sie einander ihre Schönheit, Grazie und Kraft glauben, daß sie sich ansehen, ohne zu lachen, wenn sie wieder angezogen sind. Aber hüten wir uns vor der Übertreibung. Der Reiz, den sie auf einander ausüben, muß in den feinen Schlichen der Konversation liegen. Der Zufall begünstigte mich einmal, daß ich ein elegantes Paar belauschen konnte. Sie saßen neben mir auf dem Steindamm der Strandpromenade. Sie ein höchst anmutiges Weib, er ein vorteilhaft zugestutzertes Herrchen. Er erzählte ihr von den Socken und Stiefeln, die er auf einer Schnitzeljagd anhatte. Die Stiefel waren ihm zu weit gewesen:

„Mon pied y archidansait, des polkas magiques, comtesse.“

Und das war noch einer der Besseren, wie man an der stark geblümten Ausdrucksweise sieht. Wie sanft sie aber dazu lächelte, in wie innigem Verständnisse ihre schönen Augen glänzten. Wer es von ferne sah, hätte darauf geschworen, daß sie einen der hohen und zärtlichen Dialoge führten, mit denen große Dichter die Herzen erbeben machen. Nicht anders sind wahrscheinlich die Gespräche im Tanzsaal. Allabendlich wird im Kasino getanzt. Dieser in der Hitze recht drückenden Arbeit unterziehen sich jedoch nur die heiratsfähigen Mädchen, zu deren Geschäft das gehört, sowie die minderjährigen Jünglinge. In dem Augenblicke, wo die letzteren eigenberechtigt werden, verlassen sie den Tanz und begeben sich in den angrenzenden Spielsaal. Es wird da ein

ganz scharfes Baccarat gespielt. Gewinne und Verluste bis zu 80- und 100.000 Franken kommen vor. Der Eintritt ist jedermann gestattet, der so aussieht, als ob er ein Goldstück bei sich hätte. Man verlangt wohl die Visitkarte, aber das ist doch bloß eine allerliebste kleine Koketterie. Ich las einmal die Statuten des Spielsaales, der den feinen Namen „Cercle“ führt. Es kommt darin der unbezahlbare Paragraph vor: „Hazardspiele sind hier streng verboten.“ Das gehört zu den vielen Dingen, die der Weltmensch mit einem leichten Augenzwinkern, aber sonst unbewegter Miene ansieht.

Oft habe ich dem Spiele zugeschaut. Es ist doch noch fesselnder, als die Albernheit und Anmutslosigkeit der Salontänze. Denn selbst bei so wohlerzogenen Spielern, wie sie da sind, ja gerade bei diesen gibt es Sekunden, wo man Merkwürdiges gewahrt. Das Äußere des großen Spielers ist kalt und starr wie ein altes Lavafeld, aber es hat winzige Schrunden, durch die man in ein Inneres voll ungeheurer Glut blicken kann. Die das Spiel für ein Vergnügen halten, irren sich. Es ist ein Maler, es mißhandelt die Seele, und darum ist es ein so mächtiges Trostmittel. Jener alte Herr, den alle Leute in Biarritz kennen, mit seiner vom Rückenmark aus zerstörten Gestalt, er spritzt sich das Baccarat ein wie Morphin. Freilich, den meisten ist das Spiel Zweck, nicht Mittel. Dem hübschen jungen Spanier zum Beispiel, den ich lange gewinnen sah. Da häufte er die Spielmarken und Banknoten mit gierigen Fingern vor sich auf, symmetrisch, mit sichtlichem Wohlgefallen. Was für ein prachtvoller Geizhals hätte er werden können. Überhaupt ist der Spieler ein toller Geiziger. Spielwut und Sparwut sind nur verschiedene Grade derselben Passion. Doch als sich die Blättchen wendeten, verzog sich mein Geizhals. Ich sah ihn mit jungen Mädchen schäkern, und er sah aus wie ein Freier. Er hatte offenbar nicht genug verloren, um sich zu erschießen, aber

genug, um ein weibliches Wesen glücklich machen zu wollen.

Der stolze Prachtbau des Kasinos steht auf den Einkünften aus dem Spiel. Das Haus ist gewissermaßen auf der menschlichen Dummheit errichtet, also auf einer dauerhaften Grundlage. Der Pächter nimmt allabendlich fünftausend Franken ein, so und so viel von jeder aufgelegten Bank. Davon, und nicht von den drei Franken Eintrittsgeld, lebt das Kasino mit seinen Festen, Feuerwerken, Konzerten, Tänzen, Schauspielen, Bequemlichkeiten und Kinderbällen. Ja, Kinderbälle gibt es hier auch, sogar kostümierte. Nur sieht man die Lieben, die Herzigen bei dieser Gelegenheit nicht mit Vergnügen. Ein paar hundert Kinder zusammengepfercht in der schlechten Luft einer Tanzstube, während draußen ein schöner Tag glänzt. Und wenn sie auch in der Pause köstlich durcheinanderlaufen und schreien und die Kleinsten sich ohne jede Heimlichkeit — wie sage ich nur? — ihren Eingebungen überlassen, lachen kann man darüber doch nicht. Wie früh werden diese Kinder verdorben, zu allen Narrenpossen der Eitelkeit erzogen, auf Snobismen gedrillt. Man zeigt ihnen Kinder, die reicher oder ärmer kostümiert sind, lehrt sie Unterschiede nach der Kleidung machen, unterrichtet sie gefliessentlich im Neid und in der Eifersucht. Eine gefährliche Borniertheit der Mütter kann es gar nicht erwarten, daß auch aus den Kleinen Gecken und Putzdocken werden. Danach sind dann die Früchte.

Kindern ist doch alles ein Vorwand zu Tanz und Lustbarkeit. Wenn man ihnen nur die Schuhe am Strand auszieht, ist es schon ein Fest. Und wieder sehe ich sie gerne unten bei den Blöcken im Wasser ihre Flut- und Ebbespiele spielen. Von der hohen Kasino-Terrasse ist es am Nachmittag der heiterste Anblick. Auch die Badenden sind, von hier gesehen, nicht häßlich. Alles von einem warmen Licht

umronnen. Die Farben kommen heraus. Es ist ein Geflirr, bunt und freudig. Die Wimpel an den Stangen längs der großen Promenade flattern. Bis an das Schloß der Kaiserin ist der Gehweg mit Spaziergängern dicht bedeckt. Aus dem Gewühl gleißen die weißen Frauenkleider. Auf dem Steindamm sitzen sie in langer Kette. Dann ist die Sonne jählings untergegangen und das Bunte ermattet, erlischt, ein Staub legt sich darüber.

Da besteigen die Eleganten die lächerlichen Biarritzer Wägelchen und kutschieren zum Abendputz nach Hause. Nie sah ich solches Fuhrwerk. Es ist genau wie der Rollstuhl der Gichtbrüchigen, aber mit einem Pferdchen bespannt, Platz nur für eine Person. Der Kutscher läuft peitschenknallend nebenher. Manchmal ist es eine Kutscherin, deren kotige, zerfetzte Röcke fliegen. Im Karren sitzt ernsthaft ein Geck oder eine Geckin. Jetzt tauchen auch die Musikanten auf. Vor jedem Gasthofe stehen zwei oder drei und spielen zum Abendessen auf. Hungrige Romanzen bei Mandolinenklang.... Mit einemmale erstrahlen die elektrischen Lampen des Kasinos. Und es wird wieder getanzt, wieder gespielt, wieder auf der Terrasse gelustwandelt. Man möchte endlich drei Franken dafür zahlen, nicht ins Kasino gehen zu dürfen.

Das Meer schläft jetzt in den Armen der großen Nacht. Von meinem Erker sehe ich die langsam über den Himmel wandernden Lichtstreifen des Leuchtturmes, die den fernen Schiffern etwas sagen mit ihrem Rot, Gelb und Weiß. Das Kasino ist in einen hellen Glanz getaucht, wie wenn man sich dort unterhielte. Auf der Terrasse schießt man mit Leuchtkugeln, und da ist es, als ob Sternschnuppen ins Dunkel hinausstrichen. Und draußen, auf hoher See, fährt ein Schiff vorüber. Vielleicht ein Kriegsschiff, das nach entlegenen Küsten zieht, um harmlose Wilde einzuschüchtern oder bloß um Kohlen und Maschinen zu verbrauchen. Ein junger Offizier

hat die Nachtwache. Wie er diese Lichter sieht, befällt ihm eine Sehnsucht nach Frauen und dem Rausche duftender Feste, die hier zu finden sein sollen. Und er seufzt:

„Ah, Biarritz!“

(1891.)

König Kind.

Wir büßen immer für andere. Im vorigen Jahre kam eine spanische große Dame aus Frankreich zurück, und als man sie an der Grenze fragte, ob sie Zollpflichtiges mit sich führe, verneinte sie mit bezaubernder Unbefangenheit. Ich weiß nicht, wodurch der Zöllner sich veranlaßt fühlte, die Erfahrung der Paul Bourgetschen Romanhelden: daß man den eleganten Frauen nicht glauben dürfe, in das Mautleben hinüberzuziehen. Genug, er tat es. Und da stellte sich heraus, daß die Gnädige in ihren Koffern neue Seidenkleider hatte, für die 8500 Pesetas zu entrichten gewesen wären.

„Ah, mensonges, mensonges!“ hätte da Paul Bourget mit äußerst bitterem Lächeln ausgerufen.

Die Grenzbehörde von Irun lächelte nicht, wenigstens nicht bitter, sondern verhängte eine Strafe von vierzigtausend Pesetas über das von Pariser Modewarenläden betörte Weib. Ich erfuhr nicht, wie der Roman endete. Mußte sie wirklich zahlen oder gelang es ihr, durch Freunde in den Cortes den Minister milder zu stimmen? Die Politik ist nicht immer zu verachten. Nun, und seitdem wird der Reisende an der spanischen Grenze weidlich geplackt. Aber der ritterliche Charakter dieses Volkes verleugnet sich selbst hier nicht. Die Männer, die unser Gepäck durch und durch erforschen, haben die reinsten Handschuhe an, die ich bisher in Spanien sah.

Jawohl, das Französische ist plötzlich versunken. Ein anderes Land. Die rauhen Gaumenlaute einer fremden Sprache

werden rings um mich geschnarcht. Uniformen aus merkwürdig komischen Opern tauchen auf dem Perron auf. Und Damen, die bereits über das landsturmpflichtige Alter hinaus sind, sieht man noch mit dem schwarzen Spitzenschleier und dem Fächer bewaffnet. Schon das Eisenbahnleben bringt Überraschungen, womit ich nicht einmal die Zusammenstöße meine. Wenn man in San Sebastian mit einem Zuge ankommt, der nach Burgos und Madrid weitergeht, sieht man eine größere Menschenmenge versammelt. Unter dem noch frischen Eindrucke des letzten Unglückes, das sich auf dieser Linie ereignete, meint man anfänglich, daß es schwergeprüfte Familien seien, die ihre beherztesten Mitglieder zur Agnoszierung der Toten aussenden. Aber es sind nur gewöhnliche Abschiednehmer. In diesem Lande erheischt es nämlich die gute Sitte, daß jeder Verreisende von seinen sämtlichen Bekannten zur Bahn begleitet werde. Ich ließ mir erzählen, daß zu Beginn des Sommers, wenn die vornehmen Leute Madrid verlassen, auf dem dortigen Bahnhofe jeden Abend großartige Routs stattfinden. Aber die einzige Erfrischung, die geboten wird, ist die Aussicht, seine Bekannten eine Zeitlang nicht in der Nähe zu haben. Der elegante Spanier, der die eine Hälfte des Lebens mit dem Aussprechen der Titel seiner Freunde verbringt, füllt die andere Hälfte mit Abschiednehmen aus. Und das ist der eigentliche Grund, warum auch auf den Hauptlinien so wenige Züge verkehren. Die Bevölkerung fände sonst nicht Zeit zum Schlafen und Essen. Andere Beobachter meinen allerdings, daß der Fahrplan bloß darum so dürftig sei, weil man darin das einzige wirksame Mittel zur Einschränkung der Schienenunfälle besitze.

In einem Blatte von San Sebastian las ich darüber einen sehr fesselnden Aufsatz. Die Zeitung führt den etwas hinterwäldlerischen Namen „La Voz de Guipuzcoa", die Stimme von Guipuzcoa, und sie scheint auch wirklich wie die Organe

im wilden Westen Amerikas mit Dolchen und Schießgewehren geschrieben zu werden. Aus Anlaß des Unglücks von Burgos lieferte „die Stimme“ der Verwaltung der spanischen Nordbahn eine Reihe höchst blutiger Scharmützel. In einem derselben brachte sie die Statistik dessen, was die Nordbahn in den dreißig Jahren ihres Bestandes für die Sterblichkeit geleistet hat. Das erste Jahr (1860), in welchem der Betrieb noch nicht die Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, erzielte die Bahn nur einen Toten und fünf Verwundete. Doch schon die nächste Bilanz von 1861 schließt mit einem Saldo von drei Toten und elf Schwerverletzten. In den Jahren 1862 und 1863 ist ein leichter Rückgang des Erträgnisses zu bemerken: je zwei Tote und dreizehn, respektive neun Beschädigte. Die Verwaltung ließ sich dadurch nicht entmutigen; bereits der Abschluß von 1864 brachte vier Tote und vierzehn nicht völlig Zerschmetterte. Und von da ab steigen die Ziffern langsam, aber stetig. Der Betrieb ist jedoch mehr darauf gerichtet, zu verwunden, als zu töten. Nur im Jahrgange 1868 wird eine größere Menge von Verstorbenen als von Verstümmelten hervorgebracht: sechs gegen vier. Und der Rechnungsschluß von 1875 ist der einzige, in welchem das Gleichgewicht beider Kategorien hergestellt erscheint: je fünfzehn. Von 1878 an gewinnt man die Überzeugung, daß der Bestand des Unternehmens gesichert sei. Die Toten belaufen sich auf 37, die Halbzermalmten auf 62. Weiterhin erhalten sich die Resultate ungefähr auf derselben Höhe. Nur noch einmal ermattet die Bilanz (1885), da gibt es bloß 16 für immer Abgereiste und 90 teilweise Zurückgebliebene. Aber der Ausfall wird in den folgenden Jahren glänzend wettgemacht: 44 zu 122, und bei der Dividende von 1890 sogar 48 zu 138.

Die trockenen Ziffern, welche die gereizte „Stimme von Guipuzcoa“ gibt, sind sehr lehrreich. Dieses Land bedarf

wirklich keiner Bürgerkriege, so lange es Eisenbahnen besitzt, die mit solcher Treffsicherheit für die Verminderung der Bevölkerung sorgen. Der arme Malthus hätte sich damit innig gefreut.

Seit Alfonso, das Kind, König ist, hat tatsächlich mancher harte Kopf nachgegeben. Selbst hier in Guipuzcoa, einer der drei baskischen Provinzen, wo es immer rebellisches Blut gab, ist Ruhe. Mein Ausdruck ist eigentlich ungenau. Denn in welchen Provinzen war kein Rebellenblut zu finden? Ich glaube, gegenwärtig rumoren nur noch die Katalonier ab und zu. In und um Barzelona empfindet man es vielleicht drückend, daß kein Joch da ist, das abzuschütteln wäre. Auch in der Armee scheint man sich nicht mehr ausschließlich mit Politik zu beschäftigen. Ich finde das begreiflich, denn Stolz ist ein Hauptzug des Nationalcharakters. Welcher trotzigste Frondeur würde nicht entwaffnet, wenn ein Kind König ist! Die Münzen, die nach seinem Bilde geprägt werden, die Briefmarken, die seine Züge tragen, kann man nicht betrachten, ohne freundlich zu lächeln. Es sind die allerhübschesten Münzen, die ich kenne. Jede einzelne ist eine gelungene Propaganda für das Königtum. Sie zeigt die reizende Büste eines Babys mit der Umschrift: „Alfonso XIII por la G. de Dios.“ Besonders zierlich ist die Zeichnung auf den Alfonsdors zu zwanzig Pesetas. Dies ist einer der Gründe, warum die Spanier Gold so gern nehmen und so ungern hergeben; der andere ist das Agio.

König Kind spielt freilich jetzt noch sorglos. Für ihn regiert, und zwar, wie es scheint, mit großer Klugheit, seine Mama. Sie verbrachten den ganzen Sommer in San Sebastian und waren auch jetzt noch hier. So viel unsereiner im Vorübergehen bemerken kann, ist diese österreichische Prinzessin äußerst beliebt. Sie versteht die vornehme Kunst des Gebens. Sie gibt sehr gut, ohne sich Feinde zu machen. Ich

sah sie mitten im Volke, am Sonntag, als eine Estudiantina durch die Gassen zog, um für die Unglücklichen von Consuegra und Almeria zu sammeln. Da war ihr vierspänniger Wagen trotz der berittenen Eskorte von einer treu jubelnden Menge umgeben, daß er nicht weiterfahren konnte. Die rotbemützten jungen Leute traten, vertraulich grüßend, an den Schlag und hielten ihr das Tambourin, das als Sammelteller benützt wird, hin. Im Vaterlande der Etikette ganz erstaunlich. Auch wurde ihr zu Ehren gleich eine Jota gespielt und gesprungen. Das ist eine Art von Schuhplattltanz, den einer im Kreise der übrigen mit dem Tambourin aufführt. Der König saß im nächsten Hofwagen. Das heißt, er stand; denn die Sitzplätze des Landauers waren von umfangreichen Hofdamen ausgefüllt, und während des Fahrens mußte er auf einem Schoße geruhen. Jetzt stand er, hatte den Hut höflich von den dichten Locken genommen und sah recht ernst und überrascht dem Tanze zu. Es war vielleicht die erste Jota, die Seine putzige Majestät erblickte.

Unter der Estudiantina denken Sie sich eine Anzahl blaßwangiger, schwarzbestrümpfter und fahrender Scholaren, die nie ein Kollegium besucht haben und gegen angemessenes Eintrittsgeld bereitwillig die linke Wade auf das rechte Knie legen, weil die Mandolinata eigentlich nur so gespielt werden kann. Aber das ist nicht die Estudiantina, die man hier sieht. Auch haben die Hiesigen keinen löffelgezierten Zweispitz, sondern sie tragen das rote Barett. Ein paar Dutzend Violinspieler, Flötenbläser, Mandolinenzupfer, Tambourinklirrer und Kastagnettenschläger marschieren durch die Gassen, und eine fliegende Schar von Sammlern, ebenfalls in roten Baretten, schwärmt nach allen Seiten hin aus, milde Gaben einzuheimsen. Sobald das Tambourin voll ist, eilen sie an den Wagen, der hinter dem Musikkorps fährt, und schütten das Geld auf eine große silberne Schüssel. Dieser gegenüber sitzen zwei Würden-

träger der Stadt, auf dem Bock neben dem Kutscher hat ein Wachmann Platz genommen, und den Landauer umgeben noch einige Polizeileute, die ganz so aussehen wie die Londoner Konstabler: Filzhelm, schwarze Uniform, breiter Ledergürtel und Stock. Sie starren unverwandt auf die silberne Schüssel, und ein Fremder könnte auf die unehrerbietige, aber heitere Vermutung kommen, daß es die beiden Würdenträger im Wagen sind, die so scharf bewacht werden. Studiert dürfte von dieser ganzen Estudiantina kein einziger haben, obwohl oder weil viele den besseren Kreisen angehören. Die Bezeichnung rührt daher, daß diese Art, unter den Balkonen zu musizieren, eine alte studentische Sitte ist. Es scheint also, daß auch an spanischen Universitäten, wie an den deutschen, das Fechten sehr beliebt ist oder es wenigstens früher war.

Vor der Estudiantina einherpilgernd, kam ich nach dem Ballhause, welches Jai-Alai heißt. Das Wort ist nicht spanisch, sondern baskisch, und man wird es mir daher nicht übelnehmen, wenn ich keine ganz zuverlässige Übersetzung liefern kann. Mein Hotelportier meint, es bedeute „Heitere Sonntage", während ein anderer Sprachgelehrter sich für „Heitere Spiele" erklärt. Sicher ist, daß nicht nur an Sonntagen, sondern auch an jedem Werkeltag gespielt wird. Ich war oft dort, seit ich durch die Estudiantina zum erstenmal hingeschwemmt worden. Der Grundriß der großen Arena ist das Viertel einer Ellipse. An der runden Seite befinden sich die Zuschauerräume, das Rechteck wird durch eine kurze und eine lange hohe Mauer gebildet. Das Ballspiel heißt Pelota. Es ist kein Vergnügen, sondern ein Geschäft — was sage ich? — ein Beruf. Es bringt außer Geld noch Ehre ein. Man spricht von einigen Pelotaris beinahe mit der Achtung wie von Stierkämpfern, welch letztere bekanntlich die vornehmste Rolle unter den Männern der Öffentlichkeit spielen. Die „Stimme von Guipuzcoa" widmet die Spalten, in denen sie nicht die Regierung

vernichtet, Mißbräuche aufdeckt, Privatangelegenheiten bespricht und andere Unglücksfälle verzeichnet, täglich den Pelotapartien von San Sebastian und Madrid. Der Telegraph bringt ausführliche Meldungen aus der Hauptstadt. Einige dieser Ballschläger verdienen enorme Summen, namentlich in Amerika, wohin sie Kunstreisen unternehmen.

Zwei Parteien, die roten und die blauen — jede zwei Mann hoch — kämpfen miteinander. Jeder der vier hat eine Schaufel aus Stroh an die Hand geschnallt. Nein, es ist keine Schaufel, es ist eine Kralle, eine große Kralle, sieht aus wie die ungeheuerliche Extremität eines Tieres vor der Sintflut. Damit fangen und schleudern sie den Ball. Jedes Verfehlen zählt der Gegenseite eins zu. Es geht auf fünfzig. Mehrere rotbemützte Bookmakers oder wie sie ungleich spanischer heißen: Korredores, laufen vor den Tribünen auf und ab und ermuntern laut schreiend zu Wetten.

Ich möchte Ihnen das gern erklären. Nehmen wir an, Sie setzen auf die roten fünf Duros. (Fürchten Sie nichts, es ist nur eine Annahme.) Ich wette auf die blauen, weil sie allgemein für stärker gelten, zehn Duros gegen Ihre fünf. (Fällt mir natürlich nicht im Traum ein, es ist, wie gesagt, nur eine Annahme.) Wir haben beide die Absicht, unter allen Umständen zu gewinnen. Verstehen Sie mich? Unter allen Umständen, ob nun rot oder blau siege — ähnlich wie in der Politik. Wie machen wir das nun in diesem Spiel? Es beginnt. Die schwächeren roten kommen gleich um zwei bis drei Points vor. Ich erschrecke und trage dem Korredor, der sie Ihnen anträgt, eine andere Wette an. Ich wette jetzt sieben Duros gegen Ihre fünf, daß die roten siegen. Ich bin immer für die stärkeren und ändere meine Ansicht — das ist mein Recht; Sie wieder spekulieren mit der Schwäche. . . Sie sehen, daß dieses Ballspiel nichts Englisches an sich hat. Ein Brite bleibt, wenn er einmal rot gesagt hat, bei rot. Und

wenn er auf rot gewettet hat, so läßt er sich lieber gliederweise vom Platze wegtragen, als daß er zugäbe, die blauen spielten besser. Wir aber haben nun jeder eine Wette auf beide Farben, jeder zwei Zettel. Das Spiel geht weiter und wechselt, und wir wechseln mit ihm. Bald drehen Sie sich, bald drehe ich mich, bald drehen wir uns beide zugleich. Auf solche Art drehen wir uns so lange, bis wir beide schwindlig werden. Und von diesem Schwindel leben die Korredores.

Aber das ist nicht das Charakteristische. Auch die Zusammensetzung des Publikums ist es nicht, obwohl man da Geistliche, Blusenmänner, Offiziere und feiernde Geschäftsleute nebeneinander sieht. Merkwürdiger sind die drei Spielrichter — Bursche in Bluse und Barett — und die großartige Weise, wie sie ihr ernstes Amt führen. Wenn ein Schlag strittig ist, treten sie zusammen, beraten und lüpfen dabei ehrfurchtsvoll ihre Mützen, vor der Majestät ihres eigenen Spruches erschauernd. Das ist ein Zug der weltberühmten Grandezza. Und noch lieber war mir dieser andere. Ein Pelotist hatte sich am Fuße verletzt und mußte austreten. Dies sollte den Zuschauern mitgeteilt werden. Als der Ausrufer vortrat, um die Nachricht von einem Zettel zu verlesen, wurde er nicht deutlich gehört. Einige zischten zur Ruhe. Der Ausrufer, offenbar eine aufbrausende Natur, bezog das Zischen auf sich, blickte wild umher, hob den Zettel hoch, zerriß ihn wütend und ging durch die Mitte ab. In einem französischen Publikum wäre daraufhin ein Aufruhr losgebrochen. Der Mann hätte mit einer demütigen Abbite zu Kreuze kriechen müssen. Hier applaudierte man, und ein Herr neben mir sagte:

„Ole por èl! Es un español!“ (Ein Hoch für ihn! Er ist ein Spanier!)

Dabei warf er einige recht herausfordernde Blicke um sich, wie wenn er soeben den Oberbefehl der unüberwind-

lichen Armada übernommen hätte. Es gilt also hier als etwas Besonderes, ein Spanier zu sein. Oder ist das nur dieselbe interessante Bewegung, die man auch anderswo beobachten kann: die Mehrheit beschließt, daß sie aus lauter allerbesten bestehe?

Jai-Alai ist im Oktober der einzige Zufluchtsort gelangweilter Leute, denn die große Zeit von San Sebastian reicht nicht über den August hinaus. Da finden außerordentliche Stiergefechte statt. Ich sah nur den Zirkus, und zwar von außen. Kann mir daher kein rechtes Bild von der Heiterkeit machen, die darin liegt, einen unbescholtenen Stier längere Zeit zu hetzen und ihn erst zu erstechen, nachdem er der Menge Einblick in die Eingeweide etlicher Pferde gewährt hat.

Ja, San Sebastian ist ein melancholischer Aufenthalt, aber schön, schön. Der Hauptteil der Stadt liegt auf einer Landzunge zwischen dem Flüßchen Urumea und der kreisrunden Bucht „La Concha". Das Ganze übersieht man sehr gut von dem Wege aus, der nach Ayete führt: Stadt und Höhen und ringsum die blaue und grüne Wand des biskayischen Meeres. Wenn es flutet, werfen sich die Wellen mit Macht in das Bett der Urumea; die See ergießt sich in den Fluß, daß es ist wie eine große Leidenschaft, die einen kleinen Gegenstand hätte. Später ebbt es traurig zurück. Die Straßen von San Sebastian sind neu, breit und charakterlos. Die Alameda grenzt die neuen Viertel von den älteren ab, und abends spielt da eine Musikkapelle. Es geschieht jedoch nicht aus einem leichtfertigen Motiv der Unterhaltung, sondern um die Leute an den häuslichen Herd zu bannen.

In einer der neuen Gassen befindet sich die Zigarrenfabrik. Am Feierabend schwärmen die Arbeiterinnen aus, doch nicht so lustig, wie man das nach „Carmen" vermuten

möchte; vielmehr blaß, entkräftet, vom Nikotin vergiftet. Wie viel Elend klebt doch an allen unseren Genüssen! Zu meinem Erstaunen wurde auch nichts von der Liebe, die von Zigeunern stammt, gesungen. Eine sah ich, der man ihren Säugling brachte; er hatte sie den ganzen Tag entbehrt. Da hockte sie gleich vor dem Tore nieder und nährte ihn aus ihrem erschöpften Leib. Ach ja, das Leben ist anders. Und doch ist das die beste Erholung ihres Feierabends. Ihr Trost, ihre Qual, ihr Vorwand zum Leben, ihr Zerstörer, ihr Herr und König ist das Kind. Aber es gibt auch niederträchtige Mütter. Einer solchen gehörte das arme Würmchen, vier oder fünf Monate alt, das ich sah. Es wurde von einem Brüderlein den ganzen Tag herumgeschleppt, zum Betteln. Dieser Träger mochte fünf Jahre zählen, so viel also wie Se. Majestät von Spanien. Einmal fiel er hin mit seiner Last. Und das Kleine schrie nicht einmal. Es verzog nur schmerzlich das Gesichtchen wie ein Erwachsener, der schon weiß, daß Tränen gegen ein hartes Schicksal nichts nützen. Dann reckte es sein Züngelchen heraus und schleckte, fand aber keine Brust, sondern nur die schmutzige Wange seines Trägers, Quälers und Bruders.

Sonst gibt es nicht viel zu sehen in den Quartieren der Elenden, im alten Stadtteile. Ein bißchen malerische Armut. Nur die schmale dunkle Straße, welche Calle Mayor heißt, hat eine hübsche Perspektive. Da sieht man beim Hinunterschreiten vor sich das Portal der Kirche von Santa Maria, die in einer Quergasse steht. Und wie der Sonnenschein von der Seite einfällt, leuchten die barocken Schnörkel auf und die steinernen Heiligen beginnen zu leben, während die Calle Mayor in einem kühlen Schatten liegt. Dahinaus geht der Weg nach dem Monte Orgullo, welcher die einst so heftig bestürmte Festung trägt. 1813! Viele Gräber englischer Offiziere sind hier zu sehen. Murray beschreibt

die Schlacht von San Sebastian sehr ausführlich, doch ist das Reisehandbuch für Engländer verfaßt. Andere interessiert dieser verjährte Kriegsbericht eigentlich wenig. Ja, ein Nichtengländer, dem der tiefere Einblick in geschichtliche Notwendigkeiten fehlt, könnte leicht auf die ungereimte Idee kommen, daß sie seinetwegen gar nicht zu fallen gebraucht hätten, all diese wackeren Gesellen, die in einem nutz- und spurlosen Kampfe starben und um die doch in den heimatlichen Grafschaften manche Familie bitterlich geweint haben mag. Die Felsen, die so viel Blut gesehen, werden vom Meere bespült. Da liegt es, unvergänglich und unendlich, wie die Dummheit der Menschen.

Zwischen den Bergen Orgullo und Igueldo baucht sich die Concha ins Land hinein, die Muschel. Die Bucht hat wirklich die Form jener flachen geränderten Muscheln. Der Wellenschlag ist hier eigentümlich. Immer nur eine einzige Woge, die im ganzen weiten Rund ans Ufer klatscht. Es sieht aus wie eine Frauenschleppe, die mit dem Fuße zurückgeworfen wird; die hellgrüne Seide bauscht sich, rollt sich und legt sich dann, wobei am Saume ringsum der weiße Spitzenbesatz sichtbar wird.

In der Concha badet man. Ein Ochsengespann zieht den mächtigen Karren an das Wasser hin. Die Frauen, die in Spanien abgesondert baden, bücken sich, bevor sie ins Meer treten, und bekreuzigen sich zweimal mit dem Wasser. Hier befindet sich auch „die Perle des Ozeans“. Wissen Sie, was das ist? Ein geringes hölzernes Gebäude mit Kabinen. In einiger Entfernung davon sieht man täglich um die Mittagsstunde zwei Hofwagen halten. An der Kaimauer stehen Neugierige, Patrioten und rot-blau-rote Soldaten. Hier können die Getreuen täglich ihren Monarchen im Sande spielen sehen. Er ist wirklich ein lieber kleiner Junge. Besonders gern wirft er die japanischen Zeltschirme um, die man in

den Boden gesteckt hat. Auch die Fensterrollen des Hofpavillons zieht er mit Leidenschaft auf und zu. Dann jagt er mit einem sehr kleinen Großfürsten von Rußland herum, springt an den würdevollsten Hofkavalieren hinauf, reißt seine Schwestern bei den Haaren — kurz, er unterhält sich königlich, Alfonso XIII. por la gracia de dios.

Ein Grande, den ich zufällig kennen lernte, erzählte mir viel von König Kind. Alfonso XIII. von Gottes Gnaden ist der Schrecken der steifen Hofleute. Bei den feierlichsten Anlässen fällt es dem König manchmal ein, daß er eigentlich doch noch ein Kind sei. Und da gibt es dann närrische Zwischenfälle in dieser Welt der Etikette, wo nichts so gefürchtet und gehaßt ist, wie der kleine Zufall, wo jeder Schritt mehrere Tage vorher von der zuständigen Behörde abgemessen wird, jede Verbeugung einstudiert ist, ein Kopfnicken glücklich, ein Achselzucken unglücklich macht und ein Lächeln oft als hochwichtige Staatsaktion gilt. Und in solch ein Wachsfigurenkabinett tollt ein lachendes Kind hinein, das in junger Vergnügtheit nachsehen will, wo die Automaten aufgezogen werden. Man kann den König natürlich nicht in den Winkel stellen, wenn er etwas Schreckliches anrichtet. Kinder müssen sofort gestraft werden oder gar nicht, denn in ihrem kurzen Gedächtnisse verjähren die Übeltaten schnell, und eine verspätete Strafe halten sie für eine ungerechte. Ich denke mir die Erziehung eines Königs recht schwer, selbst wenn er ein so gutartiger Junge ist wie dieser. Alfonso der Liebe ist ein Enfant terrible. Bei den Empfängen zeichnet er nicht immer den Vertreter der befreundetsten oder militärkräftigsten Macht aus, sondern denjenigen Diplomaten, dessen Staatskleid nach seinem Geschmack das schönste ist oder welcher etwas Komisches, Auffallendes an sich hat. Da muß dann ein ganzer Apparat aufgeboten werden, um seiner Aufmerksamkeit die ge-

hörige Richtung zu geben. Wenn der chinesische Gesandte da ist, zittert man; denn mit dem spielt der König gern. Bei irgendeinem feierlichen Anlasse gab die Regentin Auftrag, den Chinesen vor Alfonso wohl zu verbergen. Da, im letzten Augenblicke, sah sie, daß auch der Vertreter eines Negerstaates erschienen war. Rasch winkte sie einen Hofmann heran und gab in großer Angst den Auftrag: „Und den Neger auch!"

Alfonso XIII. wird wachsen und ernst nehmen lernen, was ihn heute ergötzt. Er wird die japanischen Sonnenschirme nicht mehr umwerfen, sondern sich von ihnen beschatten lassen. Er wird seine Schwestern nicht an den Haaren zupfen, sondern sie staatsklug verheiraten. Und auch mit dem schönen Zopf des chinesischen Gesandten wird er nicht mehr spielen wollen, sondern wird Sr. Exzellenz, ohne die Miene zu verziehen, die Versicherung geben, es sei sein innigster Wunsch, mit dem Reiche der Mitte in so vortrefflichen Beziehungen zu bleiben. Er wird vielleicht eines Tages über das Gnadengesuch des zum Tode verurteilten Bettelbuben zu entscheiden haben, der heute mit dem Wickelkinde hinfiel. Denn mag es auch zweifelhaft sein, ob ein ungetrübter Himmel, das Wohlwollen aller und die Gaben des verschwenderischen Glückes genügen, den Menschen gut zu machen — sicher ist, daß ihn Elend verdirbt, rauh und böse macht. Und da möge König Alfonso den langen Besuch seines Glückes verdienen. Nicht nur durch Spenden von Almosen, wie es seine Mutter als weichherzige Frau tut, sondern als ein männlicher König. Denn ich fürchte sehr, es wird auch dann noch solche zum Leben verurteilte Kinder geben, die für andere büßen und die geboren wurden: von Gottes Ungnaden.

(1891.)

Breslauer Spaziergang

Wenn man nach der schlesischen Hauptstadt reisen muß, beginnt man sich ungefähr zwischen Gogolin und Oppeln, also kurz vor der Ankunft, für Breslau zu interessieren. Die meisten Europäer verbringen ja ihr Leben, ohne von der Neugierde erfaßt zu werden, wie es in dieser Stadt wohl aussehen möge. Wer aber bis Oppeln gewartet hat, ist nicht mehr in der Lage, sich genau zu unterrichten. Die Zeitungsfrau im Bahnhofe lehnt die Bitte um ein Reisehandbuch über Breslau erstaunt ab. Dergleichen sei noch nie verlangt worden. Wir versuchen nun im Weiterfahren, uns das Bild der Stadt, der wir uns nähern, aus ihren Zeitungen unsicher zu konstruieren. Sehen wir die Politik. Es wird nicht ohne Tiefsinn verzeichnet, wie die Völker hinten, weit, in der Türkei aufeinanderschlagen. Der stille Bürger liebt das also noch immer hinter seiner Stadtmauer, es erhöht sein Behagen an den Zuständen. Es gibt für ihn keine Kriegstage, das ist die löbliche Hauptsache, und er freut sich der polizierten Ordnung, in der ihm zu leben vergönnt ist. Im Innern des Reiches wird freilich einigermaßen räsonniert. Die Parteien dreschen einander gelegentlich mit dem Flegel, versteht sich auf dem Papier. Der Ton des Räsonnements ist eine sanfte Schadenfreude, wenn den Gegnern irgendetwas Menschliches passiert. Sie halten sich gegenseitig ihre notleidend gewordenen politischen Größen vor. Sie leben alle von den Schlappen, welche die Gegner erlitten haben. Sie

treten „unerquickliche Vorgänge“ im Feindeslager breit; danken Gott, daß sie nicht sind wie jene, die Agrarier verdächtigen die Manchesterleute, die Manschesterleute verdächtigen die Agrarier, und es ist zu vermuten, daß man in diesen Zeitungen immer dasselbe lesen könne, an welchem Tage des Jahres man sie auch zur Hand nehme. Darum werden sie offenbar abonniert. Ein anderes Blatt drückt sich einfach an solchen Gegensätzen vorbei um die Ecke und verliert sich ins Allgemeine. Die Landwirtschaft interessiert alle lebhaft, und da sieht man über die gedruckten Zeilen hinaus in das weite flache Land, um das der Kampf in den Blättern geht. Diese sind nicht nur für die Stadt, sondern für die ganze Provinz geschrieben. Die Stadt selbst nimmt nicht viel Raum in den Spalten ein, als ob in ihr wenig Besonderes vorginge. Die Vorbereitungen zur Begegnung des deutschen Kaisers mit dem russischen sind verzeichnet: Blumen, Fahnen, Maste, Teppiche, Tribünen, Patriotischer Jubel. Plötzlich zwischendurch ein gedämpfter Schmerzensschrei: „Der freie, unabhängige Journalist,“ schreibt einer, „muß sich sein Brot sauer verdienen, insonderheit, wenn er — wie das hin und wieder auch vorkommt, — darauf angewiesen ist, zu amtlichen Auskunftsstätten in Beziehung zu treten. Da fängt sein Leiden, da fangen seine unliebsamen Erfahrungen an. Unsere Behörden können sich immer noch nicht, obschon das neunzehnte Jahrhundert seinem Ende sich zuneigt, der Erkenntnis erschließen, daß das große Publikum ein Recht hat, zu erfahren, was in ihrem Schoße im allgemeinen Interesse beschlossen wurde. . . . Wer aber bereitet denn dem Kaiser den festlichen Empfang? Doch das Volk. Wer deckt denn die Kosten aller Veranstaltungen, die zu diesem Zwecke getroffen werden? Doch das Volk. Wer bildet denn die bunte, tausendköpfige Staffage, ohne die überhaupt keine solche Feier denkbar? Abermals das Volk . . .“ Wer kann sagen,

ob die bescheidene Mahnung des Schreibers eine größere Wirkung hervorbringen wird, obschon sich das neunzehnte Jahrhundert, auf das er beredt hinweist, unleugbar seinem Ende zuneigt?

Sonst ist eine gewisse Lautlosigkeit im lokalen Teile der Blätter. Unbedeutende Personalnachrichten, etliche Unglücksfälle, worunter ein einziges Kunstereignis; im Lobe-Theater wird „Renaissance", ein gemeinsames Dichtwerk von Schönthan und Koppel-Ellfeld, gespielt. Es folgen wortkarge Telegramme, von weiser Sparsamkeit diktiert. Im Gerichtssaale findet man kaum nennenswerte Diebe. Der Kurszettel ist stattlich. Wenn man jedoch über den der Redaktion vorbehaltenen Teil hinausgeht, werden die Zeitungen plötzlich sehr lebhaft. Im Inserat ergreift das Publikum persönlich das Wort, und da geht es frisch, heiter und traurig zu, wie im Leben. Auffallend ist die Aktualität vieler Anzeigen. Es sind nicht die lärmenden, eintönigen Aufschreie, die wir im Verkehre der großen Städte vernehmen. Da haben wir ein Merkmal der Unterscheidung zwischen großer und kleiner Stadt. Die Bevölkerungszahl genügt nicht. Beim wievielten Hunderttausend geht denn die Kleinstadt in die Großstadt über? Aber die Inserate sind einer der Behelfe, durch die man sie erkennt. Die Anzeige der großen Stadt wendet sich an eine Menge von hastigen Menschen, sie muß sich dem Gedächtnisse rasch und stark einprägen, sie wiederholt sich hundertmal, mit denselben Worten, den gleichen Farben, an jeder Straßenecke, in sämtlichen Blättern, bis sie dem Publikum zu einer Zwangsvorstellung wird. Ich werde mich hüten, dafür Beispiele anzubringen. Die Anzeige der kleinen Stadt hingegen spricht zu Leuten, die keine Eile haben; sie ist naiv, gesprächig verschnörkelt, voll von Einzelheiten, die nicht immer nötig sind. Man hält bei ihr eine Weile an, auch wenn man nach ihrem Gegenstande augenblicklich kein Ver-

langen empfindet. Es ist doch immerhin merkwürdig, zu erfahren, daß Herr Kaufmann Knode schon wieder einen Volontär sucht, oder daß die Witwe Nöldecke, welche das Geschäft nach dem Ableben ihres seligen Gatten so energisch weiterführt, geneigt ist, einen Buchhalter aufzunehmen, der aber vorher seine Photographie einsenden muß. Die Familiennachrichten enthalten eine gewisse Wärme in den Beiwörtern. Die hocherfreuten Eltern zeigen die glückliche Geburt eines kräftigen Knaben oder hübschen Mädchens an. Wie fesselnd ist auch das Kapitel von den Dienstboten! Man erfährt alles, was sich auf den nahen Rittergütern abspielt. So heißt es wörtlich in einer Annonce: „Zum 1. Oktober suche ich eine erfahrene Köchin, da die meinige sich verheiratet. (Unterzeichnet:) Frau v. N., geborene v. L., Rittergut Xwitz.“ Es fehlt allerdings die Angabe, mit wem das wackere Mädchen den Lebensbund einzugehen gewillt ist; aber die Hauptsache ist schließlich, daß man wisse, warum Frau v. N. ihre Köchin wegschickt und wie sie jetzt ein erfahrenes weibliches Wesen haben will, bei dem man solchen Überraschungen nicht mehr ausgesetzt ist. Stoff für viele Unterhaltungen mag auch die Anzeige der Freifrau v. Pr. bieten, die ein „ganz perfektes Stubenmädchen“ sucht, und was dieses alles können muß, wenn es jährlich 180 Mark verdienen will: „firm in Wäsche, Glanzplätten, Schneidern, Zimmeraufräumen usw.“ hat es zu sein.

Wahrhaftig, man könnte aus all diesen kleinen Anzeigen ein musivisches Bild der Stadt und der Provinz zusammensetzen, wenn man sie mit Sorgfalt durchginge. Einzelne mahnen an die geschichtliche Entwicklung der ganzen Gegend, und wunderlich verstohlen lugt ein verschwundenes Slaventum durch den schwarzen Rahmen der kleinen Inserate, in denen von jedem anzustellenden Verkäufer gefordert wird, daß er auch polnisch müsse sprechen können. Dann

gibt es wieder launige Aktualitäten voll naiver Gewinnsucht oder rührender Geschmacklosigkeit.

„Zu den Kaisertagen! Oberhemden von vorzüglichstem Sitz nach den neuesten Modellen in seidenweichen, hochedlen Stoffen.“ Oder: „Während der ganzen Kaiserwoche von morgens 9 Uhr an bis 12 Uhr abends Rebhuhnessen mit Delikateß-Sauerkohl oder Dämpfkohl a 40 Pfennige.“

Als Lockung fehlt nirgends der Hinweis auf die Billigkeit. Und aus diesen scherzhaft wirkenden geringen Zügen läßt sich immerhin einiges folgern, wenn man die Art der Leute und ihres Lebens anschauen möchte. Jedenfalls kann es uns mehr verraten, als eine flüchtige impressionistische Wanderung durch die fremden Gassen der Stadt. Dieses eigentümliche Inserat arbeitet den Typus seines Verfassers und seiner Leser deutlich heraus. Wer das einrücken läßt, nicht ohne vorher lange mit sich zu Rate gegangen zu sein, ob er denn so viele Pfennige daran wagen solle, der feilt noch weiter, täglich, vielleicht stündlich an seiner Geschäftsanzeige. Dieses Feldchen weißen Papiers, das er mietet, nützt er aus, er baut darauf an, er begießt es fleißig, er bewirtschaftet es intensiv, er zwingt es, Früchte zu tragen. Und darum trägt es Früchte. Das anhaltende, bunte Leben, man möchte sagen: das Jahrmarktsgedränge in diesen Inseratenspalten, beweist, daß sie aufmerksam gelesen werden. Frau v. N., geborene v. L., auf Xwitz wäre nicht so mitteilsam, wenn sie nicht täglich so genau läse, was andere suchen oder anbieten. Und diese Zeitung mit dem steifen Artikel und dem beweglichen Inserat gibt uns nun Aufschlüsse über ihre Leser. Es geht in Stadt und Land nichts Großes vor, und die Leutchen haben Zeit, das Blatt bis in seine letzten Winkel durchzubuchstabieren. Die kleine Anzeige betrifft Privatangelegenheiten, und für diese interessiert man sich in der kleinen Stadt. Und manchmal wächst aus den ungelen-

ken Worten der Anzeiger oder aus stehenden Redensarten, mit denen sie gewisse immer wiederkehrende Ereignisse melden, eine Sittenschilderung heraus. So in dem tragischen Fall eines Herrn Siegfried Schlesinger, der im Alter von 62 Jahren nach längerer Krankheit starb. Ich weiß von ihm nur, daß er Mitglied verschiedener kaufmännischer Vereine war, die seinen Tod ankündigen, und zwar alle mit der gleichlautenden Floskel: daß er seine Leiden mit Geduld ertragen habe. War Herr Siegfried Schlesinger ein solcher Dulder, daß dieses Wort jedem auf die Lippen tritt, der von ihm spricht? Oder haben die Vereine diesen Text vereinbart? Da hätten sie ja auch eine gemeinschaftliche Anzeige verfassen können. Nein, die Sache ist wahrscheinlich die, daß diese Redensart sich in einem langen Fluß der Zeit versteinert hat; ihr Grund besteht aber wohl noch fort, sonst wäre sie verschollen: man erträgt hier die Leiden mit Geduld.

Und da sind wir in Breslau angelangt. Am Bahnhofe liegt die übliche neue deutsche Stadt, die an so vielen deutschen Bahnhöfen liegt. Häuser von Mittelgröße, stramm in einer Linie aufmarschiert, sauber, gleichgültig, phantasielos geschmückt. Die erste Merkwürdigkeit ist die Droschke: ein ältlicher Kasten, der schon lange dient, aber sehr rein gehalten ist; das verschossene blaue Tuch der Sitze gegen den Staub durch einen großgeblumten Überzug geschützt, als ob es kostbares Zeug wäre. Neben dem Kutscher ein Blechkasten mit zwei Zifferblättern und ein Hebel aus rotbemaltem Eisen mit der Inschrift „Frei". Wenn der Wagen sich in Bewegung setzt, wird der Hebel gesenkt, und nun laufen die Minuten. Wir fahren eine ganze Weile, und als wir vor dem Gasthofe halten, bringt der Kutscher die Fahruhr sofort zum Stehen: es macht fünfundsiebzig Pfennige. Für die fünfundzwanzig Pfennige Trinkgeld dankt er überrascht. Der Versuch wird dann mit immer kleineren Dosen bei ver-

schiedenen Kutschern (Droschke erster Klasse) wiederholt, und sie danken noch bis zu fünf Pfennigen ohne Ironie.

Dann die Abendwanderung durch die Gassen. Man liebt diese gewiß, wenn man ein Leben lang oder wenigstens in der guten Jugend durch sie gegangen ist. Wenn man an der und jener Ecke mit Erinnerungen klebt, beim Blücher-Denkmal mit Buben gerauft und unter den Bäumen am Stadtgraben das erste Schätzchen geküßt hat, als der gemeine Flieder blühte. Wenn man am Ufer der langsam strömenden Oder Träume geträumt und Reime gereimt hat, hinüberblikkend nach der stillen Sandinsel, wo die alten katholischen Kirchen stehen und gar viele Leute unter dem Krummstabe des Fürstbischofs gut wohnen. Ja, es gibt auch einige altertümliche Plätze, die nicht unfreundlich anmuten, weil die Giebel der Häuser so verschnörkelt oder die schmalen Dächer so steil sind. Das Rathaus ist sogar ein reizendes gotisches Juwel mit allerlei Steinschnitzereien, in denen die Laune verschollener Künstler noch immer lächelt. Da die Staupsäule, der Pranger der guten alten Zeit, wo sich die armen Sünder zu Tode schämten. Aber nun sind wir mit dem Sehenswerten fertig. Die Läden haben die armseligen Schaufenster der Provinz. Warum? Die Stadt zählt doch an die vierthalbhunderttausend Einwohner und scheint in raschem Aufschwunge zu sein. Seit dreißig Jahren hat sich die Zahl der Menschen hier verdoppelt. Warum geht es so ärmlich zu? Ich höre im Vorübergehen ein Wort. Zwei junge Damen, in Trauer gekleidet, treten aus einem Schuhgeschäft heraus. Die eine sagt vernehmlich: „Neue Schuhe! Ich bin schon froh, daß meine wieder ganz sind.“ Ein junger rosiger Mund, der das sagt, und die Sprecherin gehört merkbar dem guten Bürgerstande an, der anderswo den Aufwand liebt. Also lauter Tugend und Sparsamkeit. Ja, sparsam sind sie, daß sie am liebsten dem Händler sein bißchen Zwischengewinn ent-

reißen. Nirgends sah ich noch so viele Konsumvereine „nur für die Mitglieder", wie in dieser Stadt. Das ist sicherlich achtungswert: ein zähes und verschwiegenes Heldentum aller Tage, nein, aller Stunden, das sich freilich in sonderbar kleinen Kämpfen ausgibt. Verschrumpft dabei die genügsame Seele nicht allzu sehr? Wie steht es da beispielsweise mit der Kunst?

Mit der Kunst? Vortrefflich. Da haben wir gleich das neue Stück im Lobe-Theater. Es ist nicht hier gewachsen, aber, daß man es hier spielt und wie es aufgenommen wird, kann uns einiges sagen. Es ist wahr, die Leute sickern nur spärlich in das Schauspielhaus, aber das beweist nichts. Sie sparen vielleicht, sie kämen zahlreicher, wenn es auch einen Theater-Konsumverein gäbe.

„Renaissance" heißt das Stück der Herren v. Schönthan und Koppel-Ellfeld. Wenn wir den Titel hören, leben schon die fröhlichsten Farben vor unseren Augen auf. Und wahrhaftig, es spielt in der blühenden Gegend des Cinquecento. Eine verwitwete Marchesa lebt trauernd auf einem Schloß im Sabinergebirge mit ihrem fünfzehnjährigen Sohn. Ein Maler kommt aufs Schloß, der Sohn bewundert und die Mutter liebt den Künstler bald. Der Sohn lernt durch den Kuß eines Modellmädchens die Liebe kennen, und dann erfährt er, daß seine Mutter sich dem Maler in Liebe zuneigt. Etwas Zartes und Heiliges, die Trauer um den Vater, ist in ihm verletzt, und doch kann der Jüngling nicht zürnen, weil er die Liebe verstanden hat. So zieht er fort und überläßt die Mutter der Wiedergeburt ihres Glücks. Das ist die hübsche Novelle, welche die beiden Verfasser in drei matte Akte verschleppt haben. Ein Dichter hätte daraus vielleicht einen einzigen Akt gebaut und ihn mit dem Duft von Rosen angefüllt. Wie das Stück aber dasteht, sehen wir es mit Unbehagen und Langeweile. Es belästigt uns, weil es unecht ist, weil die Verse leer

klappern und die Gestalten lügen. Es ist ein Gobelin aus Jute. Und das ist die Ware, die überall im deutschen Reiche, nicht nur in Breslau, Abnehmer findet. Man hält dieses Stück für ein poetisches Werk.

Verstehen sie etwa das Ideal nicht, sie, die für ein Herrliches seit den Befreiungskriegen so oft und großartig geblutet haben? Doch, man muß es ihnen nur mundgerecht machen. In Breslau ist jetzt der Reichsgründung ein stattliches Denkmal errichtet. Auf ehernem Pferde reitet der erste Kaiser Wilhelm in die Ewigkeit ein, und das allzeit getreue Volk von Schlesien jauchzte heute dem jungen Kaiser Wilhelm zu, als er auch hoch zu Rosse vor dem Reiterstandbilde des Ahnherrn hielt und stolz vertraut hinaufgrüßte. Da suchen wir auf dem Sockel des Denkmals im Bronzerelief die Gestalt des ersten Kanzlers. Wis wird ihm die Geschichte als Höchstes nachrühmen? Daß er die Menschen verstand. Er war ein tätiger Psychologe, der in den Seelen der einzelnen wie der Massen las, und mit den einen spielte, indes er die anderen führte. Die zu kleinen Opfern nicht fähig waren, denen mutete er große Opfer zu, und sie brachten diese freudig. Er schuf aus künstlichen Verwicklungen und Gefahren sein wundervolles Werk. Sie konnten sich nicht helfen, sie mußten ein mächtiges Volk werden.

Draußen auf dem jüdischen Friedhofe schläft einer, der auch als ein Meister mit den Massen umzugehen verstand. Ferdinand Lassalle! Sein Grab ist ein Wallfahrtsort armer Leute geworden, und auch die Fremden finden schon allmählich den Weg hinaus zur Ruhestätte des glänzenden Demagogen. Nach dem militärischen Prunke mit Trommeln und Pfeifen vor dem Kaiserdenkmal, wo die Regimenter im Paradeschritte an ihrem Kriegsherrn vorüberzogen, war der Frieden da draußen noch eindringlicher. Hinter den letzten Häusern der Stadt ein paar Krautäcker. Im grünbewachsenen Graben

längs der Straße wälzen sich schmutzigblonde Betteljungen seelenvergnügt. Dann sind wir auf dem stillen Orte. Hebräische Inschriften nach der Väter Art auf den zerbröckelten Grabsteinen. An der Mauer die Erbbegräbnisse. Schon von ferne sieht man das Lassallesche, es ist kenntlich an den frischen Kränzen mit den roten Schleifen. Die Friedhofsmaurer, die eine neue Gruft in der Nähe aufführen, kommen heran, um vor Lassalles Grab ihr Vesperbrot zu essen, als wäre es ihnen da heimlicher. Außer mir sind noch zwei Besucher eigens herausgewandert, es sind Zigarrenarbeiter von Ohlau. Wir lesen zusammen die Grabinschriften. Da liegt der Vater, Heyman Lassal, da die Mutter, geborene Heizfeld, und da er selbst, Ferdinand Lassalle. Die Kränze mit den blutroten Bändern sind auch über die Gräber der Eltern gelegt. Bald ist ein Gespräch mit den Arbeitern im Gange. Der eine lehnt sich an das Gitter der nächsten Gruft und spricht geläufig über Gesellschaftsordnung, Klassenstaat, Reichstag, Heer und anderes, Phrasen aus den Parteiversammlungen und echte Seufzer aus dem eigenen Leben. Dazu wolkenhafte Vorstellungen von der Zukunft. Es ist ein eigentümlich halbes Verständnis der politischen Dinge in seinen Worten. Und er ist ein Wähler. Die Saat des Mannes, an dessen Grab wir stehen, ist aufgegangen. Die beiden Abgeordneten von Breslau sind Sozialdemokraten. Es werden ihrer immer mehr in den Reichstag kommen, erklärt der Redner am Grabe — immer mehr, immer mehr, bis sie die Gesetze für uns machen können. Bis dahin wollen wir warten. Der Refrain jener Todesanzeige klingt auf: Die Leiden ertragen mit Geduld! Aber an diesem Orte ist jetzt ein schöner Abendfriede. Die Sonne rötet die goldenen Buchstaben der Leichensteine und die Gräser nicken leise.

(1896.)

Im Wasser

Eine Reise in Überschwemmungszeiten hat etwas angenehm Abenteuerliches. Man ist plötzlich wieder an den Anfang der Dinge zurückversetzt. Die Verbindungen von Ort zu Ort sind unsicher geworden. Eine Fahrt von Wien nach Linz nimmt sich für schwächere Augen fast als eine kühne Unternehmung aus. Die Bekannten, die von unserer Absicht hören, nach dem Hochwasser auszufahren, beklagen im stillen, wenn auch nicht übermäßig, die rasch zunehmende Zerrüttung unseres Geistes. Ein vernünftiger Mensch liest doch lieber im Kaffeehause die Berichte über eingestürzte Brücken, zerstörte Bahngleise und Sommerfrischler, die in Kähnen ihr Schlafzimmer im ersten Stock verlassen. Aber auf einer solchen Reise entrinnt man jedenfalls für ein Weilchen der Banalität. Sonst pflegt Linz schon während vier Minuten des Aufenthaltes eine unermeßliche Langeweile auszuströmen, und jetzt müssen wir uns mit bangen Wünschen unterwegs fragen, ob wir diesen ersehnten Ort erreichen werden. Und wer, der nicht für den Reichsrat kandidiert oder in anderen Geschäften reist, käme jemals dazu, sechs Stunden in Budweis zu bleiben? In der vergangenen Woche führte der Weg nach dem Salzkammergute nur über diese nicht genügend geschätzte Stadt an der unbekannten Maltsch.

Die Maltsch, ein deutschböhmischer Fluß, war ausgetreten. Sechs Stunden in Budweis, das klingt ungemein phantastisch. Was, um des grauen Himmels willen, beginnt

man in diesen sechs Ewigkeiten? Es ist ein Bahnhof, wie viele andere, mit betrübten Beamten, die noch sehnsüchtiger auf Beförderung warten, als die Reisenden. Ein Bahnhof, eintönig wie das Klappern der Lokomotive, langweilig wie ein Kohlenmagazin, ereignislos wie die Dienstjahre eines Stationschefs. An der Hausmauer steht „Budweis“ angeschrieben, aber gleich daneben befindet sich das beschwichtigende Wort „Budějovice“, so daß niemand in seinen nationalen Empfindungen um mehr als die Hälfte beschädigt wird. Die halbe Unzufriedenheit der andern ist doch wenigstens eine halbe Befriedigung. So sind alle Bezeichnungen in der Station „Ausgang“, „Speisesaal“, und was man sonst noch zum vorübergehenden Leben braucht, doppelsprachig, sozusagen zweigeschwänzt, wie der grimmige Löwe des Landes.

Aber mit solchen Betrachtungen über die politische Lage ist man in längstens einer Viertelstunde fertig, und es gähnen noch fünf und drei Viertelstunden der Nacht vor uns bis zum Abgange des Zuges nach Linz. Man ist in dieser Stimmung dankbar für jeden Lastzug, der rangiert wird. Waggons aller Länder sind in bunter Reihe zusammengekuppelt, und darin Petroleum, Bier, Holz, sowie dumpf blökendes Vieh, das gleich den Menschen nicht weiß, wo und wann es seinen Untergang finden wird. Das reist hinaus in Nacht und Nebel, ziemlich eilig und vollkommen ahnungslos. Zwischen den Puffern im Helldunkel der Laternen sieht man die kommenden Leichen der Bahnwärter auftauchen und verschwinden, immer in der Gefahr, daß sie zerdrückt werden. Dann auf unverständliche Zeichen der geschwungenen Traglampen entweicht der lange Zug wie ein Gespenst.

Freundlicher ist es im hellen Zimmer des Betriebsamtes. Der Telegraph tickt fort und fort geheimnisvolle Meldungen, die Papierstreifen laufen, laufen über die Spulen. Verschiedene Klingeln läuten. Einige Fernsprechtrichter ragen aus der Wand

hervor. Der Beamte eilt von einem Glöckchen und Trichter zum andern, drückt und spricht hinein, und damit bringt er ferne Züge draußen in der dunklen Nacht zum Stehen. Man denke sich einen ganz großen Menschen aus voriger Zeit, sie braucht nicht einmal sehr entlegen zu sein, in solch ein gewöhnliches Stationszimmer. Zum Beispiel Goethe oder Napoleon. Sie, die ihre Welt umfaßten und verstanden, sie stünden verblüfft von den Wundern, die ein namenloser Betriebsdiener verrichtet. Und welche Möglichkeiten würden sich ihrem Geist eröffnen, sobald sie den neuen Reichtum der Menschheit begriffen hätten. Wir selbst gebrauchen freilich den Zaubermantel gleichgültig und hochmütig, wie Leute, die im Reichtum geboren sind, und sind so klug und auch ebenso gut, als wie zuvor.

Das heißt: in dieser Gegend waren wir eine Zeitlang verarmt. Die alten Tage stellten sich zu kurzem Besuche wieder ein, als die „Elemente", wie unsere Urgroßväter sagten ein bißchen zerstörend vordrangen. Aber es ist merkwürdig, wie bald man sich auch an die Armut gewöhnt. Nur die Übergänge sind schmerzlich, lehrt Schopenhauer. Nachher liegt Glück oder Unglück nicht mehr im Zustande, sondern im Gemüte. Auf einer öden Eisenbahnstation nächstens eingesperrt sein, nicht weiter können, und wenn es weiter geht, nicht wissen, an welcher Stelle das Geleise unterwaschen sein wird — auch darin lassen sich Unterhaltungen finden. Wir sahen es, als um die Mitternacht ein überfüllter Personenzug ankam. Die meisten waren Flüchtlinge aus den Bezirken des Hochwassers, übermächtig, mit verwirrten Mienen, zerknitterten Kleidern, miserabel anzuschauen, als fühlten sie hinter sich irgendeinen unheimlichen Feind. Das war ein Sturm auf die Kredenz des Speisesaales und auf die Bänke, Stühle der Warteräume, in denen es bald übel duftete. In jeder Ecke kauerten sie auf kleinen Koffern und Reisesäcken, ließen die

Köpfe in halbem Schlaf auf die Brust sinken oder stierten vor sich hin. Aber es gab auch muntere Gruppen, die sich im allgemeinen Elend gefunden hatten. Einige Herren erzählten einander, nach dem oft aufsteigenden Gelächter zu urteilen, vorzügliche Schnurren. Noch besser die Liebespaare der wunderlichen Nacht. Auf dem Bahnsteig war es kühl und windig, sie merkten es kaum; schlugen höchstens den Rockkragen hinauf, wickelten sich leise fröstelnd, aber von neuesten Gefühlen immer wieder erwärmt, in die sommerlichen Mäntel und raunten einander Fleuretten zu. Auch das Unglück ist ein Kuppler. Ja, das war ein Merkmal der alten Zeit des Reisens. Man lernte einander unterwegs kennen, schloß sich den Gefährten an, geriet ins Plaudern, am Ende gar ins Liebeln, und die längste Frist verflog im Wandertraum. Jetzt ist es mauvais genre, mit fremden Leuten auf der Reise zu sprechen. Es gibt keine zierlichen Abenteuer mehr, weil die Züge so eilig wurden. Die Menschen nähern sich einander nicht, wenn es keinen Notstand gibt, und vielleicht haben darin alle recht. Das Gemeingefühl, die Gemeinbürgschaft erwachen nur in den Katastrophen. Und wenn wir diesen misanthropischen Gedanken weiterdenken, gelangen wir dahin, zu vermuten, daß eine allgemeine und dauernde Sicherheit das Ende aller Nächstenliebe wäre. Mildere Denkart entsteht wahrscheinlich nur unter Prügeln. So ist unser Geschlecht.

Nun ist von dem möglichen Ungemach jetziger Reisetage das Wasser an den Dämmen noch das gelindeste und unblutigste. Es ist nicht groß genug für die Todesangst, aber ausreichend zur Überwindung des oft so begreiflichen Widerwillens gegen den Nebenmenschen. Im Wasser stehen Leute sich gegenseitig bei, die einander auf dem Trocknen vielleicht mit unaussprechlicher Wonne zugrunde gehen ließen. Doch ist auch diese bescheidene Leistung im Wasser höchst rühm-

lich, wenn erwogen wird, welche angeborenen Hindernisse der Natur jeder in sich zu überwältigen hat.

In der dritten Morgenstunde fuhr auch unser Zug ab. Wer nie in einem Halbkupee mit noch einem Herrn sitzend schlief oder doch die ernste Absicht hatte, zu schlafen, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. Der Morgen graute endlich über unbekannten Gewässern, durch die wir fuhren. Ein Hollandschdiep in Oberösterreich. Äcker und Auen im Wasser. Bäume stehen bis an die Brust in der braunen Flut, blanke traurige Häuschen bis an die Fenster eingetaucht, und verlorener Hausrat schwimmt an den Bahndamm, der einer langen Insel gleicht. Von Linz, hatte es unterwegs geheißen, könne man überhaupt nicht weiter. Aber das war nur ein aufgeregtes Märchen. Es ging weiter, noch ein gutes Stück, bis wir doch an die Station kamen, wo die eiserne Spur unterbrochen war. Von da zwei Stunden über Land nach dem ausgetretenen See, unserem Ziele. Eine Fahrt mit der Postkutsche, nicht übel im Sonnenschein durch eine Landschaft, die nichts Tragisches mehr an sich hatte, wenn auch ein Strom rauschte, wo sonst ein Bächlein zu Tale tändelte. Die Kutsche war gebrechlich wie ein alter Major im Ruhestande, den sie plötzlich zu den Waffen einberufen hätten. Aber trotz allem war die Reise vergnüglich, aus keinem tieferen Grunde, als weil die Sonne schien. Dafür erträgt die Kreatur manches. Aber das beste war der erstaunliche Genosse, der da breit auf der einen Längsbank des Wagens saß und sie wahrhaftig nicht leer erscheinen ließ, indessen die drei anderen Fahrgäste ihm gegenüber Platz nehmen mußten, um das Gleichgewicht einigermaßen herzustellen. Seine Tracht war nicht gewöhnlich, halb städtisch, halb bäuerlich. Den ungeheuren Wanst bedeckten Weste und Rock aus grauem Tuch, aus sehr viel grauem Tuch. Die Beinkleider staken in Reiterstiefeln, obwohl ein einziges Pferd für diese Gestalt offenbar zu wenig

war. Auf dem Kopfe hatte er einen spitzen, grünbebänderten Hut, von welchem recht verwegen die Spielhahnfeder nickte. Das breite Gesicht mit der knolligen Nase und dem dreifachen Kinn war aufgedunsen, fahl und dennoch voller Lustigkeit. Schnurr- und Wangenbärtchen grau, und flackernde Äuglein, So sah der alte Bursche aus, der in der Postkutsche den halben Raum und noch mehr in den Gesprächen einnahm. Denn er redete gewaltig einher, mit ungebildetem, aber entschiedenem und launigem Urteil über alle Dinge. Wo mochte er nur plötzlich hergekommen sein? Auf der Bahn hatten wir ihn nicht gesehen, und doch mußten wir diese Figur schon irgendwo gekannt haben. Ein Mann, behäbig, doch von scharfem Witz, prahlerisch, aber durchaus nicht dumm, herrisch und zugleich dürftig, lustig, wenn auch schäbig. Er schwitzte ordentlich aus allen Poren Humor. Besonders lehrreich wußte er über das Wasser zu sprechen. Wie sagte doch jener zu Windsor im Gasthof zum Hosenbande? „Das Wasser schwellt einen Menschen an: und welche Figur müßt' ich machen, wenn ich angeschwollen wäre!“ . . . Freilich war er es, jetzt erst erkannten wir ihn: Sir John! Daß er noch lebte, war eigentlich am wenigsten zu verwundern, weil die Menschen Shakespeares immer leben. Aber wie kam Falstaff hieher?

Die Wahrheit, die wir über den bleichen dicken Prahlhans am Ende der Fahrt vernahmen, war weniger spaßhaft, als diese Kombination, und doch erkannten wir da erst recht, daß wir eine Gestalt vor uns hatten, wie sie nur Shakespeare und das Leben erschaffen können. Der Dicke war nämlich ein geheilter Irrsinniger und wurde jetzt aus der Anstalt auf dem Schub in seine Heimatsgemeinde zurückgebracht; sein Begleiter ein Wachmann in Zivil. Der Dicke war einst ein reicher Müller hier am Ausflusse des Sees, vertat aber sein Gut, stürzte sich in Prozesse und mußte schließlich als Ver-

rückter ins Irrenhaus gebracht werden. Wann hatte seine Störung angefangen? Als er sich ruinierte oder zu streiten begann? Bei Shakespeare und im Leben sind die Grenzen der Vernunft schaurig schwimmend. Jedoch viel tragischer als der Irrsinn ist die Genesung und nun die Heimkehr des armen Mannes. Denn er weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. Dort in dem nächsten Ort hinter jener vorspringenden Landzunge wird er fortab das harte Gnadenbrot der Heimat mit seinen alten Zähnen kauen müssen. Und wie er sich dabei mächtig aufrecht hält! Am Ufer haben sich mittlerweile die Dorfbewohner auf die Kunde versammelt, daß der verkommene Müller wieder da sei. Sie starren ihn neugierig an, und wenn er den Rücken wendet, kichern die Weiber und zischeln die Männer über den Schübling, die gesunkene Größe. Er bemerkt es nicht oder tut so, um seinen Gram vor den Hartherzigen nicht sehen zu lassen. Und wie er dem Wachmann kommandiert, mit ungebrochener Stimme, als wäre er noch der Müller von ehemals und der sein Knecht. Ins Boot! befiehlt er stark. Der Wachmann und ein Schiffer müssen rudern, er selber setzt sich an das Steuer, so daß von seinem Gewichte der Kahn hinten tief einsinkt. Die spottenden Leute in der Bucht meinen, daß es ein Wagnis sei, mit dem „Halbnarren" über den See zu fahren. Aber vielleicht hat er von seinem Verstande nicht genug wiedergefunden, daß er wüßte, welchem letzten Elend er entgegensteuert und wie er jetzt im Wasser ist.

An den überschwemmten Ortschaften vorbei ziehen auch wir nach dem fernen anderen Ende des Sees. In den Gärten am Ufer steht das Wasser hoch, die Gäßchen zwischen den Häusern sind Lagunen, und die einzige Straße ward zum Kanal. Die sommerlichen Dörfler aus der Stadt sind von verschiedenem kleinem Ungemach befallen worden. Aber wenn das nur erst ein paar Tage dauert und der anfängliche Schrek-

ken verwunden ist, stellt sich auch der Humor von dieser Sache ein. Es gibt allerlei wässerige Lustbarkeiten, neue Scherze auf Kähnen und Balken, und namentlich die Leute, die höher auf dem Berge wohnen, ertragen die Überschwemmung der anderen mit bemerkenswerter Leichtigkeit. In den Gärten am Ufer aber ist für das alles ein duftendes Gleichnis zu finden. Da sind die Landrosen zu Seerosen geworden, und sie blühen fort. Mensch und Tier und Pflanze, alle Kreatur fügt sich, wenn es nur irgend geht, in alles, um noch den nächsten Sonnenschein zu erreichen. Nur leben, wäre es auch im Wasser.

(1899.)

Nikolai Wtoroi

Das Leben an Bord gehört zum Besten, was es jetzt gibt. Man sieht das auf einer Fahrt, wie die unsrige war, die an mehreren Kulturen vorbeiging und drei Weltteile effleurierte. Um diese Reise nach dem Morgenlande zu machen, mußten wir vielerlei Fahr- und Reitzeug benützen: eilige Bahnzüge in Europa und saumselige in Afrika und Asien, große Dampfer und leichte Barken, grausam rüttelnde Kutschen in Palästina, arabische Pferdchen, Esel von unermeßlicher Geduld am Suezkanal und melancholisch trabende Kamele bei den Pyramiden. Und als wir nach einem einzigen Monat solcher Fahrten auf der Reede von Alexandrien das italienische Schiff bestiegen, das über die flackernden Wellen nach Norden, nach Neapel schwamm, da hatten wir uns fast aller Verkehrsmittel bedient, mit denen jetzt die Menschen ihre Souveränität über die Natur erklären. Und einiges gesehen. Du lieber Gott, es ist keine große, große Reise. Indien ist weiter, China noch weiter und alle Tage fahren Leute nach Indien oder China und kommen mit Leichtigkeit zurück. Das Ansehen des Weltreisenden schrumpft sichtlich ein. Über eine Weltumseglung wird man bald kein Buch mehr schreiben dürfen, so gewöhnlich ist die Sache geworden; höchstens noch ein kleines Feuilleton.

Aber wenn es auch nichts mehr zu entdecken gibt, so kann man sich doch auf einer solchen Reise über Land und Meer mit einigen Wahrnehmungen, sozusagen zweiten Ran-

ges, unterhalten. Und je mehr die fremden Orte und Menschen durch die Mühelosigkeit, mit der wir zu ihnen gelangen, an Merkwürdigkeit verlieren, um so bedeutender wird der Zug selbst, der an ihnen vorüberfährt. Das Gefühl, ein Mensch up to date zu sein, hat man eigentlich nur unterwegs, weil so viel Freiheit und Macht in der Vorwärtsbewegung mit den jetzigen Verkehrsmitteln liegt. Wir kommen vielleicht dem Sinn unserer Zeit nahe, wenn wir sagen: der Bahnzug ist wichtiger als die Stationen, das Schiff wunderbarer als die Ufer und kein Ziel ist so anziehend wie eine jetzige Reise. Schon eine jetzige, und wie will das noch werden, da ja täglich neues, besseres gefunden wird! Das Leben an Bord eines modernen Schiffes stellt jedenfalls eine der höchsten Formen der Kultur vor.

Darunter will jedoch nicht nur die gemeine Bequemlichkeit verstanden sein, obwohl wir keine Kostverächter sind und es zu schätzen wissen, daß wir in einem geräumigen Bette schlafen, morgens in der Marmorwanne unser Bad nehmen, mit wohlerzogenen und manchmal sogar amüsanten Leuten an der Table d'hote speisen, nachmittags im Rauchzimmer der Schachpartie zusehen und abends im Salon dem Klavierspiel zuhören können, dieweil uns der „Nikolai Wtoroi“ oder die „Regina Margherita“ eilig über das mittelländische Meer trägt. Das Leben an Bord ist nicht nur Behagen, es ist noch mehr. Das hat uns dieses gute Schiff gelehrt, auf dem wir von Konstantinopel nach Alexandrien fuhren.

Im Goldenen Horn bestiegen wir es. Es heißt „Imperator Nikolaus II.“ und als wir damit bekannter wurden, bemühten wir uns, ihm vertraulich seinen russischen Namen zu geben: „Nikolai Wtoroi.“ Denn es kommt von Rußland her, aus Odessa, und an Bord sind die Matrosen, die Stewards und die Mahlzeiten russisch; alles übrige ist inter-

national. Was uns da erwartete, davon hatten wir keine Ahnung, als wir dieses Schiff wählten. Unsere Reisen, täuschen wir uns nicht, sind doch zumeist nur die Verifizerung der Reisehandbücher. Wir sehen in Griechenland oder Ägypten nach, ob das Erechtheion oder die Pompejussäule noch da sind, die unser gedruckter Führer mit Sternen versehen hat. Aber das Schiff ist voll von Unerwartetem. Man weiß davon vorher nur die Zeit der Abfahrt und der vermutlichen Ankunft. Im Kursbuche steht: Mittwoch um 10 Uhr das russische Schiff nach Alexandrien, weiter nichts. Doch, daß dieses russische Schiff der „Nikolai Wtoroi" ist und was es für Fahrgäste hat und wie wir an Bord leben werden und was wir erleben, davon haben wir vorher keine Vorstellung. Und gerade das ist das Interessante, weil es nur einmal da ist, gleich einer Person, die im unnachahmlichen Zusammentreffen von Eigenschaften vorübergeht. Denn der „Nikolai Wtoroi" ist uns ja nicht allein das Schiff und seine bleibende Bemannung, seine immer gleiche Fahrt, sondern auch seine bunte Menge von Passagieren, die in gerade dieser Zusammensetzung nie mehr durcheinander hausen werden und die Zwischenfälle der Fahrt und unsere eigenen Stimmungen am Abend und Morgen, woraus all die Tage wurden, Tage der Windstille und des Sonnenscheins.

Im Goldenen Horn lag der „Nikolai Wtoroi" stattlich vor Anker. Die Einschiffung tumultuarisch, wie dann überall in den Häfen, die wir anliefen. Dolmetsche, die keine Sprache wissen; Reiseagenten, die denselben Schlafplatz mehrmals verkaufen; Barkenführer, die einander in wildem Kampfe die Gepäcksstücke des Fremdlings aus der Hand reißen, so daß er das Boot des Siegers besteigen und die Kriegsentschädigung bezahlen muß, wenn er auf den Besitz seiner gelben Handtasche nicht verzichten will. Dann schaukelte das Boot fröhlich über die blaue Flut nach dem „Nikolai

Wtoroi“ hin. Angelegt und über die Fallreepstreppe hinauf. Das Schiff hatte schon einen großen Teil seiner Ladung an Menschen, Tieren und Fracht von Odessa her. Namentlich waren viele arme Pilger nach dem heiligen Lande von Rußland mitgekommen. In Konstantinopel stiegen außer unserer Gesellschaft noch etwa zwei Dutzend Europäer ein, Deutsche, Franzosen, Engländer, ferner ein ganzer ägyptischer Harem und vielerlei kleine dürftige Leute.

Die Ausfahrt von Konstantinopel ein Farbenrausch. Der Bosporus in seiner Pracht, die köstlichsten Paläste, Dolma-Bagdsche vor allen und die Moscheen mit ihren Minarets, die gleich Lanzen in der Erde stecken, indes die Krieger in Andacht versunken sind. Berge von weichster Kontur am anderen Ufer, und das ist schon Asien. Die Prinzen-Inseln liegen da, wie Capri vor Neapel. Wir fuhren vorbei ins Marmarameer hinaus. Konstantinopel war schnell versunken. Dann sah man noch ein, zwei oder drei Stunden über das Wasser hin, die Arme auf die Reling stützend. Wie lange man schaut, weiß man eigentlich an Bord nie, denn die Fahrt ist zeitlos. Wäre nicht die Tischglocke, die den Tag in Abschnitte gliedert, man wüßte nie, wie viele Stunden entwichen sind.

Das ist die erste Wonne des Lebens an Bord: eine wunschlose, zeitlose und darum heitere Betrachtung. Wir sind ganz gewiß für einige Tage von der Welt abgeschnitten, können weder gute noch schlechte Nachrichten erhalten, die Angriffsfläche, die wir sonst dem Unangenehmen darbieten müssen, ist vermindert, unsere Sorgen verdämmern irgendwo in der Ferne. Wir werden ruhig. Aber diese Ruhe ist nicht langweilig, denn selbst wenn wir die Ufer ganz verloren und uns auch schon an Meer und Himmel sattgesehen haben, gibt es unerschöpfliche Schauspiele zur Belustigung und Rührung, sowie zum Nachdenken, Nicht bald wird man freilich

auf einem Schiffe so viel Sonderbares beisammen finden, wie auf dem „Nikolai Wtoroi“. Vom Heck bis zum Bugspriet kamen wir auf unseren Deckspaziergängen vorüber an einem russischen Kuhstall, am Harem eines vornehmen Mohammedaners, an einem französischen Salon, an einem arabischen Dorfe und an einem elenden Massenquartiere, wie man es in der Proletariergegend großer Städte sieht. Ganz zu schweigen vom Schiffstreiben, von der luftigen und harten Arbeit der Matrosen, vom Laden der Güter und allen sinnreichen Teilen dieses mächtigen Eisenkörpers, der einige tausend Tonnen deplaziert.

Den stärksten Eindruck, scheint mir, machte auf uns zuerst der Rinderstall im rückwärtigen Zwischendeck. Dieses schweigsame Rindvieh so fern von den heimatlichen Triften auf einer Seefahrt begriffen zu sehen, war befremdend und ergötzlich. Sie kamen mir vor wie eine Gesellschaft von Philistern, die ohne rechten Enthusiasmus ihren Weg fortsetzen, weil sie nun schon einmal die Rundreisekarten haben. Aber die Ähnlichkeit war nur äußerlich. Diese braven Landtiere reisten nicht zu ihrem Vergnügen, sondern fuhren einer ungewissen afrikanischen Zukunft entgegen. Kein Stück von diesem Rindvieh wird je wieder den Boden seiner Heimat betreten. Das war das Traurige an diesem Stalle mitten im Meere, der übrigens kräftig duftete. Wenn abends gemolken wurde, kamen die armen Leute vom vorderen Zwischendeck herüber und holten sich in ihren Krügen ein wenig Milch. Sie mußten dabei über den eleganten Teil des Schiffes gehen und drückten sich mit ihren Kännchen scheu an die Bordwand. Beim Milchholen kamen all die Völker durcheinander. Von einer russischen Kuh nährten sich Russen, Türken, Griechen, Araber, nährten sich orthodoxe Pilger, Pariser Boulevardiers, englische Globetrotters, Scheichs von Damaskus und schwarze Eunuchen.

Im europäischen Viertel des „Nikolai Wtoroi“ im feinen Speisesaale wurde die Milch der russischen Kuh freilich vom Steward eingeschänkt und der Steward hatte weiße Handschuhe über die Fäuste gezogen. Das war ein aufmerksamer Bursche, knechtisch gefügig, und als wir ihm am Ende der Fahrt sagten, wir wollten ihm außer dem Trinkgelde noch ein Zeugnis über seine guten Dienste geben, antwortete er dankbar: „Dafür will ich Ihnen die Füße küssen.“ Bei den Mahlzeiten ging es steif und schicklich zu; nur aß man unendlich viel. Von unserem Überflusse hätte das halbe Zwischendeck gespeist werden können, wo es namentlich in den letzten Tagen, als die in Körben und Tüchern mitgebrachten Vorräte sich erschöpften, ein bißchen hungrig zuging. Den naheliegenden Gedanken, wenigstens die Überbleibsel nach dem Zwischendeck zu schicken, hatten die Wenigsten und auch diese wagten nicht recht, ihn zu äußern, weil sie durch ihre Sentimentalität lächerlich geworden wären. Darin gleicht das Leben an Bord dem Leben auf dem festen Lande.

Doch dem Zwischendeck verdankten wir die besten Anregungen der Fahrt. Es hatte einen verborgenen Teil unter Tage, eben dieses jammervolle Massenquartier, wo im geschlossenen Raume auf Holzpritschen ein stumm klagendes Gewühl von Männern, Weibern, Kindern und Greisen kauerte. Die Dünste recht schrecklich, ein schwerer Armeleutegeruch, der einem beim Hindurchschreiten unerträglich wurde, so daß man die hoffnungslose Erforschung des Elends an Bord bald aufgeben mußte. Aber das Zwischendeck hatte auch eine offene Gegend, die wir von der Verdecksbrücke aus Tag und Nacht anschauen konnten. Vom ersten Hahnenschrei an — denn es war auch ein Hahn auf unserer Arche — bis in die sinkende Nacht, wenn Volkslieder in mancherlei Sprachen aus der lagernden Menge aufstiegen, war da ein Treiben, das man sehen durfte. Jedes Plätzchen war be-

setzt, belegt und da unter dem freien Himmel, der von Tag zu Tag wärmer wurde, war ja das Elend leidlicher. Die unten im Pferch waren wohl zu spät gekommen, um noch ein Fleckchen im Sonnen- und Mondschein zu erhalten. Die Not, die uns schon als einförmig erscheint, hat noch unnennbar viel Abstufungen auch an Bord. Wir aber konnten hinunterblicken in die Existenz der Armen. Ich sehe noch den weißbärtigen alten Mann, der nur einen Fuß hatte und auf einem wackligen Lehnstuhl die ganze Zeit verbrachte. Übrigens war der noch am besten daran und wer weiß, ob er es verdiente. Er war in Begleitung zweier alexandrinischer Dirnen, von denen er sich morgens das Waschbecken reichen, dann Tee kochen und sich sonst noch bedienen ließ. Vielleicht ein Mädchenhändler. Das ist ja eine Ware des Ostens. Ich sehe auch noch das junge leidende Weib, das mit drei kleinen Kindern an der Bordwand lagerte. Tiefste Not. Abends richtete die Frau eine dünne Matraze zur kümmerlichen Bettstatt her, auf die sie sich mit ihren drei Würmchen legte. Das kleinste schrie immer vor Hunger und sie legte es willig und mit trostloser Miene an ihre schlaffe, versiegte Brust. Die größeren Kinder waren lieb und blaß, und sie spielten den ganzen Tag so freundlich auf ihrem engen Platze, daß sie die Gunst des ganzen Zwischendecks erwarben. Man schenkte ihnen Brot und Obst, und besonders die Negerinnen des Harems waren ihnen sehr zugetan. Diese Dienerinnen hatten nämlich auch nur auf dem Zwischendeck ihre Unterkunft, während ihre geheimnisvollen Gebieterinnen in Kajüten der ersten Klasse verborgen blieben und nur abends, tief verschleiert, auf Deck kamen, meistens zur Stunde des Diners, wenn die europäische Gesellschaft im Speisesaal festgehalten war. Und die Eunuchen wachten.

Auch sonst gab es noch manchen Ausschnitt aus dem orientalischen Leben auf dem „Nikolai Wtoroi“. Die Mo-

hammedaner aller Farben kamen bei Sonnenuntergang zusammen, rollten ihre Gebetsteppiche auf, legten ihre Schuhe ab und verrichteten ihre Andacht auf der weiten See wie in einer Moschee. Später klangen griechische oder russische Volkslieder auf, deren Sänger wir in der Dunkelheit nicht mehr sahen. Die Lieder waren manchmal rührend, obwohl wir ihren Inhalt nicht verstanden.

Und so zog der „Nikolai Wtoroi“ wohl über das Meer. Wir hatten auch Landungen; in Smyrna, im Piräus, auf Kreta. Aber diese Eindrücke rauschten nur vorüber. Von den Stunden in Smyrna ist in der Erinnerung nicht viel geblieben: das Bild schmutziger Bazare, bunter Jammer in engen Gassen, üble Gerüche, ein Zug schwer belasteter Kamele und einige Griechinnen in europäischer Tracht, mit Hüten, die vor fünf Jahren in Paris modern waren, und unter den Federhüten glühende schwarze Augen. Vom Piräus ein Ausflug nach Athen. Die Akropolis auf dem Berg. Noch andere Denkmäler. Die Gedanken, die einem das alles erweckt, laufen schließlich auf irgendeine große Banalität hinaus, wie etwa diese: Die Menschen und ihre Denkmäler verfallen und nur die Ideen leben immer, dauernder als Erz, wie schon der römische Dichter triumphierend sagte. Nicht die Denkmäler verbürgen den Ideen ein bißchen Ewigkeit, sondern die Ideen den Denkmälern, so daß diese nur steinerne oder eherne Pleonasmen sind und nichtssagend werden, wenn die Ideen erlöschen. Dafür ist es ein Beweis, wie die Monumente behandelt werden, wenn Barbaren kommen. Und Barbaren sind alle diejenigen, die von den früheren Ideen nichts wissen oder wissen wollen. Oft sind schon die Söhne Barbaren gegen ihre Väter.

Den Besuch von Kreta verdankten wir einem Zufalle, denn dieser Aufenthalt war nicht vorgesehen. Im Piräus hatte die Ladung einige Stunden länger gedauert. Unser

Kapitän, ein guter Tyrann, rechnete sich aus, daß er zur Nachtzeit nach Alexandrien käme, wo der Hafen eine gefährliche Einfahrt hat. So entschloß er sich, noch ein paar Stunden zu verlieren und ließ uns in Rethymno landen. Der russische Admiral war gefällig. Er und der Oberst, welcher die russische Besatzung von Rethymno befehligt, führten uns in dem Städtchen herum. Dem Zuge schlossen sich freundlich auch die türkischen Offiziere an, die letzten türkischen Offiziere auf Kreta. Soliman Bey hieß, glaube ich, der Kommandant und dieser stramme Krieger lächelte sanft und schmerzlich, als vom Schicksal der Insel die Rede war. Nie ist eine schöne Herrschaft mit besserem Anstande verloren worden.

Dann sahen wir kein Land mehr, bis die flache Küste Ägyptens aus dem Wasser tauchte. Kaum weiß ich mehr, wie viel Zeit dazwischen lag. Wir lebten auf dem „Nikolai Wtoroi“ wie auf einer Insel, von der wir nicht mehr fort müßten. Wir haben freilich noch viel gesehen. Die Trümmer alter Weltherrschaften; die Rätsel einstiger Kultur; heilige Stätten, an denen uns noch heute ein Schauer überfliegt; fabelhafte Königsgräber, entehrt durch den unsagbaren Schmutz des Tages; träumende Inseln in der Ferne; heiße, dürre Landschaften, die des erlösenden Pfluges harren; die feuchte braune Fruchtbarkeit der Nilufer und die hold in einem Dunst verdämmernden Perspektiven der Ebene von Ägypten, das wie ein Holland des Ostens ist; und die gelbe Wüste und das weinfarbige oder blaue Meer, das ägäische, das jonische, das tyrrhenische Meer. Epische Ufer. Unser Weg führte uns an Orten vorbei, die ungeheure Namen haben: Athen, Jerusalem und Rom, die Metropolen der Schönheit, des Glaubens und des Rechtes. Dennoch haben sich die Tage vom „Nikolai Wtoroi“ in der Erinnerung nicht verwischt. Es muß also etwas Eigenes und Starkes in ihnen

gewesen sein. Was ist der Zweck im Glauben, der Zweck im Recht, der — von Törichten geleugnete — Zweck in der künstlerischen Schönheit? Doch nur das Ersteigen höherer Stufen der Gesittung. Diesem Zweck dient jetzt unser Verkehr. Darum wird einem jetzigen Menschen der Suezkanal vielleicht mehr sagen als alle Denkmäler des Altertums. Bei Port-Said sahen wir diesen Wasserstreifen, den der Wille eines Mannes in die Wüste gelegt hat, durch den ein Weltteil wie Afrika zur Insel wurde. Und was bei Port-Said nur ein schimmernder Strich nach der Unendlichkeit gezogen ist, fast über das sinnliche Begreifen hinaus — das war liebenswürdiges Leben im Hahnenschrei, im Kinderlallen, in den Gebeten der Moslemin, im Geplauder der Franzosen, in den dunklen Volksliedern, im freundlichen Durcheinander aller Sprachen und im Stampfen der Maschine auf dem „Nikolai Wtoroi".

(1898.)

Der Brünner Markt

Nach Brünn fährt man eigentlich nicht mit dem Gedanken, eine Reiseschilderung zu entwerfen. Die meisten Europäer, welche nicht der Tuchbranche angehören, denken sich bei der Nennung dieses Stadtnamens gar nichts. Wenn eine weitere Reise sie im Waggon vorbeiführt, sehen sie ohne Neugierde Brünn auftauchen und sehen es ohne Bedauern verschwinden. Es liegt in der flachen fruchtbaren Landschaft als ein unbedeutendes Ereignis. Wenn man schon viel davon weiß, ist es eine blasse Erinnerung an etliche Unglücksfälle der Geschichte: Mord, Brand, Belagerung, Schweden, Hussiten, Franzosen, Preußen. Dann der Name der Festung: der Spielberg, verbunden mit einigen dumpf gruseligen Vorstellungen, Silvio Pellico „I miei prigioni". Endlich Tuch, Tuch, nichts als Tuch. Rollen, Ballen, Berge von Tuch. Das ist ungefähr der ganze Komplex lebloser Vorstellungen, die wir uns von Brünn machen.

Wohl weiß ich, daß in Brünn noch anderes vorgegangen ist und vorgeht, das heißt, ich weiß es jetzt, nachdem ich zwei kleine Bücher über die mährische Hauptstadt gelesen habe. In dem einen klagt der Lokalpatriot und Verfasser, daß ein „Führer an der Kaiser Ferdinands-Nordbahn" noch vor einem Jahrzehnt berichtet habe: „In den Straßen von Brünn sitzen die Weiber, die Tabakspfeifen im Munde, und verhökern dies und das." Der Lokalpatriot sollte sich darüber nicht beschweren. Die malerische Einzelheit, die dem flüchtig

Durchreisenden auffällt, ist immer wahr und genau. Sie ist nur, natürlich, aus einem anderen Auge gesehen. Diese Schilderung will auch gar nicht von den Einheimischen als richtig bestätigt werden, sie ist es für die Fremden. Das ist die Poesie des Reisens, und ginge es nach einem armen Dorf, man sieht Gewöhnliches neu an.

Brünn! Am Bahnhof, den wir verlassen, liegt plötzlich die Stadt. Ohne Übergänge, ohne einleitende Vorstädte ist man sofort im Mittelpunkte des Verkehrs. Was der eine Reiseführer sagt: „das Auf- und Abwogen großer Menschenmassen nimmt den Tag über kein Ende," ist freilich eine freundschaftliche Übertreibung. Das Wogen der Menschenmassen wird von einigen schwach beschäftigten Personen besorgt, wie die Volksszenen auf kleineren Theatern. Dieselben Leute tauchen immer wieder auf. Nach zwei Stunden hat man eine Anzahl von Gestalten bemerkt, die man beinahe schon kennt, wie wenn man sie zwei Monate, zwei Jahre oder ein Leben lang in immer gleicher Entfernung vor sich gesehen hätte, nämlich nur als Bekannte von der Straße. Es ist eine hübsche Stimmung der Provinz. Zwei, drei Mietwagen, welche allenfalls über das holperige Pflaster zu rumpeln fähig wären, stehen ruhig beim Bahnhof. Aber an der Biegung der Ferdinandsgasse, wo zum unverhohlenen Erstaunen mehrerer Zuschauer soeben ein Neubau aufgeführt und ein großer Stein in die Höhe gezogen wird, an dieser Biegung staut sich jetzt ein Wagen. Denn aus dem Innern der Stadt nähert sich ein anderer Wagen, und die Gefahr ist groß, daß sie zusammenstoßen. Zum Glück steht ein Sicherheitswachmann an der Ecke. Mit raschem Blick hat er die drohende Verkehrsschwierigkeit erkannt, er winkt dem einen Kutscher, zu halten, dem andern, zu fahren. Bald ist jede Angst geschwunden, wir atmen auf.

Wir gehen weiter, mit guten Freunden, durch die still

anmutende Stadt. Auf dem Glacis entwickelt sich der Abendspaziergang. Alles eng, klein und ganz behaglich. Leute, die einander offenbar schon auswendig wissen, werden hier wohl nicht müde, sich gegenseitig Tag für Tag anzugucken. Und bei manchen ist es begreiflich. Man sieht hübsche Frauen, nicht übertrieben geputzt, und junge Mädchen, welche gegenwärtig die alte Aufgabe besorgen, Jünglinge träumen zu machen, so daß der Hauch dieses Frühlingsabends als etwas Unvergeßbares dauern wird. Wie sie einander gefallen wollen und auch gefallen, das ist wie ein Lustspiel anzuschauen, in dem Liebe, nichts als Liebe vorkommt. Und wirklich, wenn man den Frühling und die jungen Mädchen auf dem Glacis erblickt, möchte man mit einem versöhnten Lächeln zugestehen, daß es nichts Wichtigeres gebe, als diese Träumereien und niedlichen Täuschungen.

Auf dem Wege nach dem Spielberge geht vor uns ein großer, kräftiger Mann. Wir sehen nur seinen breiten Rücken, das ergraute Haar unter dem braunen Hut und den schwerfälligen Gang des vom Leben bereits Ermüdeten. Er tritt in ein Kaffeehaus wie der erstbeste Spießbürger, der sein Tagewerk getan hat. Aber das ist kein friedlicher Mensch, er sinnt auf eine große Umwälzung, gegen die alle Schwedenbelagerungen und Hussitenkriege ein Kinderspiel sind. Er beschäftigt sich neben seinem Lehramt ernsthaft mit dem Rätsel der Flugtechnik. Der Dädalos von Brünn ist Professor an der Technik. Wahrscheinlich wird auch sein Leben, dem er einen so schönen, tragischen Inhalt gibt, ohne Gelingen vergehen, aber sein Traum ist nicht banal. Und denken wir uns einen Augenblick, er fände, was er sucht. Nicht er allein würde berühmt werden, für seinen Ruhm gäbe es ja keine genügende Worte; diese Stadt, durch die sein Fuß geschritten, die ganze Landschaft würde historisch werden. Die Reisenden im Eilzuge müßten bei Brünn nicht mehr an

Franzosen- und Preußenmärsche, an die prigioni des Spielberges und an Tuch denken, sondern nur an die Flugmaschine. Das heißt, es gäbe ja keine Eilzüge mehr.

Wir sitzen auf der Aussichtshöhe des Spielberges in nachdenklichem Geplauder. Die jenseitigen Hügel verwischen sich schon in der Dämmerung. Im Tale ruht die Stadt mit den vielen Schloten, eingehüllt in einen leichten Dampf, und bei diesem Anblick wird man plötzlich traurig. Die Arbeiter gehen jetzt erschöpft nach Hause. Die Abende der Fabriksstädte sind eigentümlich umflort.

Aber der Morgen darauf ist wieder hell. Die Leute beziehen ihre Posten im Kampf ums Brot. Was ist das für eine wunderbare Spannung, ob es heute wohl Brot geben werde. Welche Inbrunst steckt in dem Wort: Unser tägliches Brot gib uns heute! Mehr als ein physisches, auch ein psychisches Bedürfnis spricht sich darin aus. Das kennen die Reichen nicht. Hoffnung und Angst sind das Salz auf dem täglichen Brot. Ah, wenn dieses ungewisse Stück Brot erworben ist, wie schmeckt es herrlich! Arme Leute, die nicht etwa betteln, sondern erwerben, muß man essen sehen; da lernt man viel. Sie kauen mit Genugtuung, jeder Bissen ist ein Triumph.

Dieser Kampf ums Brot läßt sich auf Märkten gut beobachten. Da hat er etwas Dramatisches. Man muß wirklich in eine Stadt ohne Sehenswürdigkeiten kommen, um bei solchen Dingen stehen zu bleiben, denn diese sind ja überall zu finden. Aber für den Markt unseres Alltags haben wir daheim keine Zeit und keine Augen. In Brünn gibt es in den Morgenstunden auf dem Kapuzinerplatze einen Markt alten Gebäcks. Man sieht vor der Kirche in langer Reihe die Gehilfen der Bäcker stehen. Auf der Erde flache Körbe, in denen die übriggebliebenen Brötchen vom gestrigen Tage liegen. Ärmliche Hausfrauen kommen, betasten mit Sorgfalt

Stück um Stück, lassen es knacken, und bis sie den Handel abschließen, ist alles wohl überlegt. Ein solches Brötchen wird von vielen Händen befühlt und gedrückt, bevor es in einen Mund gesteckt wird. Die Bäckerbursche haben gegen diese umständliche, nicht gerade reinliche Untersuchung der Ware nichts einzuwenden. Einer hat den stärksten Zulauf, sein Korb ist schon leer, weil er einundzwanzig alte Brötchen für zehn Kreuzer gibt, die andern geben nur zwanzig. Die andern stehen wohl in einem Kartell und halten den Preis. Der Kartellbrecher, ein rothaariger Bursche, lacht sie aus, und sie schielen verdrossen nach ihm hin. Es liegen Prügel in der Luft. Verkäufer und Käuferinnen prüfen beim Zahlen jeden Kreuzer mit unendlichem Mißtrauen, sie scheinen voneinander keine übertrieben günstige Meinung zu haben. Eine Frau, die ein Kind an der Hand führt, hat einige Brote in ihr Körbchen gesteckt und sagt: „Fünf Stück.“ Der Bursche kümmert sich nicht um die Angabe, zählt selbst noch einmal in ihrem Körbchen nach und bemerkt ohne Vorwurf: „Sechs!“ Da tut sie sehr überrascht und spielt mit lebhaften Mienen eine Komödie der Verwunderung, wie dieses sechste Stück sich nur in das Körbchen habe verirren können, es sei geradezu unerklärlich. Und das alles um einen halben Kreuzer. Aber blickt man in die verhärmten, frühverblühten Züge der Betrügerin, sieht man das dürftige Kind, das sie fest an der Hand hält, so erscheint sie weder verächtlich noch lächerlich. Sie ist vielleicht die Heldin einer Beamten-Misere, vielleicht eine Witwe. Um dieses sündhafte sechste Brötchen mag ein kleiner Mund gebetet haben: Unser tägliches Brot gib uns heute!

Lustiger geht es nebenan auf dem Krautmarkte zu. Das ist ein weiter, bergig ansteigender Platz. In der Mitte steht seit zweihundert Jahren ein sehr barocker Brunnen, ein geschmacklos künstlicher Felsen mit einem Herkules, der nicht

müde wird, irgendein Ungetüm zu erschlagen. Und seit zweihundert Jahren hat wohl noch keine der Obstfrauen auf dem Krautmarkte den Herkules auch nur eines Blickes gewürdigt. Jetzt ist der Platz im Lichte dieses Frühlingsmorgens reizend anzuschauen. Das zarte Grün der Gemüse bedeckt ihn ganz und gar. Das Treiben der Käufer ist lebhaft. Die Verkäuferinnen sind wohlgemut, und doch erzählen ihre Gesichter, hartfaltig wie Leder, daß es ihnen nicht leicht wird, das bißchen Leben herauszubringen. Da sitzt eine plauderhafte Seifenhändlerin, der man stundenlang zuhören könnte, wie sie mit ihren Kunden spricht. Sie nimmt ein ungeheucheltes Interesse an allen Familienangelegenheiten und gibt wertvolle Ratschläge, indes sie mit steifen Fingern für drei Kreuzer Stärke in Papier einwickelt. Und die Bemerkungen dieser alten Frau sind ebenso gescheit, nur viel wohlwollender als die, welche man in den Salons zu hören bekommt, wo sich ja auch alles um die Personalnachrichten dreht. Diese Alte redet gemächlich, denn sie hat feste Preise. Aber an den Gemüseständen geht es heißer zu, dort wird gefeilscht, mit List und Gewalt gekämpft. Die Käuferinnen tun, als ob sie dieses Häufchen Erbsen nicht haben müßten, die Verkäuferinnen, als ob sie sich davon nicht trennen könnten. Was wird an Schlauheit, Überredungskünsten, Finten und Schlichen aufgeboten, bis ein solcher geringer Handel fertig wird! Man hält gewöhnlich das Kleine für einfacher, als es ist.

Da streitet eine Obstfrau mit einer Bäuerin um ein bißchen Spinat, Erbsen und Rüben. Beide sind sehr erbittert, und endlich werden sie handelseins. Und beim Auszahlen zeigt es sich, daß der epische Kampf um einen Kaufpreis von etlichen Kreuzern ging. Die Ersteherin lädt sich das Bündel auf ihre schon schwere Butte und humpelt mit einem vergnügten Grinsen von dannen. Die Hökerin aber gibt Aus-

kunft auf die Frage, ob dieses arme Weib die Ware weiter verkaufe. Ja, sie gehe damit über Land, in Dörfer, die drei Meilen von hier sind; dort habe man keine solchen Gemüse, und tausche mit ihr. So bekomme sie andere Lebensmittel dafür, und ihr Gewinn betrage im ganzen etwa zehn Kreuzer. Für zehn Kreuzer schleppt sie also die Butte drei Meilen weit, und sie war froh, als sie diesen Kauf abschließen konnte, der nur ein Teil des Geschäftes ist, denn auf den Bauernhöfen in jenem Dorfe erwarten sie wohl neue Kämpfe, wenn sie wieder verkaufen oder tauschen soll.

Um zehn Kreuzer! Die Gemüsehändlerin nickt mitleidig und meint, daß dieses Weib noch ärmer sei als sie selbst. Sie verdiene hier doch täglich zwischen zwanzig und dreißig Kreuzern und müsse nicht so weit gehen. Mittags könne sie nach Hause, um für Mann und Kinder zu kochen, für die fünf Mäuler, die gefüttert werden wollen. Das Leben sei just nicht leicht, man sei wie die Henne, die auch auf dem Boden herumkratzt, bis sie ein Körnchen findet.

Und da verstehen wir die Größe der jammervollen Kämpfe, auf diesem armen, sonnbeglänzten Gemüsemarkt, verstehen auch, warum sie mit solcher Härte um die halben Kreuzer ringen. Das Erschütterndste an diesen Kämpfen ist ihre Bewußtlosigkeit. Die Gemüsefrau am unteren Ende des Marktes weiß nicht, was am oberen Ende vorgeht. Dort wird vielleicht eben jetzt das Grünzeug zu schlechterem Preise auf den Markt geworfen. Die pfiffigen Hausfrauen, die herumschnüffeln, decken sich dort, und die Gemüsefrau da unten wartet verstörten Blickes auf die fortgezogenen Käufer. Der Vorrat bleibt ihr und muß verderben, wenn sie nicht im letzten Augenblicke jedes Angebot erschrocken annimmt. So gerät man ein bißchen tiefer in die Armut, und das tägliche Brot wird dünner zugeschnitten, dünner. Und sie müßten doch nur ein wenig Überblick haben, nur so viel,

um den Platz zu überschauen, auf dem ihr Leben sich abspielt. Sie brauchten nicht so hoch zu steigen, wie es der Flugschiffer von Brünn möchte. Schon in mäßiger Höhe, etwa in der des barocken Herkules auf dem Brunnen, ließe sich der Zug und Wechsel des Marktes erkennen. Aber sie bleiben hilflos in ihrer Niederung, und darum ist diese Schlacht ums Brot so verworren und erbittert. Um jeden halben Kreuzer wird heiß gekämpft.

Und die Stadt selber wird uns nun verständlich, das Ragen der Schlote gerade in dieser Gegend erklärt sich. Die industrielle Macht entstand auf dem Grunde billiger Löhne, mindestens waren sie einer der Gründe. Den Webstuhl trat vor dem mechanischen Zeitalter der Mensch, und wenn die Industrie gedeihen sollte, durfte der Mensch nicht viel kosten, gleich diesem Weib, das mit der Butte so beladen weit über Land geht. Die Industrie hat aber doch die Armen nicht ärmer gemacht, als sie waren. Die Löhne, die man auf den adeligen Gütern zahlt, sind viel geringer, viel hungriger als die der Fabriken. Sonst wären ja die Feldarbeiter nicht ungezwungen herbeigeströmt und wären nicht dageblieben. Da sind sie nicht in rosige Zustände geraten, aber waren die früheren wirklich besser? Haben sie nicht manches kennen gelernt, was ihnen ehedem unzugänglich war, unter anderem ihre eigene organisierbare Macht? Sind sie nicht bei allem Elend gewachsen, namentlich in der Intelligenz? Werden sie nicht größerer Genüsse teilhaftig, als je zuvor, dank derselben Massenproduktion, durch die sie anderen dienen, aber auch sich selbst? Sie standen früher unter der gutsherrlichen Macht, die wuchs, ohne sich zu rühren, die gewann, ohne etwas zu wagen; sie stehen jetzt unter einer beweglicheren, aber auch gebrechlicheren und vergänglicheren Macht.

Die Tuchmacher von Brünn sind es wert, daß man sie betrachte. Auf der „Zeile“ steht Fabrik an Fabrik. In die

erstbeste treten wir ein. Der Eigentümer ist freundlich genug, alles zu zeigen, freimütig genug, die Lage seiner Industrie zu besprechen. Eben ist die Arbeit unterbrochen worden, die Mädchen ziehen ab, die Webstühle ruhen. In der Halle stehen sechzig mechanische Stühle, darauf halbfertige Rollen Tuches aller Art. Die Webstühle mit ihrem Antrieb, ihren Schiffchen, Kette und Eintrag, das Klischee der Muster, der Gang der Fabrikation, vom rohen Garn, das geleimt wird, bis zur Wäsche des fertigen Tuches, bei der eine unnennbare, an Abfallsorten gesammelte Flüssigkeit verwendet wird — das alles ist bald erklärt. Aber merkwürdiger als die Erzeugung ist die Geschichte des Brünner Tuches und der Kampf ums Brot, den sie ergreifend darstellt. Die josefinischen Industrieanregungen bereiteten den Aufschwung der Brünner Weberei vor. Tuchmacher kamen vom Rhein in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hieher. Die Bahnzeit begann. Die Brünner Weber wurden groß, nämlich die Fabrikanten, und durch den mechanischen Webstuhl, der sich dem Arbeiter aufs Genick setzte, wurden sie noch größer. Brünner Tuch ging in die ganze Welt hinaus, bis sich die einen Exportländer emanzipierten und die anderen durch Zollkriege, überlegene Konkurrenz oder Sünden einer sorgloseren Fabrikation verloren gingen. Und die Maschine zerstörte die Maschine, die von heute die gestrige, bevor die gestrige noch amortisiert war. Sie bauen jetzt Doppelstühle und setzen die Fabriken in Gegenden, wo die Arbeitskraft noch hungriger ist, und größere Kapitalien, die sich mit geringeren Zinsen begnügen können, zerstören die kleineren. Es ist wie die Schilderung einer Schlacht: die Tuchmacher von Nordböhmen gegen die von Mähren. Und was darin Versäumnis oder Mißverständnis war, läßt sich nimmer wieder gutmachen. Und die Unternehmer mit ihren großen Fabriksanlagen und teuren Webstühlen und sinnreichen Berechnungen

der Weltbedürfnisse, der Tarife, der Exportverhältnisse und mit ihren kühnen Rohstoffspekulationen stehen in diesem Gigantenkampf ums Brot nicht anders da, als jenes Marktweib, nicht anders als die Henne, welche den Boden kratzt. Da wie dort die gleiche ergreifende Bewußtlosigkeit, die Unfähigkeit, auch nur den Platz zu überschauen, auf dem sich das eigene Leben abspielt. Und dennoch mögen sie verächtlich oder mitleidig über die verrückten Leute lächeln, die sich mit neuen Mitteln über die Enge erheben wollen.

(1897.)

N a u h e i m

Es ist wie die Frage bei Leichenbegängnissen: Was wohl trauriger sei — ein Begräbnis bei schönem oder schlechtem Wetter. Empfindsame Leute meinen, bei schönem Wetter wäre das Todsein doch noch viel schrecklicher. Aber sie bedenken nicht, daß der stille Menschenleib, der eben in seinem letzten Schrein der ungetrübten und auch unendlichen Ruhe entgegenkollert, keine Beziehung mehr hat zu gut und böser Witterung. So gibt es Leute, die fragen, was wohl für einen hoffnungslos Kranken trauriger sei: Der Heilungsversuch an einem liebenswürdigen oder an einem unfreundlichen Ort? Und auch da sagen die Empfindsamen, es wäre trauriger, in einer lieblichen Gegend von der Gewohnheit des Atmens Abschied zu nehmen. Warum? Wenn ein Leben, das nicht ohne Kampf und Schwierigkeiten war, seinem Ende zufließt, so ist die Begleitung eines angenehmen Abendscheines eher tröstlich. Eine hoffnungslose Krankheit ist ja nichts anderes, als Alter vor der Zeit. Das Aufhören des Daseins mit all seiner Lust und Kümmernis erscheint als eine nähere Möglichkeit vor Augen, die sich schließen wollen. Wer schon viel gelebt oder gelitten hat — beides ist gleich — dem kommt ein Abschied von allem nicht notwendig als das Bitterste vor. Der Scheidende wird vielmehr die letzten rosenroten Täuschungen des Sonnenunterganges mit Heiterkeit betrachten und nach keinem andern Tage verlangen, da er diesen schwindenden gründlich kennen gelernt hat.

Von solchen friedvollen Gedanken wird man öfters befallen, wenn man in Nauheim weilt, das ein Kurort für kranke Herzen ist. Werden sie auch geheilt? Die Frage ist von so vielen Illusionen umgeben wie das Leben selbst. Aber daß es bei manchen Leidenden Illusionen dieser wunderschönen Art zu erwecken vermag, das ist schon einer der großen Vorzüge von Nauheim. Im Geschmacke einer andern literarischen Zeit könnte man eine Abhandlung über das neue Modebad vielleicht betiteln: „Nauheim oder die letzten Illusionen.“ Damit sollen keineswegs die Wirkungen der kohlensauren Thermalsole, die hier aus der Erde sprudelt, geleugnet werden. Von Ärzten, die nicht in Nauheim praktizieren, hört man freilich ab und zu verschiedene Ansichten. Dieses Bad wird manchmal mit dem neidischen Hohne besprochen, der die Strafe, die nicht unerträgliche Strafe der Emporgekommenen ist. Der Ruf von Nauheim ist ja seit einigen Jahren in raschestem Wachstum begriffen, und Leute mit kranken Herzen kommen aus aller Herren Länder hieher. Eine Wirkung in die Ferne ist somit unter allen Umständen vorhanden, und welche Stärkung schon das Erhoffen einer Genesung für ein allzu unruhiges oder schwaches Herz bedeuten mag, das können wir Unkundigen doch nur ahnen. So ist unsere Meinung, daß Nauheim ein Ort guter Illusionen sei, durchaus keine absprecherische. Umso besser, wenn auch noch eine wirklich quellende Heilkraft hinzukommt, wie die Nauheimer Ärzte auf Grund ihrer Erfahrungen stark behaupten.

In dem Bilde dieses neuen Bades, das erst seit wenigen Jahrzehnten besteht und erst seit einigen Jahren berühmt ist, läßt sich ein mystischer Zug unschwer entdecken. Zwar gibt es Analysen und Berechnungen die Fülle, die Kohlensäure-, die thermale und die Solenwirkung wird wissenschaftlich zergliedert, in merkwürdigen Perzentsätzen ausgeführt und

auf noch andere unanschauliche Arten dargestellt in den medizinischen Schriften, die jeder bessere Herzkranke liest. Doch aus alledem ergibt sich kein Erkennen, sondern nur ein Glauben. Wer menschliche Dinge verstehen will, der wird und darf diesen Zug nicht übersehen. Es ist eine Sehnsucht, zu glauben, in dem geschwächten oder kranken Geschöpf und der Nauheim-Pilger, der in medizinischen Schriften nach wundersamen Heilungen späht, befriedigt die große Sehnsucht wohl auf eine andere Weise, als der Patient von Wallfahrtsorten; doch im tiefen Grund ist es die gleiche Regung. Ignorabimus! Das und das Kredo, zu dem es hinüberleitet, liest man hier auf manchen Gesichtern. Wo nur haben wir schon solche Gesichter wahrgenommen, wo diese feinen harten Furchen des Leidens, die wie von einem Griffel in gebliches Wachs gezogen sind? Und dazu diesen eigentümlich bangen, verschämten Augenaufschlag der Hoffnung? Wo? In Lourdes in den Pyrenäen. Ein Sommertag von einst wallt in der Erinnerung herauf. So saßen jene Bleichen,Schmerzensreichen in ihren Krankenstühlen vor der Tür des Quellenbades und harrten ergeben auf das Wunder der Genesung. Indessen seufzen andere aus ihres Herzens Grund. Aber dort in Lourdes bebten auch Sänge und Gebete durch die Luft und der Gang zwischen den dichtbelaubten Bäumen verwandelte sich durch all die Andacht in das Schiff eines märchenhaften Domes. Das hochgestimmte Flehen der Menge stieg in Chören auf und verlor sich oben im grünen Blätterdach... Das alles gibt es in Nauheim nicht und doch ist eine große Ähnlichkeit der Stimmungen vorhanden. Die wunderbaren Orte entstehen aus der Sehnsucht der Leidenden und ist nur irgendein Anhalt geboten, so ranken sich üppigst Legenden darum, trostreiche Legenden. „Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken, der jetzo tanzt auf dem Seil.“

So stolz wie Lourdes ist freilich das hessische Wunder-

bad nicht gelegen. Kein Hintergrund von Pyrenäen, kein schöner Gave, der hindurch flösse. Als Wasserader dient nur das Haarröhrchen der Usa und dieses Wässerlein ist so geringfügig, daß man es für einen vollgeregneten Straßengraben hält, wenn man es zum Beispiel auf dem Wege nach Friedberg trifft. An Höhenzügen besitzt Nauheim nur den Johannisberg, der ein lieber kleiner Berg ist, sozusagen ein Familienberg, ein Berg für blumenpflückende artige Kinder. Es ist eine stille Stadt und Landschaft; man kennt sie nach einer Stunde so genau, wie wenn man zwanzig Jahre da gewohnt hätte. Nichts Aufregendes ringsum. Friede! Das ist der erste Eindruck, wenn man vom Bahnhof an den hübschen Villen vorbei die Parkstraße hinauffährt und es ist auch der letzte Eindruck, wenn man das gute Städtchen wieder verläßt, um traurig in den Lärm des Lebens zurückzukehren.

Nicht viel ist von den Gassen und Plätzen Nauheims zu sagen. Es ist eine geschichtslose, junge Stadt, obwohl dieser Fleck wetterauischer Erde vielerlei welthistorische Tumulte gesehen hat. Als ein Dorf bestand Nauheim (das neu' Heim) von den ältesten Zeiten her. Es wurde schon in römischen Tagen am Fuße des Johannisberges Salz gesotten. Funde aus altgermanischer, römischer und fränkischer Zeit erzählen von alten Schicksalen dieser Gegend. Es gibt ein paar Chroniken von Nauheim, aus denen die mannigfaltigsten Begebenheiten ersehen werden können. Oftmals hat der Krieg die Wetterau als das böseste aller Wetter durchrast. Die ganze Geschichte Deutschlands läßt sich wie an einem Rosenkranz abfingern in der Chronik dieses Dorfes. Nauheim lag immer an der großen Heerstraße der Historie, wie klein der Ort auch war. Wie oft hat Nauheim nur den Besitzer wechseln müssen, durch wie viele deutsche und fremde Hände ist es gegangen. Aber aus der einfachen Chronik von Nauheim steigt ein leiser Duft von Spott und Melancholie

auf. Wo sind sie, diese ritterlichen Herren und Grafen, die einander die Ortschaften abkauften oder raubten, vererbten oder versetzten? Die Hände der Besitzer sind verdorrt, ihre Geschlechter sind erloschen und Nauheim blüht noch in der Wetterau. Es hat, vielleicht weil es ein so geringes Dorf war, die Schweden, Spanier und Franzosen überdauert, indes andere Orte in der Umgegend gänzlich untergegangen sind.

Nauheim sollte leben bleiben. Seine besondere Geschichte begann erst, als die allgemeine der Wetterau schon zu Ende war. Die Saline von Nauheim gab schon an die zweitausend Jährchen — das spricht sich so — ihr Salz her und noch wußte niemand, was dieses Wasser sonst an Kostbarem enthielt. Die Entdeckung geschah durch einen bureaukratischen Zufall. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts kam der Ober-Steuerdirektor Meisterlin, beinahe Exzellenz, aus Kassel nach Nauheim, um das Salzwerk zu besichtigen. Am Tische des Salinenverwalters hatte jemand den Einfall, zu sagen, daß man in der Sole baden könne. Herr Meisterlin griff den Gedanken auf und gleich ließ er sich auch im Knappschaftshause ein Bad bereiten, das ihm gar wohl behagte. Kurz und gut, er ging nach Kassel zurück und bewog seinen Kurfürsten, in Nauheim ein Solbad einrichten zu lassen. Die Kosten waren nicht unbedeutend: ganze fünfzehntausend Gulden mußten für Landkauf, Bau des Badehauses und Anlage der Gärten aufgewendet werden. Aber Herr Meisterlin, der bald nach seiner Rückkehr Ministerialdirektor wurde, noch näher zur Exzellenz, war ein kühn ausblickender Finanzkünstler in der Kleinstaaterei. Er machte Nauheim zum Bade. In den Jahren nach 1835 wurde weiter nach Quellen im Erdboden gesucht; doch gelang es nicht, größere Adern zu erbohren. Der siebente Bohrversuch erfolgte 1838 und wurde nach drei Jahren aufgegeben, weil keine Hoffnung blieb, eine reichere Sole zu finden. Der Schacht, den sie den Siebener

nannten, wurde mit einem Lager von Balken und Erde zugedeckt und niemand dachte mehr an diese verlorene Arbeit. Fünf Jahre vergingen. Da, in einer Nacht, im Dezember 1846, brach der verschüttete Schacht von selbst auf und was da wie ein Geiser aus der Erde sprang, das war der bisher unbekannte Schatz Nauheims, der Sprudel.

Um den Schatz gänzlich zu heben, bedurfte es freilich noch mancher fiskalischen Künste. Um ein Weltbad aus Nauheim zu machen, brauchte man mehr als die fünfzehntausend baren Gulden des ausgezeichneten Herrn Meisterlin. Die Regierung half sich und der leidenden Menschheit durch die Verleihung einer Spielpacht. Die Pächter mußten die schmucken modernen Anlagen herrichten, das Kurhaus, den herrlichen Park, die ganze duftende Pracht, die jetzt eine solche Freude für die kranken Gäste ist. Das Grün dieser weiten englischen Wiesen, der Bäume und Sträucher ist vom grünen Spieltisch ausgeflossen. Im neuerstandenen Reiche wurde die Spielbefugnis zurückgezogen, aber der Park war nun einmal da und er ist geblieben. Er ist sogar viel schöner geworden, seit sich der Schwarm aufgeregter Glücksjäger verlaufen hat.

Heute kann man sich kaum mehr vorstellen, daß hier jemals die wildesten Leidenschaften geduldet waren. Ruhe ist zur ersten Pflicht erhoben worden, mehr noch als weiland im guten alten Polizeistaate. Was alles für die Ruhe getan wird, ist ungemein erstaunlich. In der Nähe der Badehäuser müssen die Wagen im Schritt fahren und überall bei Nacht. Das Rasseln der Räder könnte die Kurgäste erschrecken. Man tritt unwillkürlich leiser auf, man dämpft die Stimme und ein Ton zartester Rücksicht auf den Nebenmenschen herrscht. Wenn es außerhalb Nauheims auch so zuginge, wäre es manchem vielleicht erspart geblieben, hieherzukommen. Ja, Nauheim ist das richtige Bad für unsere Tage, in denen es allzu stürmisch und lärmend hergeht, so daß

die Herzen vorschnell ermüden und ihre Arbeit zu versagen drohen. Herr Meisterlin konnte in seiner biederen Kleinstaaterei gar nicht ahnen, wie nützlich seine Entdeckung war. Er dachte, wenn es hoch kam, wohl nur an Badegäste aus Münzenberg oder Friedberg oder Kassel. In jenem Jahre 1834 gab es ja noch nirgends in der Welt ein Fuhrwerk, das, vom Dampfe getrieben, auf eisernen Schienen gelaufen wäre. Erst im folgenden Jahre begann das, was wir immer deutlicher als den Anbruch einer ganz verschiedenen Zeit erkennen. Und gerade, als der Sturm auf die Nerven der Menschen anfing, wurde in der wetterauischen Ebene das Heilmittel von Ahnungslosen vorbereitet. Jetzt kommt man aus dem fernen Frankfurt am Main in einer halben Stunde hieher und Leute, denen vor acht Tagen ein Arzt in der Stadt New-York in Nordamerika die hiesigen Bäder anriet, steigen heute in Nauheim aus dem Wagen. So weit reichte gewiß nicht einmal die Voraussicht des kurhessischen Staatsmannes Meisterlin, der doch kein beschränkter Kopf war.

Allerlei Gebrechen, heißt es, werden hier geheilt; namentlich die bisher für unheilbar gehaltenen des Herzens, für die es ehemals höchstens ein Kevlaar gab. Der Andrang der Hilfesuchenden wächst auch von Jahr zu Jahr, sowie die Legende von Nauheim sich in der weiten Welt verbreitet. Schon gibt es eine Menge Badehäuser, aber sie genügen nicht. Stunden und Stunden muß jeder auf sein Bad warten. Das geht so vom frühen Morgen bis in die Nacht. Manche unter diesen reizbaren Kranken regen sich vielleicht über die Maßen auf, wenn sie um ihre Nummer in der Reihe am Schalter kämpfen müssen und nachher durch das lange Harren entnervt werden.

Aber wie viel gibt es da in den Wartestunden zu sehen, wie viele Menschlichkeiten ziehen erschütternd und zuweilen komisch vorüber! Wohin sie gehen, ist klar. Un-

sern Weg. Doch woher mögen sie kommen, diese jungen und alten kranken Herzen? Angeborene und erworbene Gebrechen; Fehler, die mitgebracht und solche, die aus eigener Schuld oder Fahrlässigkeit oder aus gemeinem menschlichem Unglück entstanden sind. Alles so furchtbar interessant, ein Totentanz in der lieblichen kleinen Landschaft. Man möchte sie fragen: Wie bist du krank geworden? Und du? Und du? Was hast du deinem Herzen zugemutet oder was haben sie dir angetan? Kommst du von deiner Kunst oder deinem Amt, von Geschäften, Liebe oder Politik so zugerichtet hieher? Und sie verschwinden hinter dem Tor, sie steigen in die laue Sole, die den badenden Leib mit Perlen übersät. Dreifach soll die Wirkung sein, dreifach: Von der natürlichen Wärme, dem Salzreichtum und den kohlensauren Perlen des Wassers. Der Muskel, dessen rhythmische Bewegungen das Leben sind, soll durch diesen Brunnen gestärkt werden. Unser Laienskeptizismus sagt: Vielleicht! Die Ärzte sagen: Gewiß! Hätten sie doch recht!

Und wir Unwissenden, die wir uns kaum an das Schlagen eines Pulses, geschweige denn an das flüchtige Geheimnis des Lebens hinzutasten vermögen, wir können uns dabei eines Gedankens nicht erwehren. Gewiß! sagen die Herren Ärzte. Daß die Kur geholfen hat, meinen wir, das wird sich doch erst dann mit befriedigender Bestimmtheit behaupten lassen, wenn der Patient nachweislich an einer anderen Krankheit gestorben ist.

(1899.)

Die Reise nach Pest

Die Stadt heißt seit Jahr und Tag richtig Budapest; aber wer sie gern hat, weil er beispielsweise in ihr geboren wurde oder weil er hier einen ansehnlichen Teil seiner ersten Eseleien vollbrachte, der nennt sie noch immer Pest. Es ist Beschränkheit darin, wie in jeder Zuneigung.

Man fährt jetzt von Wien nach Pest mit dem Eilzug beiläufig in viereinhalb Stunden. Hat man jedoch keine Eile, so kann man viel schneller fahren: nämlich mit dem Schiff. Die Dauer dieser Reise ist im Fahrplan unrichtig angegeben; es heißt, sie währe von sieben Uhr früh bis halb acht am Abend. Das ist nicht wahr. Die Reise dauert, was die Träume dauern. Es kann ebensowohl eine Stunde wie eine Woche gewesen sein.

* * *

In Wien steigt man an der Weißgerberlände ein, und schon das ist äußerst merkwürdig. Ich glaube, ich war seit achtzehn Jahren nicht auf der Weißgerberlände. Daß ich auf diesem Schiffsstege so lange nicht war, das weiß ich ganz gewiß. Alles ist wie ehemals. Beim Einladen der Fahrgäste und Frachten geht es gemütlich zu. Es ist gleich erkennbar, daß wir lauter brave Leute sind, denen es auf ein paar Minuten nicht ankommt, und sollte nach dem Einziehen der Stege noch ein Verspäteter mit fliegender Halsbinde herankeuchen, so werden wir ihm nicht das Nachsehen lassen und ihn liebevoll herüberheben.

Mit uns fährt eine duftende Fracht: Blumenstöcke in großen Körben. Man stellt sie in das Zwischendeck, zu den ärmsten der Reisenden. Am Ufer gibt es indessen recht herzbrechende Auftritte des Abschiedes. Familienmitglieder reißen sich voneinander los. Da geht eines weit weg, in die Fremde, etwa nach dem entlegenen Preßburg oder gar nach dem unbekannten Gran. Den modernen Menschen erkennt man an seiner Vorstellung von den jetzigen Entfernungen. Phileas Fogg aus den achtzig Tagen um die Erde ist eigentlich schon vollkommen veraltet. Ich weiß nicht, wie der Rekord der Weltumsegelung augenblicklich steht, glaube aber, daß man in England und Amerika eine erheblich kürzere Zeit anbieten müßte, um einen Wettgegner zu bekommen.

Das also, was da mitfährt, ist nicht modern. Es sind lauter Menschen aus einer anderen Zeit, oder sie stellen wenigstens das Altväterische vor. Und damit beginnt gleich die reizende Stimmung dieser Fahrt. Das heißt: wir fahren noch nicht. Wir sind noch immer ganz fest an den Pflökken der Wiener Lände angeseilt. Nur die Gedanken sind schon fröhlich unterwegs.

Es ist ein wolkiger Morgen. Eine leichte Brise streicht über den Kanal. Am jenseitigen Ufer ziehen bosnische Soldaten stramm vorbei. Ein Dienstmädchen lehnt sich in noch nicht spezialisierter Liebe zum Fenster hinaus und blickt den Burschen nach. Ein solches Regiment bleibt wohl lange sichtbar in der Bevölkerung, durch die es gezogen. Das läßt sich geradezu berechnen.

Ein Glockenzeichen. Es wird Ernst. Am Ufer ein Spiel mit weißen Tüchern, die bald an die Augen gedrückt werden und bald den Abschied flattern. Ein paar arme Weiber stehen dort und haben ganz rotgeweinte Gesichter. Und vielleicht ahnen sie recht. Die, von der sie sich trennen, ein

junges Ding, geht vielleicht in das Elend hinaus. Wenn das Wehen ihres Tuches hinter jener Wasserkrümmung verschwindet, wird man sie vielleicht nie mehr sehen, nie mehr, nie mehr. Tragischer kleiner Fall, unzählig wiederkehrend, und dadurch groß.

* * *

Die ersten fünf Minuten fahren wir in einer rechten Trübsal hin. Nur zwei Händler aus Ungarn beginnen ein Gespräch über Heu. Dieses Gespräch dauert dann ungeschwächt bis Komorn, wo der eine aussteigen muß; es hätte sonst wohl bis Pest ausgereicht. Heu ist ein unerschöpflicher Gegenstand, wenn man damit handelt.

Die erste Kajüte ist schwach besetzt. Die Leitung der Dampfschiffahrt kümmert sich offenbar nicht um die Psychologie der Menge. Das Prinzip ihres Wettbewerbes mit der Eisenbahn ist für die erste Kajüte falsch, wenn es auch für die zweite und das Zwischendeck richtig ist. Die zweite Klasse muß viel weniger kosten, als die entsprechende der Eisenbahn, aber die erste Klasse müßte viel teurer sein. Die Snobs wollen alles höher bezahlen, sonst glauben sie nicht daran, und mancher würde wohl nur errötend eingestehen, daß er mit dem Schiff gefahren sei, weil das um so viel billiger ist. Ja, wenn es ein erklärter Luxus wäre . . .

* * *

Bei der Reichsbrücke sind wir auf ein größeres Schiff umgestiegen. Es ist acht Uhr. Wir sind schon so lange gereist und weilen eigentlich noch in Wien.

Hinter Wien werden die Ufer ereignislos. Auen rechts und links. Niedrigeres Holz, das helle Grün der Büsche von einem Dunst überhaucht. Und so sehen die Ufer auch weiterhin auf dem größten Teile der Fahrt aus. Anfangs versteht man die leise Schönheit dieser eintönigen Gelände nicht. Allmählich wird man ergriffen. Die Stromwindung

schafft immer neue Bilder. Es ist eine weiche, schwermütige Landschaft, und am bewölkten Tage ruht ein blasser Ton darauf.

Ab und zu kommen wir an Stationen. Die Ortschaften liegen unsichtbar tiefer drin im Lande. Die Anlegestellen sind unsagbar ärmlich. Unser Kommen ist die erwartete und doch merkwürdige Begebenheit. Von unserem Bord fliegt die Leine mit der Holzbirne hinüber. Der Mann auf dem Stehschiffe weicht der sausenden Birne scheu aus, dann rafft er eilig das Seil auf und bindet unser Fahrzeug an. Die Balken knirschen. Gestalten des Flußufers tauchen auf. Fischer, Donaulotsen, der arme Stationschef, der wohl in den meisten Fällen nichts von seinem Glücke ahnt, hier in der schönen Stromwildnis hausen zu dürfen.

Wenn einzelne Mitreisende unser Boot verlassen, blikken wir ihnen dennoch erstaunt nach. Was mögen sie wohl in solcher Einöde zu tun haben? Und schon sind wir wieder draußen auf der Flußmitte. Die leere Station mit ihrem geringen Strandleben sinkt zurück, verblaßt. Der Steg schrumpft ein, die Wartehütte wird gleich einem Kinderspielzeug, und für die dort Verbliebenen muß unser Schiff jetzt auch etwas Feines, Zierliches, Fernes sein, das anmutig über den glitzernden Spiegel huscht.

Flußmühlen erscheinen häufig am Stromrande. Sie sehen gebrechlich und alt aus. Sie sind gewiß älter als diese hübsche Ruine von Theben, an der wir eben vorbeigefahren sind. Diese Mühlen liegen wohl seit vielen Jahrhunderten genau so auf dem gelben Wasser wie heute. Ich meine nur die Mühlenform, die einzelne Mühle wird natürlich erneuert, wenn das Holz verdorben ist. Aber seit die Äcker dieses flachen Landes bebaut werden, mögen die Mühlen sich kaum verändert haben. Höchstens kamen von Zeit zu Zeit leichte Verbesserungen vor, die damals ruhm-

volle und schwierige Taten des erfindenden Geistes wären und auch den Fluß hinauf, den Fluß hinab bekannt wurden. Wenn nun ein Jäger, Fischer oder Landmann aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert jetzt in diese Gegend zurückkehren könnte, in der er gelebt hat, so fände er wohl keine für sein Fassungsvermögen unverständlichen Dinge vor. Der Frühling, den er kannte, liegt auf den weichen Auen. Es sind viel mehr Äcker gepflegt als ehemals; offenbar sind schon lange keine Tataren im Lande gewesen. Der Fluß hat da und dort seine Ufer verschoben, aber das ist seine alte Gewohnheit; dieser Fluß ist ja veränderlich wie ein Weib oder wie ein Mann. Die Mühlen träumen still wie damals, wenn sie ihre Schaufeln nicht drehen müssen. Der Fluß und die Zeit rinnen an den Mühlen vorüber, und unser Mann aus der entlegenen Zeit wüßte gar nicht, wie viel Schlaf er sich aus den Augen gerieben hat.

Da jagt etwas Märchenhaftes über den Strom. Es sieht aus wie ein großes Schiff, aber es hat weder Ruder noch Segel, und dennoch fährt es stromauf oder stromab. Menschen leiten es nach ihrem Willen, und man erkennt die Kraft nicht, von der es getrieben wird. Das müßte den erwachten Alten sehr erschüttern. Denn seit die Menschen sich von ihrer Geschichte Rechenschaft zu geben versuchen, ist nichts Größeres vorgekommen.

* * *

Die Schiffsgesellschaft. In der ersten Klasse geht es beinahe nobel zu. Nur ist man weniger zurückhaltend wie auf einer Bahnfahrt. Es ist auch darin die Stimmung einer halbvergangenen Zeit, in der das Reisen noch nicht so gewöhnlich war wie jetzt. Eine solche Fahrt war Gelegenheit zu Abenteuern, Liebe, Freundschaft, unerwarteten Verbindungen.

Wir auf diesem Donauboote führen ein anderes Datum, ich denke etwa 1860. Im Mittelpunkt unseres Salonlebens steht eine schlanke, schwarzbraune junge Dame. Sie hat die heiße Anmut ungarischer Mädchen. Einige Herren werfen ihr Blicke zu. Für den Beobachter ist es gleich ein Vergnügen, zuzusehen, wie sich die Ritter bemerkbar machen. Ein Geschäftsreisender freundet sich mit mehreren an, um laut sprechen und seinen Witz leuchten lassen zu können. Er macht die Scherze für sie. Ein Jüngling versucht durch sein Monokel Aufsehen zu erregen und legt helle Handschuhe an, wodurch die ganze Fahrt einen eleganten Anstrich bekommt. Die gelben Handschuhe gelten ihr. Zwei Schweizer lernen beim gefälligen Steuermann einige ungarische Brocken, und weil sie sich dabei ungeschickt benehmen, lächelt die Schöne dankbar für die Zerstreuung. Und später setzt sie selbst den Unterricht des Steuermannes mit dem jüngeren Schweizer fort. Es sind niedliche Übergänge. Der Schlaue gewinnt sie durch seine Hilflosigkeit im Sprechen. Denn nichts ist den Frauen lieber, als wenn ihre Überlegenheit recht deutlich hervortritt. Dieser intelligente Schüler beeilt sich, von ihr Worte zu lernen, die, auf die Landschaft angewendet, unverfänglich sind, zum Beispiel: „Wunderschön, bezaubernd, entzückend!“ Die anderen Werber sehen es mit Eifersucht, und das führt zu allerlei Schachzügen, Streichen und Situationen, wie in einer Komödie. Der Steuermann hinten am Rad betrachtet dieses kleine Treiben mit einem philosophischen Schmunzeln. Das ist wohl auf jeder Fahrt so. Immer gibt es eine Liebeskönigin auf dieser schwimmenden Insel. Königin ist sie aber nicht, weil sie blond oder braun, sentimental oder schnippisch, schlank oder stattlich, klug oder einfältig ist, sondern weil sie sich auf einer Insel befindet.

Und schließlich werden alle froh sein, wenn sie einander wieder los werden. Die Königin herrscht nur einen Tag.

Anders nimmt sich die Marivaudage in der zweiten und dritten Klasse aus. Auf dem Vorderdeck plaudert eine Näherin mit einem Gesellen, den ich für einen Tapezierer oder Anstreicher halte. Sie gehen von der Literatur aus, und es ist lehrreich, ihnen ein Weilchen unbemerkt zuzuhören. Sie erzählen einander Geschichten, in denen Liebe vorkommt. „Ein Galeoto war das Buch.“

Im Zwischendeck aber schäkern junge Taglöhner mit Dienstmädchen, und da gibt es nicht viel Vorbereitungen. Die Unterschiede stecken nur in der Schnelligkeit des Näherkommens. Die feine Frau ist durch einen Ätherzauber geschützt. Dieser Äther ist ganz durchsichtig, ganz undurchdringlich, und sie kann ihn mit einem einzigen Blick um sich verbreiten.

* * *

Was es im Zwischendeck noch für Gestalten gibt. Man sieht viele „Wiener“. Das sind Bursche, die ein paar Jahre in Wien verbracht haben und jetzt heimkehren. Sie waren in dieser Stadt die letzten und ärmsten und haben nicht viel mehr kennen gelernt, als was auf dem Wege zur Arbeit zu sehen war. Es gab für sie höchstens noch die Traurigkeit der Sonntag-Nachmittage, wo man sich im Staub und Dunst volkstümlicher Unterhaltungen zusammenpfercht und abschwitzt. Und jetzt haben sie das alles satt. Sie wandern heimwärts. Doch unterwegs vollzieht sich in ihnen eine Veränderung. Sie, die bis jetzt Kleinstädter oder Dörfler waren und blieben, werden zu Wienern. Je weiter sie sich von der Hauptstadt entfernen, um so mehr gehören sie ihr an. Und sind sie erst wieder daheim im Dorf, so sind sie erfahrene Männer. Ruhmredig wird es von ihren Lippen fließen, und der alte Kreis, aus dem sie ohne Autorität schieden, wird ihnen mit unwillkürlicher Achtung lauschen

— wenigstens in der ersten Zeit, so lange sie noch den Fernenduft in ihren Kleidern haben.

Es gibt „Wiener“ der verschiedensten Stufen, und alle sind ergötzlich zu betrachten. Ein Wiener ist auch der Handlungsgehilfe, dessen Überrock mit einer zu hellen Seide gefüttert ist. Ein Wiener ist auch mancher, der draußen einige Erfolge hatte und sie bei der Heimkehr durchschimmern läßt. Dabei sind wieder etliche Abschattungen denkbar. Nicht übel lustig wirkt es, wenn einer „noch ganz der Alte geblieben ist“, weil auch das nur eine Affektation sein kann. Der Blumengarten unserer Narrheit ist so unerschöpflich an Arten, und es ist gar schwer, natürlich zu sein.

Das Zwischendeck weist noch andere gute Menschenmuster aus diesem gesegneten Lande Ungarn auf. Bauern mit braunen Gesichtern und hellerem dünnen Bart; zwischen den Augenbrauen haben sie die tiefe Falte der Hartnäckigkeit. Wie viel Willenskraft bietet solch ein Leben im schweigsamen Kampfe mit der Ackererde auf! Ernste, frühverwitterte Bäuerinnen sitzen auf der Kiste, die ihr Frachtgut enthält, als wären sie in einer Angst, es könnte ihnen auf der Fahrt abhanden kommen. In einem Winkel hocken einige Händler beisammen und erzählen einander mit leiser Stimme Geschäftskniffe. Sie tauschen ihre Erfahrungen behutsam aus und sind doch naiv bei aller Schlauheit, weil sie ja nicht wissen können, ob das nicht noch einmal zu verwenden wäre.

Ein Rudel Zigeuner kauert in der anderen Ecke. Sie sind übernächtig, ungewaschen, und ihre Zerlumptheit wird auffallend durch die einzelnen Stücke von Eleganz, die sie auf sich haben. Fünf oder sechs zusammen haben die Bestandteile einer einzigen ordentlichen Kleidung. Dieser hat den guten Hut. Jener besitzt die neuen Schuhe, die ihm übrigens zu eng sind, so daß er die ganze Zeit auf dem

Bauche liegt und die gequälten Füße in die Luft streckt. Er wagt es vielleicht aus Mißtrauen gegen seine Genossen nicht, die Schuhe auszuziehen. Der dritte trägt den ungeflickten Rock, der vierte die Hosen, die unten nicht abgestoßen sind, und der fünfte das zeigbare, wenn auch nicht mehr weiße Hemd. Einer steht in prahlerischer Haltung und rühmt sich seiner Liebesabenteuer. Sein Gesicht ist kühn, hager, wie aus matter Bronze gegossen. Und weil sie ihm so gut zuhören, entwickelt er alle seine Lebensanschauungen. „Wenn ich hundert Gulden hätte," sagt er . . . . Da unterbricht ihn ein Genosse: „Lieber Freund, wenn ich hundert Gulden hätte, würde ich mit dir gar nicht reden!" Die andern nicken zustimmend: in diesem unwahrscheinlichen Falle wäre das auch ihr Verhalten.

* * *

Dünne Fiedelklänge locken wieder nach dem Hinterdeck. Dort spielen zwei halbwüchsige Zigeunerbuben vor der Königin und ihrem Hof. Die Buben spielen vollkommen falsch und unabhängig voneinander. Der blonde Junge ist der Vorgeiger und tänzelt, den Oberkörper zurückbiegend, wie er es den erwachsenen Geigern abgesehen hat. Sein Gefährte ist ein braunes, mageres, trauriges Kind und sieht hungrig und verschlafen aus. Arme Brut, die das Leben lang dicht bei allen Lustbarkeiten steht und aufspielt. Darum ist ihre Musik bis hoch hinauf angefüllt mit Schwermut.

Wo sind die Stunden? Jetzt ist die Windstille des späten Nachmittags da, der Himmel, die Ufer sind heiter. Da ist Visegrad, die Burg. Auf dem Wasser liegt ein weicher Schimmer, zuerst rosig und goldig, dann in ein grünliches Grau hinüberdämmernd. Pest! Vor der Stadt erhebt sich ein stolzer Bau, den ich nicht kenne: das neue Parlamentshaus. Aber ich kenne die Stelle, wo es steht. Dort befanden sich vor zwanzig Jahren Steinhaufen, die ich täglich besuchte.

Ich entdeckte in jener Zeit den Sonnenuntergang. Die Sonne ging nämlich jeden Abend hinter den Ofener Bergen unter. Ich weiß noch, wie rot der Glanz auf den Wellen war und welche schöne Welt damals hinter den Bergen lag.

(1896.)

Ein Familienufer

Man ist wohl auf vieles gefaßt, wenn man in die schöne Gascogne kommt, aber dieses Märchen vom Seebad ist doch verblüffend. Ja, ja, nebst der Garonne wälzt auch eine heißere Lust, zu fabulieren, ihre Wogen durch das Ländchen. Die Garonne selber, welch ein echtes Gascogner Kind ist sie, die plötzlich hinter Bordeaux einen andern Namen annimmt, bloß weil ein Nebenfluß sich in sie ergossen hat. Das passiert ja den meisten Flüssen, aber die gute Garonne macht daraus gleich ein merkwürdiges Abenteuer. Sie hört auf ihrem Lauf so viele Prahlereien, daß es kein Wunder ist, wenn ihre reinen Sitten sich schließlich trüben und sie unter einer falschen Vorspiegelung ins Meer strömt. Lauter Lügen! Freilich, die von Arcachon ist überraschend stark, denn das angebliche Seebad Arcachon liegt gar nicht am Meere.

Der Entdecker bekannter Weltteile unterrichtet sich gewöhnlich auf der Landkarte, bevor er seine Forschungsreisen antritt. Arcachon! Das A lag wirklich weit draußen im Gascogner Golf. Im ersten Ingrimm nach der Ankunft wurde der Wirt zur Rede gestellt. Der hatte ein vergnügtes Zwinkern um die Augen, als er zur Antwort gab: „Heh, aber das n, mein Herr, das n ist drin im festen Land. Man muß das Ende betrachten, autrement!"

Ja, „autrement" (sprich „otrremahn", oh Toussaint-Langenscheidt!), das ist das prachtvolle Wort, die salvatorische Klausel der Gascogne. Eine richtige Übersetzung ist nicht

gut möglich. Denn meistens ist es ein müßiger Schnörkel der Rede, um den Satz auszubauchen. Oft die Einleitung einer Frage: „Et autrement — wie geht es Euch?“ . . . Es kann als fürchterliche Drohung schnarren: „Der Kerl hat sich vor mir verkrochen — autrement!“ Man schaudert, wagt nicht, es auszudenken. Wenn jener sich nicht verkrochen hätte, nun so wäre der Sprecher wahrscheinlich selber geflohen ... „Et autrement“ erzählte mir Lapuyade, der Bootsmann, „da drüben auf der Vogelinsel gibt es im Winter Wildenten, oh, mehr als Sandkörner, und oft steigt ein Schwarm Geflügel auf, den drei solche Barken wie diese nicht fassen könnten ...“ Nimmt man aber das Wort nach seiner Bedeutung in gutem Französisch, so klingelt es als eine muntere Schelle, von der ihr Träger nichts weiß, durch das Geschwätz des Gascogners. Was er gerade erzählt, kann sich wirklich so verhalten — es gibt Zufälle — aber auch anders. Wenn er den Mund auftut, reißt es ihn fort; man weiß ja nie recht, wie weit man auf der eigenen Beredsamkeit treiben wird. Ist die Hälfte, ein Zehntel oder das Hundertfache seiner Angaben richtig? Er weiß es wahrscheinlich selbst nicht. Denn die Sonne brennt einem heiß aufs Schädeldach herunter, läßt alles Schlingkraut der Einbildung lustig wuchern. So liegt auch Arcachon gewissermaßen am Meere — et autrement.

Es liegt nämlich an einer tief ins Land hineingeschnittenen Bucht, die für den Blick rings umschlossen ist von einem Zug geringer Hügel. Daß es irgendwo eine Ausfahrt gebe nach dem Ozean, ist zu vermuten, aber keineswegs zu gewahren. Dieses kaum bewegte Gewässer von mäßigem Umfang schmeckt salzig bitter, das ist freilich wahr. Aber man hat doch nicht den eigentlichen Genuß des Meeres, wenn man lediglich mit der hohlen Hand daraus trinkt. Wo ist der geliebte weite Horizont, der blaue Streifen End-

losigkeit? Das da ist nur eine Badewanne, eine enorme allerdings, mit lauem Meerwasser angefüllt und ganz seicht. Kein rauher Wind knattert einem hier um die Schläfen, nichts Wildes, Freies erweckt in uns jene angenehme Angst. Alles ist so schwül, einschläfernd und lind wie in einer wohlgeheizten Kinderstube, in der man jeden Augenblick nach dem Thermometer sieht. Und so ist Arcachon auch tatsächlich ein Familienufer. Die Badegäste sind meistens nicht weit her: aus Bordeaux und der Umgegend. Nur im Winter soll es hier stark engländern. Ein Teil der Villen liegt im Fichtenwalde, hinter einem dreifachen Walle bepflanzter Dünen, windgeschützt, in immer milder Luft. Zur Zeit des Strandlebens merkt man aber nichts vom Kosmopolitischen. Wer es liebt, die Narrheiten seiner Nebenmenschen in vielerlei Farben und Kostümen spielen zu sehen, wird jetzt ein wenig enttäuscht. Wenn's hoch kommt, ein Pariser Haushalt, von der Gier zu sparen, hieher verschlagen, leicht beschämt bei der Begegnung mit anderen Boulevardleuten. Da entschuldigt man sich eiligst voreinander. Es gibt einen ewig schönen Vorwand: den Kleinen tut es so gut. Doch der Ausländer ist vor der Langweile sicher, denn er wird keinen Bekannten treffen, mit dem er reden könnte oder müßte. Und so wandelt er unbehelligt unter den braunen Kindern der Garonne. Er ist nicht entrüstet wie ein Bordelaise, wenn er den ganzen Cours de l'intendance wiederfindet. Die gegenseitige Verachtung, meint unser braver Falstaff, stellt sich immer erst bei näherer Bekanntschaft heraus. Und wenn man bedenkt, daß auch in Bordeaux schwerlich alle Männer gleich viel Geld, alle Frauen gleich schöne Kleider haben, so läßt sich ermessen, wie viele Nasen gerümpft werden zur Sommerszeit in der sonnigen Bucht von Arcachon.

Wie überall wird man auch an diesem Strand getröstet durch das einzig Liebe, was es in der Welt gibt: Bébé,

Baby! Es ist die Heiterkeit, das Leuchten von Arcachon. Wer ist so blasiert oder so verdrossen, daß ihn ein spielend Kind nicht erfreute? Wie es hineintänzelt in die flachen Wellen, o, nicht um zu baden, das wäre ein Müssen, eine Qual — nein, nur um mit dem Wasser zu scherzen. Die Wädchen und Schenkelchen bis an die hochgeschürzten roten Höslein sind den ganzen Tag dem Wetter preisgegeben — eine gesunde Wonne — indes die Lockenköpfchen in mächtigen weißen gefältelten Hauben stecken, wie sie die Austernhändlerinnen tragen. Und aus den Hauben hervor lugen vergnügt die frischen Wangen, gucken Augen, groß, fragend, fröhlich und voll jenem ersten Glanz. Bübchen und Mädchen sind völlig gleich gekleidet, und sie spielen die gleichen Spiele, die wir so gut kennen. Die größeren suchen Muscheln, fangen Krabben und daumenlange Fische, wollen schon etwas erbeuten. Die ganz dummen, ganz kleinen Babies aber tätscheln den weichen Ebbeboden mit ihren Händchen, füllen ihre Blechkübel mit Wasser und leeren sie in den Sand ... Kinder! Kinder! Das sprießt in törichter Fülle, das fängt alles Alte von vorne an, ein Blütenregen ohne Ende. Und der Morgenreif ihrer unbewußten Lieblichkeit liegt heute noch auf den großen Koketten der Zukunft, auf den kommenden Gaunern . . . Im Hintergrund hocken die Mütter unter buntgestreiften Zeltschirmen. Zum Überfluß schützen noch außerordentliche Strohhüte, wohl auch dichte Schleier den tagscheuen Teint. Und manche bindet sogar neckisch die weiße Haube der Austernhändlerin um. Hinter bunten Zeltschirmen bergen sie ihre erschlafften Reize, die nichts mehr zu erobern haben. Faul gehen die Hände über die sittsame Stickerei, aber die Zungen eilen. Zu ihren Füßen die Männer, gesättigt. Wenn sie noch nicht so weit herunter sind, um mitzutratschen, so bräunen sie gewissenhaft ihre kurzen Pfeifen oder glotzen ganz einfach

in den Sand vor sich hin, leicht angedummt, mit beginnenden Bäuchen. Die Klügsten und Glücklichsten aber spielen mit ihren Kindern oder sehen ihnen wenigstens zu, in philisterndem Behagen. Ah ja, die haben recht. Doch welch eine erschütternde Komik: das einzige, was man gefunden hat, um das Leben erträglich zu machen, ist, es fortzupflanzen. Erben unserer Schmerzen! O, o, meine andächtigen Zuhörer, wohin verirren wir uns, am Ufer der Familie?

Die Zeit will totgeschlagen werden, das ist klar. In Arcachon bringt man sie sehr langsam um, gliederweise, wie mit einem stumpfen Beile. Es gibt Leute, die tagelang auf der Landungsbrücke sitzen, bis sie von der Sonne halbenglisch gebraten sind, und sie spießen ohne sichtbaren Ekel klebrige Wurmfragmente auf die Angel, um damit kleine Fische zu fangen. Das können doch nur Fische sein, die man um keinen Preis der Welt essen möchte, nachdem man gesehen, wie wenig wählerisch sie in ihrer Nahrung sind. Und wie sie sich bitten lassen, bevor sie anbeißen! Man gerät auf die Vermutung, daß es da unten noch widerlichere Speisen geben müsse, die sie vorziehen. Oder sie warten verschmitzt, bis das Wasser den Köder gelockert hat. Gefangen wird in der Regel der Mann am oberen Ende der Angel. Wenn man ihn betrachtet, fragt man sich mitleidig: Hatte er den Sonnenstich schon, als er anfing, oder bekam er ihn erst später? Abends trägt er befriedigt und erschöpft ein halbes Dutzend der ungenießbaren Tierchen heim zu Weib und Kind, die ihn nicht auslachen. Was wäre das für ein hartes Brot, wenn es kein Vergnügen wäre!

Viel nobler als das Fischen ist der Segelsport, denn da kann man verunglücken; nicht leicht, aber die Möglichkeit ist vorhanden. Nobel und allerliebst. Nicht alle Entdeckungen, die von Sportgesellen im Veralteten gemacht werden, sind einfältig. Was wäre Arcachon ohne die vielen kleinen

Jachten, die der öden Bai etwas Festliches und Mutwilliges verleihen, wenn eine frische Brise weht! Da stehen mit einemmale hundert flackernde weiße Segel auf und streichen töricht über die Fläche. Vom Ufer sieht es sich gar anmutig an. Der Ein- und Ausgang der munteren Fahrzeuge wird aber überaus ernsthaft begrüßt. Einem der Segelklubs von Arcachon gereicht es zum besonderen Vergnügen, recht viel Salutschüsse abzugeben. Die vorüberziehenden Schiffe werden so gefeiert, die Fahne vor dem Klubhause senkt sich und steigt zweimal, und draußen auf der Jacht antwortet man gerührt durch zweimaliges Hissen der Flagge. Wenn aber gar eine Dampfjacht aus ferneren Gewässern einfährt, so geht das gastliche Gepöller derart los, daß man sich in eine hitzige Seeschlacht verwickelt glaubt. Et autrement — die Fremden bemerken sofort, sie seien in der schönen, großen Gascogne angelangt. Diese Ehrfurchtsbezeigungen sind nicht übertrieben, denn um eine eigene Jacht zu führen, muß man Geld haben und gegen die Seekrankheit gefeit sein. Beides verdient Achtung. In die weiteren Feinheiten dieses Seemannsgrußes bin ich nicht eingedrungen: ob nur Fremde oder nur engere Klubgenossen, ob auch Juden gegrüßt werden, und was dergleichen Etikettefragen mehr sind.

Wie scharfsinnig ist diese altertümliche Kunst des Segelns! Mit einer listigen Wendung des Tuches gegen den Wind fahren, wie erstaunlich ist es doch für unsereinen! Im Gebrauche der alten Verkehrsmittel steckt viel mehr Mut, Verschlagenheit und Kraft. Im besseren Werkzeuge geht die Persönlichkeit verloren. Was ist der Pistolenkönig gegen einen Bogenschützen? Und so im Segeln. Zwar rückt man nicht von der Stelle, wenn Äolus nicht will. Aber wie sinnreich ist das Lavieren, wie voll die Fahrt von spannenden Zwischenfällen; man legt sich vor, neben, hinter den Wind, was weiß ich. Auf halben Wege zwischen Europa und Amerika mag das

allerdings nicht heiter sein. Doch wenn er will — Äolus! — so furcht der Kiel hurtig durch die Wellen. O, Schiff, ins Meer enttragen dich die frischen Fluten!

Es wird einem ganz mythologisch und gymnasialklassisch zumute unter dem lateinischen Segel. Was sich der wackere Lapuyade wohl gedacht haben mag, als er seinen Fahrgast sapphische und asklepiadeische Strophen murmeln hörte, dieweil wir nach den Austernbänken steuerten? Und zwar paßte eine Zeile nicht zur andern.

Die Austernzucht ist die Sehenswürdigkeit von Arcachon. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß man sie hier nicht ißt. Sie sind wohl frisch, aber billig. Na, und billige Austern. . . . Arcachon ist nur ihre Heimat, wo sie selbstverständlich nicht viel gelten. Tausend sind die Einheit, von der man spricht. Die Austern kommen durchaus nicht so zur Welt, wie wir sie essen, meine Herrschaften; Sie glaubten das wahrscheinlich. Das ist keine Schande, ich wußte es früher auch nicht. Lapuyade war es, der mich belehrte. Von ihm erfuhr ich sogar mehr als die Wahrheit, autrement. Was in meiner Darstellung, die ich doch tunlichst von Gasconaden säubern will, vor einer späteren Forschung nicht bestehen sollte, dafür möge man ihn zur Rechenschaft ziehen. Ich beginne. Die Herkunft der Austern ist ebenso geheimnisvoll wie unsere eigene. Das erste, was man von ihnen weiß, ist, daß sie in flüssigem Zustande im Wasser treiben. Es sieht aus wie Milch, aber man sieht es nicht, sagt Lapuyade. „Da!“ — er griff ins seichte Wasser, durch das wir mit aufgekrempelten Beinkleidern barfuß patschten — „da, mein Freund (so nannte er mich), das sind vielleicht junge Austern.“ Und als er die Hand herauszog, war sie ebenso leer und schmutzig wie zuvor. Deshalb richtet man in der Lagune offene Gestelle auf, Austernsteigen, in denen lose die langen, mit Mörtel beworfenen Hohlziegel liegen. Und an diesen bleiben die Mollus-

ken kleben, wenn sie wollen. Denn die Brut verweilt nicht in dem Park, in dem sie geboren ward. Sie schwimmt. Vielleicht in die See hinaus, vielleicht nur bis zu den nächsten Steigen. Jedenfalls mag es viel Bitterkeit in das Gemüt eines Austernbankhalters bringen, daß er nicht weiß, ob die Frucht seiner Zuchtmütter nicht gerade seinem elenden Nachbar zufallen werde. Der Nachbar ist ja immer ein Elender, das folgt aus dem Eigentum. Ob es jakobitische Finten gebe, sich den Nachwuchs ungebührlich anzueignen, vermochte mir Lapuyade nicht zu sagen. Gewiß! Die Austernfänge sind sehr verschieden an Ergiebigkeit, je nach ihrer Lage. Parks in der Ausdehnung von zwei bis drei Hektaren können bis zu einer halben Million wert sein, sagt Lapuyade. Längst ist das ganze Gebiet der Lagune bis hinaus nach dem Kap Ferret in Besitz gegriffen, aufgeteilt. Park an Park, unabsehbar, viereckig mit Rohr und Weiden umgrenzt, ein Austern-Venedig. Wenn die weichen Tierchen nicht wieder fortgeschwemmt oder von Fischen aufgeschmaust werden, so gedeihen sie auf den Ziegelscheiben. Nach Wochen stecknadelkopfgroß, erreichen sie mit drei Monaten den Umfang von Lapuyades Daumennagel. Nach einem Jahre schabt man sie mit dem Messer ab und setzt sie frei auf den Boden der Parks aus. Da ruhen sie zu Tausenden dicht bei einander, regungslos, jahrelang, nur mit ihrem Wachstum beschäftigt. Wenn Ebbe ist, bedeckt sie kaum fußhohes Wasser, und während der Flut fahren die Boote über sie hinweg nach der Vogelinsel. Die meisten der Austern lernen nie etwas anderes kennen, als das heimatliche Becken von Arcachon, bevor man sie in den Handel bringt. Es gibt aber auch solche, die im Alter von drei Jahren zur Ausbildung nach England geschickt werden. Whitestable ist das Oxford der Austern. Nach vier an dieser hohen Schule verbrachten Semestern treten sie als fertige Engländer ins praktische Leben ein und erfreuen sich, wie bekannt, einer ungewöhnlichen Achtung.

Lapuyade bediente sich natürlich eines weniger trockenen Tones, als ich in dieser Wiedergabe. Er war beflissen, meinen Lerneifer nicht erkalten zu lassen, und ergötzte mich durch Zwischenspiele und Abschweifungen von der eigentlichen Austernkunde, wie wenn er den „Emile" gelesen hätte. So zeigte er mir, wie man jene sonderbaren Muscheln findet, welche Messergriffen gleichsehen und auch wirklich Manche de couteau heißen. Ein kleiner Schlitz, wie die Spur eines Dolchstiches, ist im nassen Sande sichtbar. Man streut grobkörniges Salz darauf, da pfaucht es aus der Öffnung — Manche de couteau verträgt kein Salz — und im nächsten Augenblicke schießt die Zornige aus ihrem Versteck hervor, so daß man sie bequem ergreifen und — wegwerfen kann. Auch über die kümmerliche Existenz einiger Würmer klärte mich Lapuyade auf, und daß sie sich dennoch ans Leben klammern. Er erzählte mir einzelne hübsche Züge aus dem Liebesleben der Krabben, die man wie Spinnen unter Wasser vorüberhuschen sieht. Dann, als wir weiter gingen, trat er unversehens auf einen flachen kleinen Fisch, und wußte es gleich. Wer hätte seinen Füßen solche Feinfühligkeit zugetraut? Er hob ihn auf, zeigte mir ihn und berichtete, wie man diesen Fisch mit langen Gabeln aufspießt, wenn man des Nachts unter Fackelschein hinausrudert. Es gibt Großmächtige dieser Art, autrement, und ihr Schatten verrät sie, da sie nicht hoch über dem Boden hingleiten. So ist des Hörens und Staunens kein Ende. Ach, wie schön ist es doch, in der Jugend nichts zu lernen! Das spätere Leben gestaltet sich dann so reich an mannigfaltigen Entdeckungen.

Vielleicht beruht es auf diesem pädagogischen Gedanken, wenn viele der in Arcachon weilenden Familien ihre Söhne von geistlichen Herren erziehen lassen. Der Abbé spielt mit ihnen am Ufer Krocket, führt sie in den Wald spazieren und zeigt ihnen, wo im Aufkläricht der Feind steht. So

wachsen sie heran. Und eines Abends trifft man den Filius familias in einer der Zotenkneipen. Es gibt mehrere auf dem Boulevard de la Plage. Aber das widerspricht dem ehrsamen Charakter des Ortes nicht. Denn das lockere Leben wird da warnungsvoll gezeigt wie in einer Moralpredigt. Und daß der Prediger fehlt, ist das Eindringlichste daran. Wenn es in Arcachon weise Hausväter gibt, müssen sie Opfer bringen für die Erhaltung dieser segensreichen, leider nur schwach besuchten Lokale. Traurige Weiber hüpfen lustig auf der Bühne herum. Sie sind so wenig bekleidet, daß es ein geradezu sittlicher Anblick ist.

Das beste von Arcachon ist aber, daß man es verlassen kann. Ist dieser Entschluß errungen, so gilt es nur noch die Abschiedsvisite zu machen, da oben auf der Höhe, wo die Fichten stehen. Der Weg führt am Priesterkollegium vorüber. Es liegt ganz verloren an einer verkehrslosen Straße, ganz still. Von der langweiligen Unruhe des Familienufers dringt hier nichts herauf. Vor dem Hause wandelt in unvergleichlichem Abendfrieden ein junger Mönch. Wenn angenommen wird — es ist ja möglich — daß er den Zuschauer an der Hecke nicht sieht und daß die fromme Ruhe ihm echt aus der Tiefe kommt, wie nahe ist er dem erreichbaren Glück! Coeli beatitudo, ist die Auflösung des Wortes. Der Kluge, der diese Seligkeit erfand, hat seine Jünger stark gemacht. Edle Einsamkeit! Aber auf der Höhe ist sie zu genießen, wo es einen Ausblick gibt. Der Abschied senkt seinen Zauber auf die Bai von Arcachon, auf den weichen Kranz jener Hügel, das Wasser, das in vielen blauen Farben glänzt, auf die närrischen kleinen Segel. . . . Und so ziehen wir weiter, nach anderen Ufern.

(1891.)

Gestalten vom Wege

1. Der Spaßmacher.

Blaue Schmetterlinge flogen vor mir her, als ich in der Hitze eines Nachmittags durch die Pyrenäen wanderte, gegen Barèges. Ich vergaß und verlor allmählich den Weg und ging irr. Weit und breit kein lebendes Wesen sichtbar in der heißen Stille. Da kam aus einem Dörfchen von der Höhe, ich glaube, es heißt Villenave, ein altes Weiblein. Mit langen Schritten, rüstig wie eine Jugend, kam die Bettlerin an ihrem Stecken einher, schwarz und zerlumpt gekleidet. Ich erwartete sie. Auch sie ging nach Barèges, ich solle ihr nur folgen.

„Suivez moi!“ sagte sie energisch. Und die Achtzigjährige machte es mir bergauf und bergunter schwer, mit ihr Schritt zu halten. Endlich gab ich beschämt das Rennen auf. Aber wir fanden uns wieder. Vor dem ersten oder letzten Häuschen von Barèges wurde ich von ihr angerufen. Es war eine kleine Herberge, ein Wirtshaus der Ärmsten; ein schwankendes Bündel Hobelspäne, das vom Dache hing, das Schild. Und nirgends, wo ich gewesen, sah ich so viel von den Pyrenäen und dem armen Volk, das sie bewohnt, wie hier. Gletscher, Wasserfälle, Abgründe, Bergpässe — der Rundreisepöbel macht alles gleich und charakterlos!

Aber da! Wir waren unser drei. Die Alte, der Wirt und ich. Sie hatten mich so gutmütig aufgefordert einzutreten, daß ich nicht vorüber konnte. Erst wollte mich der Keller-

geruch, die dampfende Unreinlichkeit zurückschlagen. Dann saß ich über eine Stunde bei den alten Leuten und hörte ihnen erschüttert zu, und trank, um sie nicht zu kränken, mit ihnen erbärmlichen Wein aus empörend schmutzigen Gläsern.

Was sie mir erzählten? Nicht viel, meine Herrschaften: nur was sie erlebt hatten. Es handelt vom armen Volk, das nicht einmal weiß, wie groß sein eigenes Drama ist.... Die Frau zählte sechsundachtzig Jahre. Sie wies mir die behördliche Bestätigung ihres Alters vor, die sie immer mit sich führt, Bettelns halber. Wer sie laufen gesehen, hätte ihr kaum sechzig zugemutet. Ich glaube, die Armut erhält lange jung. Was ist Jugend anderes, als ein Lechzen, eine immerwährende Begierde? Beim Haben beginnt die Verdrossenheit, das Alter. Auch ihre Stimme war noch ungebrochen. Der Wirt hingegen, obwohl bloß zweiundsiebzig alt, war viel geschwächter, verhutzelter, zitterte an Händen und Füßen, und seine rotgeränderten Augen troffen. Jenseits der Liebesgrenze sind die Frauen kräftiger. Ihre Reizlosigkeit erhält sie.

Ich fragte die beiden, ob sie Kinder hätten?

„Nein," sagte das Weib. „Und mein Mann ist zwölf Jahre tot. Allein, allein, ganz allein."

Der Wirt grinste vergnügt:

„Ich habe zehn Kinder unterschrieben. Von zwei Gattinnen. . . . Comprenez? Unterschrieben?"

Nein, ich verstand nicht. Machte er nur einen dummen Witz über seine eigene Ehre oder hatte das Wort im Dialekt einen anderen Sinn?

Aber er wiederholte

„Unterschrieben! Hehe! . . . Weiß man denn mit den Frauen je? Mich hat die Eifersucht nie geplagt. Hehe!"

Die Alte, die Klügere, begriff mein Erstaunen und sagte:

„Er war immer ein Spaßmacher!"

Er wackelte geschmeichelt mit dem Kopf:

„Ja, ja, ich war immer ein großer Spaßmacher."

Und sie erzählte zu seinem Ruhm:

„Vor vierzehn Jahren, mein Mann lebte noch, war er einmal bei uns. Ein leerer Topf stand da. Den nahm er, ohne daß es jemand gesehen hätte, und füllte ihn mit Wein. Das war dann ein Gelächter. Ah, welch ein Spaßmacher, welch ein Spaßmacher!"

Wohlgefällig hörte er zu, wie von der merkwürdigsten Tat seines zweiundsiebenzigjährigen Lebens berichtet wurde. Dann, wie wenn er dumpf gefühlt hätte, daß er für die Schmeichelei erkenntlich sein müsse, sagte er:

„Sie war auch immer brav. Sie hat nie etwas angestellt, hat immer gearbeitet, so lang sie konnte. Das erkennen wir jetzt an, und geben ihr manchmal etwas."

„Aber es sind zu viele Bettler da," meinte sie gelassen. „Und die nicht betteln, haben auch nichts."

Also sechsundachtzig Jahre muß man arbeiten, brav sein und darf nichts anstellen, um endlich von Dummköpfen anerkannt zu werden und um an sehr heißen Tagen ein Glas Wein zu bekommen von einem anderen armen Teufel, wenn man vorüberschwankt. Und vielleicht, wahrscheinlich kam sie sogar nur den langen, schweren Weg von Villenave herüber nach Barèges, damit ihr schwachköpfiger Freund sie anrufe, ihr ein Gläschen biete. Und wie, wenn er es unterließ? Kam es nicht vor?

Und Leben vergehen, deren bester Spaß es war, einen Topf heimlich mit Wein zu füllen. . . .

Es war eine Erleichterung, wieder ins Freie zu kommen. Die Sonne, die diese Täler so spät erreicht und so früh verläßt, hatte sich schon nach den Berggipfeln verzogen. Was ist es doch, das niedere Lebewesen so zu Jahren kommen läßt? Es fehlt ihnen die Feinheit und Vielfältigkeit der Schmerzen. Mit einer Güte, die ebenso spöttisch als groß ist,

hilft die Natur dem Menschen. Wenn seine Not am höchsten ist, so deckt sie sie mit einem Mangel zu. Mit einem Mangel! . . .

. . . Ich schritt in den Abend hinein. An derselben Stelle, von der hinweg ich irregegangen war, fand ich die blauen Schmetterlinge wieder. Sie flatterten noch so frei und ziellos wie vorher. Was hielt sie just an diesem Orte fest? Sie verbringen die kurzen Tage ihres Lebens, ohne sich fortzubewegen — ins weitere — trotz aller ihrer Beweglichkeit. Sie fänden freilich auch anderswo nichts Besseres, nichts anderes. Aber wissen das die Schmetterlinge? . . .

2. Der Herr Bischof von Meaux.

Am Fuß der Berge, wo die fruchtbaren und milden Ebenen von Béarn beginnen, liegt der berühmte Wallfahrtsort Lourdes. Wer da nicht gewesen ist, der kennt die Pyrenäen nicht. Es ist einer der merkwürdigsten Punkte Europas, unendlich modern und vollkommen mittelalterlich, ein Fabriksort der Religion, eine Wasserheilanstalt für Gläubige, ein häßlicher Jahrmarkt geschäftsmäßiger Frömmigkeit, eine edle Stätte tiefster Andacht, eine befremdliche Mischung von Oberammergau und Monte Carlo. . . Man kennt die Geschichte von Lourdes. Die ganze mysteriöse Begebenheit hat sich ja am hellen Tage, vor unseren Augen abgespielt, in den letzten dreißig Jahren, unter dem ohnmächtigen Gelächter der aufgeklärten Welt. Und heute ist die Legende so stark, daß sie nie mehr entwurzelt werden wird. Das ist vielleicht das Wunderbarste an diesem Wunder. Nichts ist lehrreicher, als das Panorama von Lourdes, das man für einen Frank zu sehen bekommt. Eines der großmächtigen Rundbilder, wie man sie zur Veranschaulichung neuerer Schlachten anzufertigen pflegt. Da sieht man in einer Grotte ein kleines Hirtenmädchen knieen,

die vierzehnjährige Bernadette Soubirous, welche Visionen der Muttergottes hatte. Die Erscheinung befahl dem Mädchen, aus der Quelle, die da fließt, zu trinken und sich mit dem Wasser zu waschen. Einmal äußerte sie: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis." Diese Szene ist abgebildet. Bernadette kniet und hält eine Fackel, die ihr durch beide Hände hindurchbrennt. Oben in der Felsenscharte sieht man die Schmerzensreiche, die rührendste Gestalt aller Zeiten und Mythologien. So weit könnte kein Vernünftiger etwas gegen das Bild einwenden. Alle frommen Malereien stellen den Träumer und seinen Traum mit gleicher Realität dar. Und mit wie tiefer Inbrunst und Ehrlichkeit malt Uhde, dieser Meister, die heilige Geschichte in die Gegenwart hinein. Aber hier geschieht etwas anderes. Viele Hunderte sieht man von allen Seiten herbeiströmen: Landleute, Gendarmen, Städter, Weiber, Greise, Kinder, Gesunde und Kranke, Adjutanten des Kaisers Napoleon, Ärzte, Richter, den Staatsanwalt, den Polizeikommissär — und keinen einzigen Geistlichen. Der Klerus muß also der Sache vollkommen ferngestanden haben. Doch die übrigen Hunderte scheinen Zeugen gewesen zu sein. Zeugen! Sie kamen, um einen Schwindel aufzudecken, und zogen bekehrt von dannen. So berichtet der Erklärer des Bildes. Nachher kamen die märchenhaften Heilerfolge des Wassers von Lourdes. Krüppel genasen. Zum Beweis hängen vor der Grotte die vielen Krücken, die man als fernerhin entbehrlich hier zurückließ. Es gibt auch Sachbeweise. Krücken! Hier zeigt man sie, in Rom nicht. Und es waren doch auch interessante Krücken, die der gewählte Kardinal nach dem Konklave fortwarf, als er nicht mehr eine Gebrechlichkeit zu heucheln brauchte, die ihn zum Papst gemacht.

Kein Bewohner von Lourdes kann daran zweifeln, daß sich hier ein Wunder zugetragen habe. Aus dem armen Dorf,

das Lourdes vor 30 Jahren war, ist ein blühendes Städtchen geworden. Der tägliche Fremdenverkehr zählt nach vielen Tausenden. Gewühl auf dem Bahnhof, in den Straßen. Kutscher bieten sich zudringlich an, Hunderte fliegender Verkäufer von Rosenkränzen und Wachskerzen schreien, in Buschenschenken und glänzenden Hotels werden die Pilgrime mit unerhörter Geschwindigkeit abgefüttert und ausgeplündert. Doch all dies Unreinliche, Wüste, Widerwärtige ist plötzlich zu Ende, wenn wir vor der Kirche stehen. Etwas Seliges, eine Schönheit, ist hier erstanden. An den Hügel sind drei Kirchen hingebaut, eine über der anderen, drei in einer. Zur mittleren führt in großartigem Wurf eine Rampe. Und wenn sich über diese eine Prozession in Wellenlinien hinaufbewegt, unter heilig eintönigen Gesängen, mit wallenden Kirchenfahnen, so ist es gar feierlich und ergreifend anzusehen. So strebt eine geduldige Frömmigkeit langsam zum Hohen empor.

Als ich dort stand, kam ein solcher Zug herauf. Ein Bischof war darunter. Man sagte mir, es sei der Herr Bischof von Meaux. Dieser große Herr der Kirche ward natürlich sofort die Hauptperson für alle Anwesenden. Und er hatte wirklich etwas Bezwingendes, wie er so einhertrat, im Krönungsschritt, mit dem bischöflichen Prunk angetan. Zwei Priester hielten den Saum des Mantels, der in steifen harten Falten niederfloß. Steif und hart, wie aus Holz geschnitzt, waren auch die Züge des hageren dunkelroten Gesichts, über dem die Mitra glänzte. Der Krummstab, den die Linke hielt, wurde in kurzen Zwischenräumen auf den Boden gestoßen. Und ab und zu segnete die Rechte. Es war dies eine kurze, elegante Gebärde von höchster Nachlässigkeit und Vornehmheit. Und plötzlich fühlte man sich in ferne Jahrhunderte zurückgetragen. Ging nicht auch damals der Bischof von Meaux, umgeben von Gefährten in

altertümlicher Kirchentracht, wie heute durch die Ehrfurcht der Gassen? Die Kirche bewahrt alte Bilder auf. Und das ist ein ganz altes, das jetzt im Freilicht vorüberzieht.

Ah! So haben sich die Prinzen des Glaubens immer huldigen lassen ... Aber wie kommt der Herr Bischof von Meaux dazu, sich feiern zu lassen, weil die arme kleine Schwärmerin Bernadette Soubirous sich die Finger verbrannte? Sie hat nichts davon gehabt als Leiden, Spott und Verfolgung. Sie hat für ihre Mitbürger einen reichen Industrieort hervorgewundert, dessen rasch aufgeflogene Eleganz nur in Monte Carlo ihresgleichen findet. Sie hat Hunderten kleiner und großer Händler zu mühelosem Erwerb verholfen. Sie hat den unschädlichen Quell der Grotte zu einem Versandtwasser von Weltruf gemacht, wie das Karlsbader. Die Eisenbahnen erzielen durch sie reiche Einnahmen, das Panorama ist voll, die Bier- und Weinhäuser fassen die Gäste nicht. Arme, arme, kleine Bernadette! Und nicht einmal die Ehren der Autorschaft hast du. Der Herr Bischof von Meaux — oder ein anderer — verbeugt sich für dich. Und doch konnte es dir noch schlimmer ergehen, arme, kleine Bernadette. Wenn deine kranken Einbildungen einen anderen, verpönten Weg gegangen wären, hätte der Herr Bischof von Meaux gezetert: „Zu Tod! Zu Tod, die Hexe! . . .“ So durftest du, als dein jugendzarter Leib von Wunden und Wundern erschöpft war, wenigstens ruhig sterben . . . Die Luther wettern und die Voltaire spöttern und der Herr Bischof von Meaux, der selten ein Bossuet ist, wandelt weiter im Krönungsschritt durch die Gassen. Voltaire wußte es wohl: wir lassen die Welt so zurück, wie wir sie vorfanden, nicht besser und nicht gescheiter.

Und doch kann ich mir eine barmherzige Weisheit denken, die überall solche Grotten von Lourdes errichten möchte. Der Arzt der nihilistischen Schule und Doktor

Eisenbart verschreiben die gleiche Arznei. Der Unterschied ist nur der, daß der Schwindler größeren Nutzen daraus zieht. Auch quält er den Leidenden stärker, aber dafür wird ihm mehr geglaubt.

Zu Landeck in Tirol führt eine kleine Kapelle den innigen und süßen Namen: „Zu unserer lieben Frau im finsteren Walde." So sollte es in jedem finsteren Walde, in allen Verlassenheiten des Menschen eine Liebe Frau geben. Und wirklich, sie ist auch da. Überall, wo ein armes Herz nach Vorwänden sucht, weiter zu schlagen, erscheint sie — die eine oder die andere. Denn es gibt mehr als eine, Herr Bischof von Meaux. Poesie, Kunst, Philosophie (die wahre), Arbeit, Hoffnung sind lauter solche schmerzensreiche liebe Frauen.

Und wenn wir vor der Grotte stehen, befällt und umwallt uns ganz die Stimmung sehr alter Legenden. Da fließt der wundertätige Quell. Man hat ihn in Röhren gefaßt, zum Trinken, und in Bäder geleitet. Es sind drei oder vier Wannen da für Männer und Weiber. Viel zu wenig für das Heer der Kranken. Und was man da an Verzerrungen und Gebresten sieht — Gestalten, wie aus dem Fiebertraum eines Studenten der Medizin herausgekrochen. Ja, der Herr Bischof von Meaux hat recht. Nach Lourdes, ihr Hoffärtigen, Übermütigen, Ubersättigten! Auf die Kniee vor dem Leiden! . . . Da sitzen sie in langer Reihe hintereinander, in Karren, die verkrüppelten Hände gefaltet, und warten ergeben, bis sie daran kommen. Büßende Herren, — vielleicht sind es Ritter oder Grafen — schieben die Kranken vom Spital bis hieher, tragen sie dann ins Bad hinein, zart, mit achtungsvoller Liebe. Denn man muß recht elend sein, um gut behandelt zu werden . . . Der Frau, die jetzt im vordersten Wägelchen sitzt, hat körperliches Weh tiefe Falten um den blassen Mund gezeichnet, in das gelblich-grüne Wachs. Und

das erzählt von bösen Nächten in der lichtlosen Dumpfheit einer Bauernstube, von Stunden, von Wochen, von Jahren, die nur das Bildnis der guten Muttergottes von Lourdes über dem Bette erhellte. Nun ist sie endlich in die Nähe ihrer lieben Frau gelangt. Wie demütig harrt sie jetzt, wie vertrauensvoll, und doch auch ein wenig beschämt, weil man mit ihr so viele Umstände macht! Für sie stimmt jetzt die ganze Versammlung, die unter den Bäumen kniet, die Gebete an. Für sie spannt der geistliche Herr in einer so leidenschaftlich weiten Gebärde die Arme auf, den Kopf im Nacken, und fleht fast drohend den Segen vom Himmel auf sie herab. Und über den dunklen Haufen der Andächtigen erhebt sich der glücklichere Blick der Kranken, taucht in die Lieblichkeit einer Landschaft von unerklärbarem Zauber. Durch das schwere Grün der diesseitigen Bäume blinkt Gold vom besonnten Flusse, und drüben liegt's wie ein sehr feiner blauer Staub auf den Hügeln. Da durchschauert es die Kranke warm, ein Vorhauch überfliegt sie, wie vom Lenz einer Genesung.

Ah, Herr Bischof von Meaux, Sie sind dennoch ein großer Wohltäter der Menschheit!

Freilich nicht alle, die nach Lourdes Heilung suchen kommen, erwarten die Hilfe mit solcher Zuversichtlichkeit. Ich stand lange und sah einem Alten zu, der die Quelle für seine kranken Augen gebrauchte. Denn dieses Wasser besitzt die gleiche Kraft gegen alle Leiden. Er fing es mit seinem Sacktuch auf und träufelte es sich zwischen die Lider. Hielt die Augen eine Weile geschlossen, dann blinzelte er, und als er sie wieder öffnete, sah er so schlecht wie zuvor. Ein paarmal versuchte er es noch. Dann gab er es auf. Er zuckte die Achseln und griff zitternd nach seinem Stock. Und als er weiterging, seufzte er tief und schwer. Er seufzte, wie ein Jude.

(1891.)

Eine Reise nach Ägypten

I.

Ἄριστον μὲν ὕδωρ

Zwischen zwei Träumen liegt Ägypten. Der eine Traum war die Hinfahrt, der andere ist die Rückreise. Blaue Tage, höchst sonnig und winddurchhaucht. Das Festland ist versunken. Eine Weile konnte man danach zurückschauen und sah es verblassen wie eine Jugend, seine Linien wurden duftig. Vor uns aber lag das glorreiche Meer, das adriatische nennen sie es. Es ist ganz einfach das Meer; ein Name, von Menschen gegeben, will sich in den heiligen Stunden dafür nicht recht eignen. Freilich, aus den Ortsnamen klingt auch Altes, Großes heraus, ein Geschehen, das manchmal gewaltig war. Um dieses weite Wasserbecken haben sich seit manchen tausend Jahren Völker und Stämme herumgetrieben, geschlagen. Völker ohne Zahl, auch schon in den geschichtlichen Zeiten allein. Gekommen, gerauft, verschwunden. Das Meer sah aus wie jetzt. Auf besseren Schiffen werden unsere späten Söhne diesen Weg befahren. Das Meer wird aussehen wie jetzt. Da ist es wie eine glückliche Brise, die uns um die Schläfen weht, daß wir den armen und gemeinen Tag unseres Lebens vergessen können und wir sind erst jetzt, auf hoher See, wirklich fort aus dem Gewöhnlichen. Wie gleichgültig wird einem zwischen Wasser und Himmel all das, was sonst ein Ärger

oder Ekel war. Mögen die dort in der versunkenen Gegend ihren Geschäften und Unterhaltungen beschmutzt und hastig nachlaufen, mögen sie mit eselhafter Wichtigtuerei oder niedrigen Machtgelüsten das treiben, was sie Politik nennen; mögen sie mit ihrer Kunst den Philister zum Narren halten oder sich gegenseitig die Kränze des Ruhmes auf nicht errötende Stirnen drücken — was kümmert's dich, Seefahrer? Du bist frei, du bist allein. Du atmest auf in der hohen Einsamkeit. Laß ihnen ihre Geschäfte, ihr Vergnügen, ihre komische Macht, ihren lächerlichen Ruhm. Ja, lachen muß man über ihren Ruhm, wenn man in der Seefreiheit an ihn denkt. Setzen sich ein paar Bursche wichtig zusammen und ernennen sich gegenseitig zu den Besten ihrer Zeit. Ein Gelächter. Aber man lacht nicht mehr bitter, sondern heiter, weil das Meer so blau, die Inseln scheinbar so ewig und die Menschen ganz sicher so vergänglich sind.

* * *

Brindisi, ein Hafen, nichts als ein Hafen. Ein Hafen mit einer geborstenen römischen Säule und einer ganzen Menge lebenden Elends. Die Säule und das besondere Elend hängen aber damit zusammen, daß der Ort von altersher ein so guter Hafen war. Hier landete Roms glücklicher Feldherr, die Säule soll ihn ewig feiern. Und dieses eigentümliche Elend? Die Bettler und Bettlerinnen haben zerfressene Gesichter, eingesunkene Nasen, es fehlen ihnen Arme oder Beine. Was ist das für ein verwünschter Boden? Ein Hafen ist es. Hier stiegen immer erhitzte Matrosen aus allen Meeren kommend nach langer Fahrt ans Land und diese alten Bettlerinnen waren vorzeiten junge italienische Mädchen. Von der Landungsbrücke bis zur Post, auf der man die letzten europäischen Grüße aufgibt, bilden die Hafen-

krüppel eine Hecke. Der einzige Wachmann ist sehr schneidig. Er schreit sich heiser, fuchtelt mit seinem Rohr herum und hält die gar nicht gefährdete Ordnung mühsam aufrecht. Ich glaube, er strengt sich so sehr an, um auf die Reisenden des großen Schiffes Eindruck zu machen. Viele Heldentaten haben keinen tieferen Grund. Oder tobt er seinen Cäsarenwahn ebenso an den Krüppeln aus, wenn keine fremden Dampfboote anlegen? Grausam war, was er einem blinden Manne tat, welcher, von einem Knaben geführt, die Hand aufhielt. Er schob den Alten mit dem Kinde hinter ein Gitter und schlug dessen Tür zu. Er sperrte es nicht ab, denn der blinde Greis konnte eine Auflehnung nicht wagen. Zuerst war der Gefangene von dem mit dem kleinen Jungen davon zu reden, daß nun das Schiff Schicksalsschlage wie zermalmt, dann begann er weinend wegfahren und er keinen Soldo abbekommen würde; endlich wurde seine Wehklage größer und lauter, die begleitenden Gebärden erlangten einen gewissen Schwung und wenn man ihn so sah und nichts weiter von ihm wußte, konnte man ihn für den geblendeten und verbannten König aus einer Tragödie halten. Erst als unser Schiff wieder die Anker lichtete, öffnete der böse Machthaber die unversperrte Gittertür und der Greis wankte hervor. Jammernd zog er an der Hand des Kindes die Hafenzeile entlang und klagte allen, die er traf, sein Unglück. Ein Schiff, das sicherlich einige Soldi wert gewesen, war ihm untergegangen. Sein Schmerz hätte nicht größer sein können, wenn ihm als einem Reeder wirklich solch ein Fahrzeug auf den Meeresgrund gesunken wäre. Aber darin sind die Armen besser daran, als die Reichen: daß ihre Verluste leichter ersetzlich sind.

Der weinende blinde Greis war das letzte, was wir von Europa sahen.

An griechischen Inseln vorbei. An Bord waren wir

eine ganze Anzahl studierter Leute und als wir uns etwa sechs oder acht zusammentaten, da brachten wir zwei Zeilen Homers mit Weh und Ach zustande. Es knüpft sich daran ein anregendes Gespräch mit nicht durchwegs neuen Gründen über die Nützlichkeit des Griechischen in der Mittelschule. Überhaupt wurden die Reisegenossen nach und nach gesellig und als es auf der Höhe des Kap Matapan ein wenig zu schaukeln anfing, waren wir allesamt Freunde bis zur Erreichung des festen Landes. Diese innigen Gefühle hinderten die Wetterfesten nicht, über die Lücken zu schmunzeln, die der Abendtisch aufwies. So sind ja die Freunde nach Laroche-Foucauld. In diesem Falle besteht übrigens das Behagen nicht nur darin, daß es dem Freunde übel ergeht, sondern auch darin, daß man sich selbst dem Meere überlegen findet. Und doch nahm auch unter den bei Tisch Erschienenen allmählich eine flaue Stimmung überhand. Es war ohnehin für Sturm gedeckt worden: Für jeden Gast ein viereckiger Holzrahmen angeschnallt, in dem seine Teller, Gläser, Flaschen munter herumkollern können. Das verdirbt einem den Appetit ein wenig. Jemand machte aufmerksam, daß wir eben im Frühlings-Äquinoktium seien. Ein anderer murmelte etwas von den übelberüchtigten Gewässern um Kreta. Das Schiff rollte, stampfte, ächzte. Da erhob sich noch der und jener während des Speisens bleich und schlich nach seiner Kemenate. Beim dritten Gang fing einer an zu zählen, wie viele noch da seien. Fünfzehn mit dem Kapitän. Gleich darauf waren es nur vierzehn. Diese Zahl hielt sich bis zum Fasan. Da schwand der Vierzehnte. Einer, der sich für den Dreizehnten hielt, erschrak darüber so heftig, daß er ihm schleunigst nachlief. Dieser Anblick verbesserte die Humore der noch Aufrechten, aber man hielt kürzer Tafel als sonst. Dann war das Schiff eine Wiege und wir schliefen

uns sanft hinüber nach dem Lande Ägypten. Im Morgengrauen schwamm unsere große Wiege still in den Hafen von Alexandrien hinein.

* * *

Die Stadt schlief noch, als wir nach dem Bahnhofe fuhren. Kaum ein erstes Beginnen des Lebens, doch es ist schon bunter Orient. Die Sonne kommt herauf und es leuchten rote, gelbe, blaue Farben, es starrt in engen Gäßchen der Schmutz; es wallen geheimnisvolle Weiber in Schwarz mit dem langen Schleier, der an der Nasenwurzel von einer Messingrolle gehalten wird, um die Augen freizulassen. Viel Geschrei auf dem Bahnhofe. In all diesen Katastrophen handelt es sich um einen, höchstens zwei Piaster. Aber mit demselben Aufwande von Lungenkraft und Grobheit, den ein Packträger hier macht, um einen Piaster mehr zu bekommen, könnte er in einem zivilisierten Lande mit Leichtigkeit Abgeordneter werden. Der Wert der Grobheit steigt nämlich mit der Kultur eines Volkes.

* * *

Der Zug rollt aus der Halle in die Ebene hinaus. Da ist das Becken des Mareotischen Sees, dann beginnen die unermeßlich fruchtbaren Felder. Da ist das Delta des Nils, das alt- und hochberühmte. Es liegt da, wie ich es vor fünf Jahren sah, wie es andere Menschen vor hundert oder vor dreitausend Jahren gesehen haben — und noch weit, weit zurück. Den Traum der alten Zeit, hier kann man ihn träumen. Klingt es nicht wie eine Glocke vom Meeresgrunde herauf, wenn in Platons Kritias von diesen Gauen die Rede ist.

„Es gibt in Ägypten," versetzte Kritias, „in dem Delta, um dessen Spitze herum der Nilstrom sich spaltet, einen Gau, welcher der saïtische heißt und die größte Stadt dieses Gaus ist Saïs, von wo ja auch der König Amasis ge-

bürtig war . . .“ Dem fragenden Hellenen sagt der ägyptische Priester: „Ihr seid alle jung an Geist (ihr Griechen), denn ihr tragt in ihm keine Anschauung, welche aus alter Überlieferung stammt und keine mit der Zeit ergraute Kunde.“

Ach, ach, wo sind die Hellenen, die jenem Priester kindlich vorkamen, weil sie keine adelig alten Geschichten vom Anfange der Menschheit wußten? Der neunzigjährige Kritias erzählte dem Knaben Platon von Berichten, die so fernher flossen, daß sie wie Märchen rauschten. Aber da ist noch das Delta, um dessen Spitze herum der Nilstrom sich so vielfach spaltet.

Der Nil wird uns jetzt immer begleiten, so lange wir im Lande Ägypten sind. Wir werden ihn aus dem Coupéfenster sehen und vom Wägelchen herab, in dem wir über die Landstraße rollen und vom Rücken des geduldigen Esels, wie vom Buckel des Kamels und natürlich vor allem, wenn wir mit der Barke über seine weichen Wellen gleiten. Er wird wiederkehren, der Strom, der ewige und junge, der sagenhafte, der doch ein morgiges Geschenk der Äcker ist, er wird immer da sein in Betrachtungen und Gesprächen, stets entfließend und stets gegenwärtig, alles beherrschend, weil alles befruchtend. In Wahrheit ist er die wundersam feste Grundlage aller Wohlfahrt, nichts wäre ohne ihn, nichts ist außer ihm. Wohin er nicht kommt oder listig hingeführt wird, ist die Wüste. Wo seine Wellen plätschern, wird der Boden üppig. So lernen wir auf dieser Fahrt allen Zauber des Wassers kennen. Auf dem Meere war es die Freiheit, hier ist es die Fruchtbarkeit und eine duftende Verklärung. Denn der Nil ist nicht nur der Reichtum, er ist auch die süße unvergleichliche Schönheit des Ägypterlandes.

* * *

Den Bahnsteig entlang ziehen die Kamele, hochbepackt, als ginge sie das neue Leben der Dampfzeit gar nichts an. Ihre Lasten sind geblieben, was sie waren und, sie schaukeln sie philosophisch weiter in dem langen Rhythmus, den der Wüstengang der Kamele hat. So gibt es Lebewesen, denen aller Fortschritt nichts nützt. Solch ein Kamel hat etwas Feierliches und Gefaßtes; es scheint zu wissen, daß wir zum Leiden und Lastentragen auf der Erde sind und so wandelt es geduldig seinen Weg bis an das Ziel, das glücklicherweise auch den Kamelen gesetzt ist. Trauriger sind die Esel, denn sie lehnen sich manchmal auf, aber sie tun es in einer ungeschickten und erfolglosen Weise, die nur zu den heftigsten Prügeln und Fußtritten führt. Ich möchte in diesem Lande kein Esel sein. Hier hat man als ein solcher noch nicht die Anwartschaft auf die höchsten Stellungen.

Auch die Büffel an den Schöpfrädern halte ich nicht für glücklich. Das Land wird von Wasseradern tausendfach durchzogen und das ist natürlich immer der Nil, der gespaltene, zersplitterte, zerfaserte, dünner und dünner in feinste Haarröhrchen verteilte Nil. Denn das waren die armen Zeiten, in denen das Land entweder ersoff oder verschmachtete. Auch die Künste der Stauung und Bewässerung sind hier schon uralt und wurden in fernen Zeiten in diesem Delta geübt. Freilich gerieten sie wieder Jahrhunderte hindurch in Vergessenheit oder Entwöhnung und es gab dann magere Kühe. Eine richtige Politik müßte nun darauf aus sein, daß die Äcker immer bewässert werden, weil sie ja unter diesem immerblauen Himmel Ernte nach Ernte tragen; drei, sage drei Ackerperioden gibt es im Jahre, Frucht auf Frucht, ein unerschöpflicher Segen. Nur Wasser muß da sein, dies ist das einzige Verlangen des Bodens und

seiner Menschen. Wasser ist das beste. Wenn es da ist, sind die Kühe Pharaos fett.

Die metaphorischen Kühe, ja; die Büffel an den Schöpfrädern nicht. Die Büffel bleiben mager. Man muß sie sehen, diese tiefgebeugten Tiere, wie sie ihr Joch im Ringe schleppen. Die Eimer steigen voll herauf, sinken leer hinunter, das Wasser aus dem tieferen Graben auf den Acker zu holen. Am Brunnen hockt die ganze Sippschaft des Fellachen, schaut dem Büffel zu. Der Büffel geht und geht und geht. Morgen wird Mittag, wird Abend, am entzückenden Himmel verblutet die Sonne. Der Büffel geht und geht und geht. Spürt sein Bauer ein Erbarmen, so werden dem Büffel wenigstens die Augen verbunden. Dann sieht er nichts vom Himmel, aber auch nichts von seinem unveränderlichen Wege. Wie schrecklich muß es aber sein — selbst für einen armen dummen Büffel — mit sehenden Augen im Ringe zu gehen.

Nilarme, Wassergräben, Schöpfräder, Büffel, Kamele, Esel mit ihren Reitern und Treibern, ab und zu ein Dorf, das heißt ein Haufen großer Lehmklumpen, welche die vorbildliche Zeltform erkennen lassen und dann ein größerer Ort, ein Markt, farbenflirrend, schmutzig, mit Lärm und wieder die Landstraße mit Kamelen und Eseln, wieder die Schöpfräder mit Büffeln — so sieht die Fahrt aus. Bis aus dem leichten Dunste des Horizontes die Umrisse von Pyramiden aufsteigen. Feinere und prächtigere Häuser tauchen auf, Gärten, Türme, Moscheen, Paläste — Kairo.

* * *

Die Straße vor dem Hotel ist noch ein solcher Maskenball wie damals. Auf der großen Terrasse sitzt man mit dem Fliegenwedel und läßt die Dinge an sich heran, an sich vorüberkommen. Farben und Geschrei. Hunderterlei Anträge

von Führern und Händlern. Die Kindlichkeit und der Schmutz des Orients. Aber mitten drin stehen etliche Wachleute, streng, britisch angehaucht, fast schon Policemen. Eine Abteilung Hochländer marschiert vorüber, schottische Hosen, flotte Jungen — die Okkupation. Andere englische Herren, Offiziere, haben den Tarbusch, der höher ist als der Fez der Türken, auf dem Kopfe. Und wie sie es verstehen, Ordnung zu machen, ohne Brutalität, ohne Tropenkoller, es nimmt sich wunderbar genug aus. Das Volk Ägyptens war seit unvordenklichen Zeiten gewohnt, von Fremden beherrscht zu werden. Nun ist ein Fremder gekommen, der freilich fabelhafter aussieht, als alle Eroberer, Raubfürsten und Despoten vergangener Zeiten; ein Zwingherr, der das Volk nicht aussaugen oder zertreten, sondern es heben und bessern will. Dieser rätselhafte Eindringling verbreitet Licht, schafft Ordnung, sorgt für Reinlichkeit, schützt die Gesundheit, bringt Gerechtigkeit, regelt die Finanzen, läßt jeden nach seiner Façon selig werden, sichert die Straßen, baut Dämme und wirtschaftet mit dem Wasser, dem Wasser des Nils, wie in den Jahrtausenden noch niemals ein Herrscher Ägyptens. Daß der Zwingherr all dies Gute einem hohen und fernen Machtgedanken zuliebe schafft, weiß der Fellah nicht und verstünde es nicht, wenn er es wüßte.

Noch merkwürdiger ist, mit welch weicher Hand dieser fremde Gewalthaber das Schöne, Urständige, Heimatliche zu schonen weiß. Dem Genius des Ortes wird gehuldigt. Einem Engländer wäre es in der Tat unerfindlich, wie man einen Menschen in seiner Freiheit, in der Pflege seines Glaubens, seiner Sprache oder Tradition behindern könnte. Und so begibt es sich, daß ein Volk, welches das Glück hat, von England unterjocht zu werden, eine Freiheit genießen lernt, von der es vorher keine Ahnung hatte.

Darüber läßt sich viele Stunden lang nachdenken,

während man mit dem Fliegenwedel auf der Terrasse sitzt und hinunterblickt in den Maskenball der Straße. Ausflügler kehren von den Pyramiden heim, andere reiten zu den Gräbern der Khalifen, fahren nach Memphis oder Heluan und weiter, zur Straußenzucht von Matarije bei Heliopolis, zur Mosesquelle und was weiß ich, was ein pflichtgetreuer Rundreisender alles gesehen haben muß, um sich bei der Heimkehr mit Anstand zeigen zu können. Die Rundreisenden sind eben hier dieselben, wie anderswo und sie vermehren recht unterhaltend die Fülle des Bildes, wenn sie es auch ein wenig ins Gewöhnliche herunterdrücken. Fast ist die Straße von Kairo schon zu modern, zu europäisch. Doch da wird plötzlich auf der Fahrstraße ein erinnernder Ruf laut und wir sind wieder in Ägypten. Zwei goldbetreßte, aber bloßfüßige Läufer haben den Ruf ausgestoßen, sie rennen vor einem reichen Wagen her, den herrliche Rosse ziehen und das ermahnte gemeine Volk hat auszuweichen, sonst schlagen die Läufer mit ihren Stäben drein.

Im geschlossenen Wagen sitzen Damen in schwarzen Seidenhüllen. Stirn und Augen sind frei, den unteren Teil des Gesichtes decken rosenfarbene Schleier, die so undurchdringlich sind, daß man die Trägerinnen für bezaubernd hält. Dunkle Augen strahlen und das Geheimnis duftet. Morgenland!

II.

Anfangs April in Kairo. Es ist Sommer. Morgens weckt uns starker Vogelgesang, und im saftigen Garten, auf den sich das Fenster öffnet, herrscht eine hohe sommerliche Pracht. Ich liebe die rotvioletten Blüten der Bougainvillea — ich glaube, so heißt sie — die man in dichten Büschen an Häusern und Umfassungsmauern hoch hinauf klettern sieht.

In diesen Monaten leuchtet sie in ihrem Farbenübermute. In Europa ist der Gärtner wahrscheinlich froh, wenn er sie im Topfe, etliche Zweiglein, ziehen kann; hier strömt sie gleich über ganze lange Mauern ihre Blumenfülle aus, die Bougainvillea. Und die Palme ist ein gewöhnlicher Baum.

* * *

Die Straße unterhält mich, die arabische, die levantinische, die europäische. Man findet hier allerlei Bodensatz.

An der Terrasse vor dem Gasthofe wälzt sich dieses gemischte Leben vorüber, den ganzen Tag, bis in die Nacht. Die offenen Wagen mit den rasenden Pferdchen erinnern mich an die Carrozzellen von Neapel. Daran auch die Weiber auf den Balkonen, das ist mehr südeuropäisch als nordafrikanisch. Aber die Händler und Führer, die zu Dutzenden auf der Straße vor dem Gasthofe herumstehen, sind einziges Kairo. Alle Menschenarten des nordöstlichen Afrika erscheinen vertreten: Neger, abgeblaßte Mischlinge, gebräunte Weiße. Die vielerlei Köpfe sind mannigfaltig bedeckt: mit weißem oder buntem Turban, mit dem roten Tarbusch, mit braunen Filzkäppchen oder ganz einfach mit irgendeinem grellen Lappen. Und so sind auch ihre Leiber bekleidet, mit gelben, grünen, weißen, hell- oder dunkelblauen, bis auf den Boden wallenden Hemden, Mänteln, Umhängetüchern. Die Farben sollen schreien, das scheint der eigentliche Zweck der Männertrachten zu sein. Die Frau aber ist auf der Straße ganz schwarz verhüllt, anders als im Abendlande, wo sie gleich den Schaugebilden der Pflanzen schimmert und lockt.

Der ferne Gesetzgeber, der die Frau hinter Mauern verbarg, sie mit Hämlingen umgab, sie nur durch enge Holzgitter ins Freie blicken ließ und ihre reizende Gestalt durch dunkle Überwürfe entstellte, dieser Gesetzgeber war offenbar auf die Schaffung eines harten Volkes von Kriegern aus.

Der Mann sollte seinen großen Aufgaben nicht durch das Weib entfremdet werden. Und siehe, der Orient, in dem die Frau öffentlich keine Rolle spielt, ist dennoch eingeschlafen. Der Orient ist viel weichlicher als der Occident. Sollte die Stellung der Frau daran einige Schuld haben? „Souvent la femme nous inspire les grandes choses,“ meinte Dumas Sohn — aber zur Enttäuschung seiner lieben Leserinnen, die sich schon freuten, fügte er scherzend hinzu: „qu'elle nous empèchera d'accomplir.“ Worin ihm wieder mancher Leser recht gibt.

* * *

Jawohl, ich weiß, daß am Erschlaffen der Menschen das Klima schuld ist. Es ist so unsagbar mild. Da vergißt man die großen Absichten und läßt sich leben.

Auch braucht man unter dieser glücklichen Sonne so wenig Mittel zum Dasein. Die Sonne selbst scheint mit ihren anhaltenden Strahlen die Menschen zu nähren, daß sie kaum einer weiteren Fütterung bedürfen. Ein Endchen Zuckerrohr und dazu eines von den flachen Broten, das ist dem Fellachen schon eine ganze Mahlzeit. Diese flachen Brote aber sind noch dieselben, welche den ungesäuerten der Juden als Muster gedient hatten dazumal in der Wüste, da der feine Ägypter Moses sie fortführte von den gewiß erbärmlichen Fleischtöpfen Ägyptens. Ich kann mir nämlich nicht denken, daß diese Fleischtöpfe gut gewesen seien, wenn ich nach dem Heutigen urteile, das ich selber in den Straßen, offenen Läden und Lehmhütten im Lande Mizraim sah. Es ist nicht anzunehmen, daß sich die Nahrungsmittel seither so beträchtlich verschlechtert haben sollten, und so werden die berühmten Fleischtöpfe wohl nur eine Luftspiegelung in der Wüste gewesen sein.

Im Bazar schaute ich einem arabischen Kaufmanne beim

Essen zu. Er kauerte auf dem bretternen Fußboden seines Geschäftes zwischen Kattunrollen und Tuchstücken, und vor sich hatte er einen kleinen Topf, in dem aber mehr Grünzeug und Gemüse als Fleisch war. Mit den Fingern holte er sich die Speise aus dem Napf, daß einem schon bei diesem Anblick allein der Appetit vergehen konnte. Und was in diesem Gefäß schwamm oder lag, erweckte kein Verlangen.

Wie in die Töpfe, so kann man in allen Handel und Wandel gucken, wenn man den Bazar durchstreift. Dieser hat Ähnlichkeit mit dem von Konstantinopel, nur ist er noch viel orientalischer, enger und schmutziger. Die Hauptstraße, die Muski, ist wohl etwas breiter und europäischer, aber gerade dadurch charakterloser geworden, und ihre Läden erinnern an die einer kleinen Provinzstadt. Nur der Menschenstrom in der Muski erhält ihr die farbenreiche Ursprünglichkeit. Besser im Malerischen sind die Gäßchen hinter der Hauptstraße. Manche Handelszweige haben ihre bestimmte Gegend. Die Konkurrenten nisten beisammen, hocken aufeinander, und man sollte erwarten, daß hier Nachbarschaft und Brotneid die Leute verzehren. Aber sie sitzen mit so friedlich gekreuzten Beinen in ihren offenen Verschlägen, rauchen die Wasserpfeife, reden und spucken freundschaftlich zueinander hinüber, wenn just kein Kunde da ist. Es gibt unter anderen ein Gäßchen der Rosenölhändler, eines oder mehrere der Goldschmiede, eines der roten Pantoffeln, eines der Bücher usw. Es duftet von Rosen in dem einen, von Leder in dem anderen, und bei den Goldschmieden sieht man immer viele schwarzvermummte Weiber. Das Glitzernde lockt sie an.

* * *

Das Büchergäßchen liegt nahe der Universität. Betritt man die Azhar-Moschee, den Hof, die Hallen, so hört man

das Schwirren von murmelnden Knaben- und Männerstimmen. Dieser von Laubengängen umgebene Hof, auf dessen Steinfliesen viele Hunderte von Knaben und Jünglingen lesend und schreibend kauern, ist die sogenannte Univers ität. Wahrhaftig, eine andere Welt. Das sind die kindlichen Menschen aus tausend und einer Nacht. Lesen, Schreiben, ein wenig Rechnen, viel, sehr viel Koran, das ist die Gelehrsamkeit dieser wundervollen Universität. Doch Gelehrsamkeit ist etwas Relatives, in jeder Zeit und jedem Lande verschieden. Ein morgenländischer Denker wird vielleicht mit nicht geringerer Ironie auf das Stückwerk unseres Wissens herunterschauen.

Der Anblick dieser arabischen Hochschule ist freilich kostbar. Die Klassen sind nicht in verschiedenen Räumen untergebracht, sondern alle in derselben weiten Halle. Die Kreise der Hörer grenzen aneinander. Der Lehrer, der Schech, sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf einem Stuhl oder auf einer Strohmatte. Vor ihm im Halbkreise auf der Erde hocken die Jünger, und jeder hat seine Schuhe und seine Hefte vor sich liegen. Der Schech liest vor und glossiert, die Schüler horchen hoch auf und saugen diese Weisheit in sich ein. Es ist merkwürdig, wie still und artig all die Klassen sich benehmen. Sie sind so dicht beisammen, durch keine Wand getrennt, von einer Gruppe kann man zur andern hinüberhören, und dennoch belästigen sie sich gegenseitig nicht. Die einzelnen sind mit heiligem Ernste bei der Sache, sie haben die Leidenschaft des Lernens und die größere des Lehrens. Durch ihre Andacht wird diese weite Halle zu einem Tempel. Speise und Trank scheinen sie zu vergessen, sie dürsten nur nach Wissen. Für die aber, die auch nach Wasser dürsten, gibt es etwa ein Dutzend Wasserträger. Mit der vollen Bockshaut auf dem Rücken und klappernden Bechern in der Hand schreiten diese zwischen den Jünger-

kreisen umher. Sie stören den Vortrag nicht. Auf nackten Sohlen wandeln sie geräuschlos umher. Der durstige Schüler hat nur die Hand zu erheben, so bleibt der Wasserträger stehen, und indem er sich leicht nach vorne neigt, füllt er aus der Bockshaut mit einem geschickten Ruck der Schulter den Becher, den er dem Knaben reicht.

Das Bild ist tausend Jahre alt. Der Schech mit dem Koran, der Wassermann mit der Bockshaut, der Knabe, dessen Durst sie beide stillen — tausend Jahre ist das Bild alt und erneuert sich täglich. Eine Weile stand ich da und hörte einem der Schechs zu. Ich wußte nicht, was er sagte, und verstand ihn doch. Ich vernahm den argumentierenden Tonfall seiner Stimme, sah seinen siegreichen Beweisblick, die auseinandersetzende Gebärde seiner Hand; er legte aus und unter, dichtete dies hinein und klügelte jenes heraus. Was läßt sich in einer Sure des Korans nicht alles finden, wenn man nur sucht! Ich sah den Mann zum erstenmale und kannte ihn doch. Er ist einer von denen, die erfüllt sind von der Illusion des Wissens und diese Illusion überzeugt weitergeben. Man findet solche im Osten wie im Westen. Aber ist es nicht im letzten Grunde gleichgültig, mit welcher Art von Traum wir das Leben verbringen?

* * *

Das Leben endet auch hier eines Tages; eines schönen Tages, muß man sagen, denn hier sind alle Tage schön. Auch über den Leichenbegängnissen wölbt sich dieser ewig hochzeitliche blaue Himmel, und in aller Farbenfröhlichkeit wird der Tote zur Grube gebracht.

Wenn man einen solchen Zug zum erstenmale sieht, so möchte man nicht glauben, daß es sich um eine so traurige Angelegenheit handle. Die Sache sieht eher spaßhaft aus. Reiter auf Eseln kommen zuerst, und der trippelnde Schritt

dieser Tiere läßt eine richtige trübe Stimmung nicht entstehen. Die Kiste, welche den Entschlafenen birgt, ist in eine Kattunfahne gewickelt und wird von mehreren Männern auf den Schultern getragen. Die Weiber folgen hinterdrein, zu Fuß oder ebenfalls hoch zu Esel, und sie besorgen geräuschvoll die Wehklage. Die Kiste und der Kattunfetzen sind aber nicht zum ausschließlichen Gebrauche eines Individuums da, sondern dienen oftmals. Auf dem Leichenfelde wird der Körper aus der Kiste genommen und in die Grube gelegt.

Das Verfahren ist schleunig, aber es tut dem armen Fellachen nicht mehr weh. In der Empfindungslosigkeit gleicht er nun schon einem Großen. Seine Ruhe hat er, was sich von manchem König und Hohenpriester nicht einmal in demselben Maße sagen läßt. Die liegen nämlich im Museum als wunderbar häßliche Mumien erhalten in gläsernen Schreinen zur Schau aus, und sie müssen es sich gefallen lassen, daß die Inhaber von Rundreisebilletten aus Amerika oder Europa ihnen in die gebräunten Eingeweide blicken und dabei die allergewöhnlichsten Betrachtungen über die Vergänglichkeit ägyptischer Könige anstellen. Es gibt allerdings auch Betrachter, die stehen bleiben und sich gar nichts denken.

Die einst Mächtigen aber liegen da und können niemandem mehr schaden, niemanden mehr kränken, quälen und unterdrücken, sie können keine Ungerechtigkeit mehr begehen und nicht hochmütig sein. Was wäre es für eine Genugtuung, wenn sie nicht schon so lange vorüber wären!

Immerhin haben sie sich großartig für die Ewigkeit gebettet, mit dem ganzen fürstlichen Aufwande, den ihnen die Unentgeltlichkeit der Arbeitskräfte gestattete. Es lassen sich in der Tat die merkwürdigsten Pyramiden aufführen, wenn man den Frohnknechten als Honorar nur die Peitsche zu geben braucht. Und auch im Wasserbau, in Dämmen und

Kanälen läßt sich unter so günstigen Lohnbedingungen Namhaftes leisten.

* * *

Die letzten großen Wasserwerke sind nicht mehr auf so patriarchalische Weise entstanden. In unseren Tagen wird Arbeit bezahlt, und es widerspricht unseren sittlichen Empfindungen, für Menschen, die zu harter Arbeit veranlaßt werden sollen, eine andere Peitsche zu gebrauchen, als den Hunger und das Elend.

Freilich, wer nähme den Spaten in die Hand, wer trüge Lasten und mauerte Dämme, wenn kein Zwang hinter ihm wäre? Zur Stunde ist das Mittel noch nicht gefunden oder doch nicht in Übung, die Kulturbedürfnisse der Menschheit ohne Grausamkeit zu decken. Wie viele arme Teufel haben daran glauben müssen bei den im Ägypterlande vorgenommenen Versuchen, die Erdoberfläche zu verbessern! Aber — werden wir im erbarmungslosen Tone einer Siegesnachricht hinzufügen — aber diese Versuche sind geglückt. Ein solcher Sieg war der geniale Wasserweg von Suez, durch den Europa um so viel näher an Asien herangerückt wurde. Solche Siege waren die Stauwerke der großen englischen Ingenieure in den letzten zwanzig Jahren. Was da gemacht wurde, ist allerdings großartig. Während Europa, das Europa der Mächte, sich noch darüber den Kopf zerbrach, wie und wann denn diese englische Okkupation ein Ende nehmen werde, gingen Englands Ingenieure gelassen und entschlossen an diese ungeheuren Werke. Sie wurden Mehrer des Reiches Ägypten, indem sie den Nilstrom regelten, der wie ein richtiger Verschwender bald zu viel ausgab und bald zu wenig hatte. Durch den riesenhaften neuen Sperrdamm von Assuan und das Stauschleusenwerk von Siut in Ober-Ägypten wurde die Wasserwirtschaft zur raffiniertesten Sparsamkeit gesteigert.

Den Abfluß von Wasser nach Unter-Ägypten hat die Verwaltung fast völlig in der Hand. Nicht ein überflüssiger Tropfen rinnt zu Tale, und die Stromhöhe für Kairo wird in dem neunhundert Kilometer entfernten Assuan bestimmt.

Als die britischen Techniker der ägyptischen Regierung an diese gewaltigen Bauten von Assuan und Assiut schritten, berechneten sie die jährlichen Mehreinnahmen des Landes aus dieser erhöhten Ausnützung des Nilwassers auf etwa dritthalb Millionen Pfund Sterling. Sie haben sich geirrt. Das Ernteergebnis des ersten Jahres betrug um neun Millionen Pfund mehr. Und wie findet sich der Staat zu seinen Aufwendungen zurück? Einfach durch die nach der Bodengüte abgestufte Grundsteuer. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Dieses früher bankerotte Land hat jetzt verblüffende Überschüsse, aus denen die öffentlichen Bauten bestritten werden.

Der Damm von Assuan, gegenwärtig das größte Werk dieser Art in der Welt, scheint freilich auch ein merkwürdiges Opfer fordern zu wollen. Die Insel Philae, welche die Perle Ägyptens genannt wird, soll in Gefahr sein, zu ersaufen. Es gibt da herrliche Bauten aus ältester Zeit, und wie man weiß, sind Altertümer zumeist unersetzlich.

Bis an den Katarakt von Assuan bin ich nicht gekommen. Ich sah nur den Barrage nächst Kairo, welcher vor dem von Assuan das hervorragendste Stauwerk war.

Dieser Bau war schon vor fünfzig Jahren von Franzosen versucht worden, gelang aber nicht. Als man ihn fertig wähnte, stellte sich heraus, daß er nicht sperrte, wohl das Allerschlimmste, was ein Sperrdamm sich kann zuschulden kommen lassen. So blieb er Jahrzehnte lang unwirksam, bis die Engländer kamen und die Arbeit von Grund auf erneuerten. Es hat eine Menge Geld gekostet, aber jetzt funktioniert er tadellos. Das ist die Okkupation der Ingenieure.

* * *

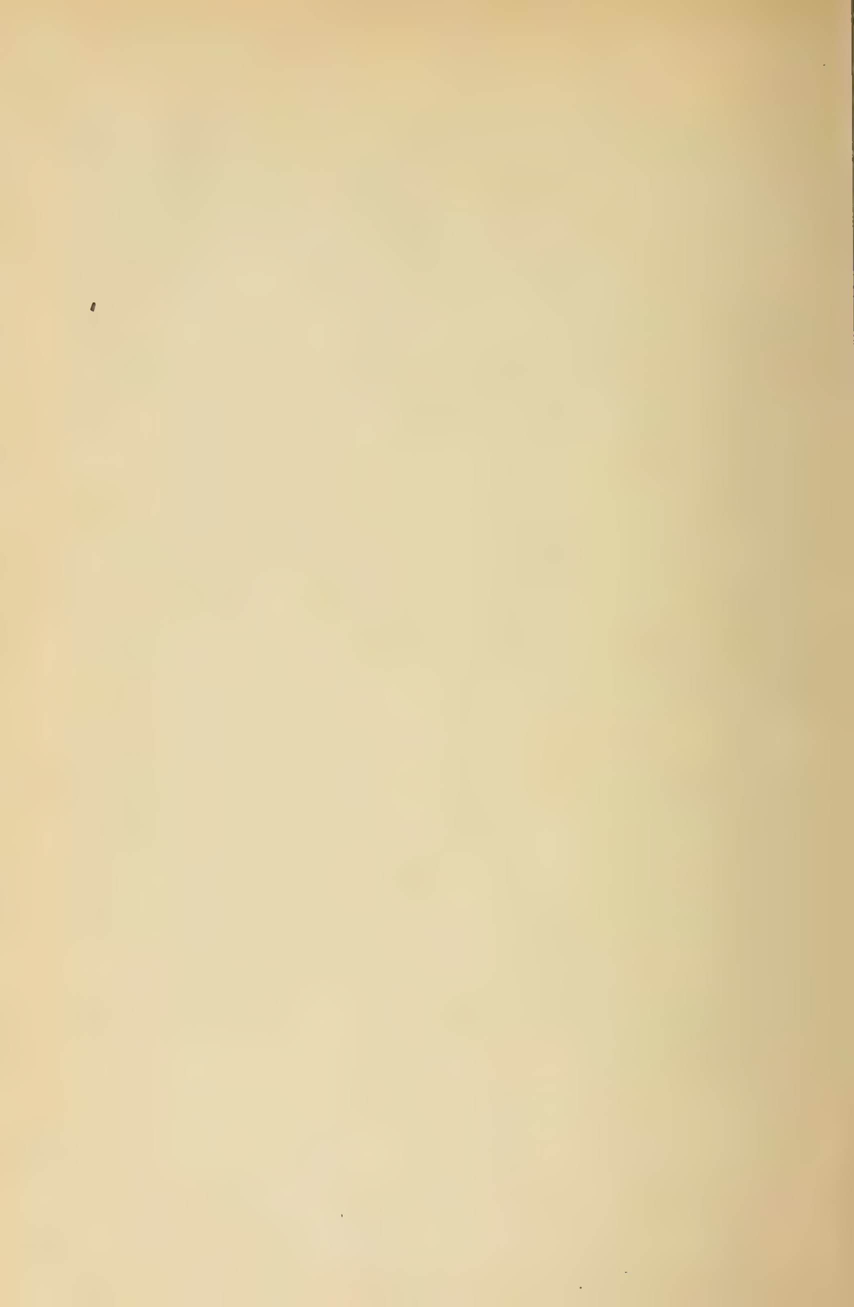
Das Stück Land im Flusse, welches zwischen den Schleusenbrücken des Barrage, zwischen dem Nilarm von Damiette und dem von Rosette liegt, das ist eine liebliche Insel geworden. Sie haben einen Garten daraus gemacht. Es wachsen da wunderseltene Blumen, denn es ist ein Treibhaus mit dem Himmel als Dach.

Wir fuhren auf einer Jacht hinaus. Beim Untergang der Sonne kehrten wir nach der Stadt zurück. Wie weich der Nil unter den Abendfarben erglänzte, in welchen Stimmungsübergängen der Himmel aufloderte und erblaßte, es ist nicht zu sagen.

Und noch größer war der kommende Abend ein andersmal vom Mokattamberge aus anzusehen. Da ist das Bild überwältigend. Jenseits des grünangelaufenen Striches von bebautem Lande erblickt man das Gelbbraun der Wüste, man sieht Pyramiden und dämmerige Höhenzüge in der Ferne, man sieht die Zitadelle, die Kalifengräber, und da unten dehnt sich eine lasterhafte und prächtige Stadt. Der Strom schimmert zwischen den Auen, die Landschaft ist weit, weit.

Doch um dieses Sonnenfest gebührend zu feiern, müßte man noch die Empfindsamkeit junger Jahre im Gemüte haben. Wo ist sie hin? Und es ist gut, daß sie nicht mehr da ist. Aber so hold und hinreißend, so rosig und wehmütig ist dieses Untertauchen unserer lieben Sonne, daß man wahrhaftig sekundenlang etwas Törichtes wünscht noch einmal jung zu sein, und müßte man auch das verwichene Ungemach noch einmal durchkosten, die Lernplage, die Kämpfe, die vergeblichen Bemühungen, die Enttäuschungen, ja sogar die Liebe.

(1903.)



IV

Philosophische Erzählungen



Epaphroditus

Der Diktator Sulla hatte abgedankt. Er überraschte seine Freunde, deren es wenige gab, und seine zahllosen Feinde damit, daß er die Macht seinen blutüberströmten Händen entsinken ließ, nachdem selbst Cinna, selbst Marius unvermögend gewesen, sie ihm zu entreißen. Als hätte die höchste Gewalt keinen Reiz mehr für sein erschöpftes altes Herz, weil er sie nicht mehr zu verteidigen brauchte, warf er seine ertrotzten und angemaßten Ämter hin. Er gestattete, daß Konsuln gewählt wurden, und man wählte auch wirklich für das folgende Jahr den Markus Ämilius Lepidus und den Quintus Lutatius Catulus. Vor Markus Lepidus hatte er zwar den Pompeius gewarnt, als dieser sich gar so eifrig für den Ehrgierigen bemühte, aber im Grunde schien es dem ehemaligen Diktator gleichgültig zu sein, wer das aufgewühlte Rom weiterhin regieren würde. Er wollte nach all den Triumphen nur noch seine Ruhe haben. Das sagte er jedem, der es hören mochte. Gleich einem gemeinen Bürger, ohne Liktoren, unbegleitet erschien der Besieger des Mithradates, vor kurzem noch der Herr von Rom, auf dem Markte. Man konnte sich ihm nähern, mit ihm sprechen. Und in Rom gab es keine Dolche mehr. Anders war es nicht zu erklären, daß der Verhaßteste der Römer den Markt nicht nur betreten, sondern auch unbeschädigt verlassen konnte. Ein alter Zenturio, namens Valgus, der mit in Griechenland gewesen und später unter Markus Lucullus im diesseitigen Gallien gefochten hatte,

trat in diesen ersten Tagen nach der Verzichtleistung auf Sulla zu.

„Imperator!“ sagte er, „ich habe dich in mancher Schlacht gesehen, aber selbst bei Orchomenos ist mir dein Mut nicht so groß vorgekommen, wie jetzt, da du wehrlos hier herumgehst. Hier sind Menschen, denen du die Väter, Brüder, Söhne geächtet oder getötet hast. Wer ist mit dir, wenn dich Rächer überfallen?“

Sulla schmunzelte: „Wer? Mein Glück! Ich nenne mich den Epaphroditus. Und wahrlich, so lange ich die Gunst der Venus über mir fühle, kann mir nicht bange sein.“

„Die Götter und insbesondere die Göttinnen lieben nur die Starken,“ entgegnete der Zenturio. „Nimm es mir, deinem einstigen Soldaten, nicht übel, wenn ich dir sage, daß du aufgehört hast, ein Starker zu sein.“

In Sullas rotem Gesicht lag jetzt das Lächeln der Triumphe: „Woher weißt du das? Vielleicht fange ich erst an, ein Starker zu sein.... Aber wenn dem auch so wäre, wie du meinst — erinnerst du dich noch eures Tages von Fidentia? Markus Lucullus hat es mir erzählt, wir ihr nur sechzehn Kohorten stark vor Julia Fidentia lagertet, und euch gegenüber der Feind besaß fünfzig Kohorten. Da hatte dein Führer wenig Lust, anzugreifen. Noch erwog er in seinem Gemüte, ob Rückzug oder Kampf geboten sei, als ein holdseliges Zeichen geschah. Der Wind, ein kosender Wind, führte von der nächsten Wiese Blumen herüber, die sich auf eure Helme und Schilde legten. Es war ein solches Gestöber von Blüten, daß eure Waffen wie bekränzt aussahen.“

„So war es!“ schrie der Zenturio, übermannt von neu auflebender Begeisterung; „da ließ Lucullus zum Angriff blasen, und wir siegten.“

„Siehst du, mein Freund, was Blumen für den Krieger

sind. Ich sehne mich auch nach solchem duftenden Schnee. Ich will mich auch bedecken lassen von Blüten.“

„Nur hast du keine Waffen mehr, und du bist ein Mann von sechzig Jahren, Sulla!“

Der Feldherr lachte übermütig: „Liebster, frage Lalage, frag Amaryllis, frage Florentina, wie alt ich bin . . . Übrigens kannst du auch den Mimenspieler Metrobius fragen.“

„Einmal hat es dich schon gepackt,“ rief der hartnäckige Valgus. „Da warst du hilflos, deine Füße gehorchten dir nicht.“

„Wann denn, Valgus? . . . Ach ja, damals in Athen! Hast du ein Gedächtnis! Das war nichts, eine vorübergehende Lähmung. Die Bäder von Ädepsus haben mich wieder kerngesund gemacht. Da, sieh her: ist das der Arm eines alten Mannes? . . . Morgen verlasse ich Rom, bei Venus! In lustiger Gesellschaft. Ich gehe nach dem seligen Kampanien. In Cumae will ich den Blütenschnee auf mich fallen lassen. Denk an mich, Valgus! Und wenn du an mich denkst, so sollst du mich nicht anders als den Glücklichen heißen. Den, der sich nicht schämt wie die Dummen, oder ängstigt, glücklich zu sein, sondern den, welcher stolz ist auf sein Glück. Leb wohl, Valgus!“

Mit den Komödianten Quintus Roscius und Sorix reiste der glückliche Sulla nach dem Süden, an den cumanischen Meerbusen, wo um diese Zeit ein heiteres Badeleben blühte. Ferne von Krieg und Geschäften ergötzten sich die römischen Großen und die Reichen in ihren Villen, die herrlich am Meere lagen. Cumae, Bajae, Misenum, Puteoli, bis hinüber nach Stabiae und Surrentum, lauter wonnevolle Namen von Ortschaften, in denen es nie still wurde von Schmausereien, Gesängen, Lust-, Flötenspiel und üppigen Tänzen. Wenn bei Sonnenuntergang das Boot Sullas, von Cumae hergerudert, um das Vorgebirge von Misenum bog und hier zur Rechten

die süßen Inseln Prochyta und Änaria auf den rötlich-blauen Wellen schwammen; wenn dort drüben der geheimnisvolle Vesuvius die Landschaft überragte wie ein abgedankter Diktator, ihm zu Füßen das feine, fröhliche und lasterhafte Pompeji; wenn da draußen auf den Wassern die Insel Capreae im Abendrosenglanze schimmerte wie eine Wolke oder wie ein Traum — da zog der alte Günstling der Venus die Licinia oder Amaryllis oder wie sie gerade hieß, die neben ihm in den Schiffskissen lehnte, heißer an sich, drückte seine dicken Lippen in ihr Haar, beschnüffelte sie zärtlich, und er sprach zu Metrobius und Sorix:

„So schön war das Leben noch nie!“

Dazu der schmeichelnde Klang von Zithern und Flöten, und ein kleiner lustiger Rausch, der aus den mitgenommenen Trinkschalen hervorquoll. Es waren Stunden, Tage, die nicht wiederkehren.

Für den bunten Gang der Zerstreuungen sorgte Metrobius. Die Weiber brachte zumeist Sorix. Roscius aber, der reiche und berühmte Komödiant, kam sich selbst schon als eine wichtige Staatsperson vor, und ein Fremder, dem man diese Freunde beim Zechgelage gezeigt hätte, würde vielleicht den anspruchsvollen Roscius für den Staatsmann und Feldherrn, den Sulla hingegen für einen bejahrten, leichtsinnigen Schauspieler gehalten haben.

In Puteoli wurden um diese Zeit von den Ädilen dem Volke Gladiatorenkämpfe geboten. Sulla fand sich mit seiner Gesellschaft im Theater ein, und er traf zu seiner nicht unfreundlichen Überraschung mit Gnaeus Pompeius im Zuschauerraume zusammen. Minder angenehm war es ihm, auch Markus Lepidus, den Konsul, zu erblicken. Was suchte der hier? Aber Sulla wollte sich die lichte Laune nicht verderben lassen, er kümmerte sich nicht viel um den giftigen, schwindsüchtigen Konsul und unterhielt sich nur mit seinem

Stieftochtermann Pompeius, den er ziemlich gut leiden konnte, obwohl sich dieser von frühen Erfolgen aufgeblasene junge Herr ein bißchen kühl und stolz gebärdete. Lieber noch wanderte Sullas genußfroher Blick über den weiß und purpurn leuchtenden Halbkreis des Publikums, in dem es genug der schönen Weiber in verführerischen, dünnen und seidenen Gewändern zu sehen gab. Viele kannte er und zwinkerte ihnen verständnisinnig zu, während Pompeius feierlich vor sich hin starrte, immer seiner Größe eingedenk. Plötzlich entfuhr dem alten Diktator ein halber zorniger Ausruf. Pompejius betrachtete ihn fragend. Sulla sagte:

„Ich muß mich geirrt haben. Wie käme der hierher? Ich denke, der ist jetzt irgendwo in Asien. Jedenfalls würde er sich hüten, mir unter die Augen zu kommen.“

„Wer?“ sprach Pompeius gelassen.

„Mir war es, als sähe ich dort hinten im Volke ein blasses, mageres Gesicht mit dunklen Augen, die ich kenne. Die Augen eines Neffen des Marius. Du kennst ihn: Gaius Julius Caesar. Der Bursche ist mir verhaßt. Ich halte ihn für den Gefährlichsten von allen. Dort sah ich einen jungen Menschen in Sklaventracht, der glich ihm.“

Pompeius lächelte überlegen. „Unmöglich! Gaius Caesar ist jetzt auf Rhodus und lernt in der Schule des Apollonius reden. Auch ist es ausgeschlossen, daß er sich irgendwo in schlechter Kleidung zeigte. Dazu ist der junge Mann viel zu eitel. Gefährlich kann ich ihn auch nicht finden. Er ist ein Geck. Siehst du oft solche Schreckbilder?“

Schon war Sulla beruhigt und lachte: „Ich Schreckbilder? Kennst du mich als furchtsam? Auch stehe ich ja keinem mehr im Wege. Ich hab' auf alles verzichtet.“

„Bis auf die Weiber!“ bemerkte Pompeius mit leise strafendem Hohne.

„Du sagst es. Erst heute morgens hatte ich ein Traum-

gesicht. Denke dir: Ich sah vor dem Erwachen — oder war es nachher? — eine weiße Henne. Sie sprach zu mir mit der Stimme eines schmeichelnden Weibes und nannte mich ihren Sohn. Ich wollte mich ihr nähern, da zerfloß sie zu hellem Schaum, und dieser verdichtete sich wieder, und ihm entstieg meine Göttin selber, die Venus. Was hältst du von dieser Vorbedeutung?“

„Selten hörte ich von einer besseren. Daraufhin könntest du getrost jede Unternehmung wagen, Teuerster!“

In der Arena hatte unterdessen das Spiel begonnen. Die Gladiatoren waren feierlich eingezogen, das Scheingefecht ging vorüber. Nun wurde zu Blutigerem das Zeichen gegeben. Gleich das erste Paar regte die Zuschauer mächtig auf. Es focht ein Thrazier gegen einen Myrmillo. Die Mienen dieser Kampfknechte konnte man nicht sehen, da sie von den Visierhelmen verdeckt waren; aber die Angst des schwächeren Thraziers war bald erkennbar, da ihn der gallisch Bewaffnete mit Schild und Schwert bedrängte. Doch bei den aufbrausenden Zuschauern weckten die Furchtregungen des eisern vermummten Burschen nur Spott und Wut. Sie wollten sein Blut sehen. Die parfümierten, verlockend geschmückten, schönen Frauen waren danach besonders gierig, ihre zarten Näschen schnupperten und bebten. Und über das Amphitheater hin rauschte es wie ein schwüler Wind von Brunst und Mordlust. Das Blut des Thraziers verlangten sie — aus keinem anderen Grunde, als weil er schwächer war. Sie hätten ihn ebenso heiß geliebt, wie sie ihn jetzt haßten, wenn er zufällig der Stärkere gewesen wäre. Sein Blut! . . . Da — es floß! Der Myrmillo war ihm in eine Blöße hineingekommen. Noch sah man die Wunde nicht, die der Schild verbarg. Aber das rasche Blut sah man auf die Beinschiene und den linken Fuß des Thraex herniedertrop-

fen. Da ging ein Röcheln der Befriedigung durch die ansteigenden Reihen der Zuschauer.

Und in diesem Augenblicke fühlte Sulla, der auch angenehm erregt hinabsah, einen leichten Druck auf seiner Schulter; zugleich umwitterte ihn ein ungemein lieblicher Geruch. Erfahren, wie er in Abenteuern war, verhielt er sich gleich ganz ruhig und wendete sich nicht um. Er schloß sogar die Augen und dachte ein wenig an die Blüten von Fidentia. So kamen sie geflogen, so senkten sie sich weich und duftend. Er mußte sich aber doch umsehen. Am Ende war sie häßlich und alt? ... Nein! Schön war sie, süß und jung. Unter der goldgestickten Chlamps ließ sich eine halbgöttliche Gestalt erraten. Aus dem Gürtel blitzten kostbare Edelsteine. Sie zog ihr weißes Pfötchen verwirrt zurück, als er sich zu ihr kehrte. Sie hatte nur im Eifer des Zusehens ihre Hand auf den vor ihr Sitzenden gestützt. Aber sie blieb hinter ihm, wohl weil es der beste Platz war. Seine bewundernden Blicke schien sie nicht zu beachten, als wäre er nicht Sulla, noch immer der erste Mann des Reiches gewesen. Kannte sie ihn nicht? Sie war vielleicht eine Fremde. Sie sah an ihm vorbei in die Arena.

Da unten schleppte sich der Thrazier immer mühsamer, blutete aus anderen Wunden, und entkräftet bewegte er seine krumme Waffe gegen den Myrmillo, der ihn mit dem Schilde zurückwarf, daß er herumtaumelte. Und jetzt entfiel dem Thrazier auch der runde Schild. Wehrlos stand er da, und man gewahrte die klaffenden Wunden, die ihm geschlagen waren. Der Sieger hielt inne. Noch durfte er den letzten Stoß nicht führen, denn der Besiegte hatte ächzend den linken Daumen erhoben, um Gnade zu bitten, um sein Leben. Zu Sulla war der gesenkte Visierhelm des Thraziers hingewendet, zu Pompeius, Markus Lepidus und den Ädilen, welche auf den vornehmsten Plätzen saßen. Sulla wandte sich

mit einem Lächeln nach der Unbekannten um. Sie verstand ihn. Er machte ihr das königliche Geschenk eines Menschenlebens, wenn sie wollte. Es kam dem Sulla vor, als hätte er noch nie ein Weib so lustvoll und zugleich so grausam blicken gesehen. Die leise schwarz gefärbten Augenlider halb schließend, betrachtete sie ihn von der Seite und lächelte sanft. Alle sahen nach Sulla und Sulla sah nach ihr. Sie lächelte, sie biß sich lächelnd mit entzückenden kleinen Zähnen in die Unterlippe, die wie ein röter geschminktes Rosenblatt war. Dann erhob sie den Arm, an dem Goldketten und Spangen leise klirrten, und streckte ihn langsam aus, wie es eine Herrin tut; dann sah sie den jäh berauschten Sulla voll an, daß ihm das Herz mit einemmale stille stand — und dann senkte sie mit einem Ruck den Daumen.

„Sie ist eine Römerin!“ sagte sich Sulla, und auch er lächelte und kehrte den Daumen um. Und so tat Pompeius, so taten die andern, weil keiner unrömisch weich erscheinen wollte. Das Volk jauchzte schaudernd, und der Myrmillo sprang mit gezücktem Schwert auf den schwächeren Schelm los. Ein Klatschen von Eisen auf Weichteilen, ein Stich, ein Stöhnen, ein gurgelnder Ton — es war vorbei. Den Leichnam des vermummten Fechters schleifte man hinaus.

Einen Augenblick hatte Sulla diesem unterhaltenden Sterben zugeschaut. Nun wendete er wieder den Kopf. Aber seine Unbekannte war verschwunden. Er empfand einen heftigen Verdruß und runzelte die Stirne. Nachlaufen konnte er ihr dennoch nicht; es war zu sehr gegen die Würde, dies vor allem Volke zu tun. Ihm war zumute, als hätte er nie in seinem Leben ein Weib so geliebt, wie diese Unbekannte, von der er nur wußte, daß sie nach morgenländischen Blumen duftete, daß ihre dunklen Haare töricht über die Stirn-

binde fielen, daß ihre Hand unsäglich weich und klein und weiß war, und daß sie mit rosigem Lächeln einen Fechter zum Tode verurteilt hatte. Eine Provinz hätte er für dieses Weib gegeben. Und sie war verschwunden.

Da kam der verschmitzte Metrobius hinter ihn geschlichen und antwortete flüsternd auf die Wünsche seiner Seele:

„Imperator, sei froh, Sie wird uns nicht entgehen. Sorix ist hinter ihr her. Sie muß noch heute zu deinem Gastmahl kommen."

„Kennst du sie?" gab Sulla leise über die Schulter zurück, um von Pompeius nicht gehört zu werden.

„Nein," entgegnete der Mimenspieler; „sie ist eine Fremde. Niemand kennt sie hier. Laß nur, Sorix ist in solchen Dingen geschickt."

Sulla war nun wieder wohlgemut. Er ließ auch des Pompeius steife philosophische Bemerkungen — über die beste Art zu sterben — wie einen langweiligen Regen an sich herunterrieseln. Vom kümmerlichen Tode dieses Fechters war Pompeius in seinen Betrachtungen ausgegangen. Er besprach das Hinscheiden von Sklaven und das stolzere von Herren, den edlen Selbstmord am Ende der Macht, den Tod im Kriege und im Frieden, den Tod des Marius im Krankenbette, den Tod des Tiberius Gracchus, und so weiter.

Sulla scherzte: „Großer Pompeius, du bist mir zu gründlich. Mich interessiert von allen diesen Arten nur eine: der Tod des Glücklichen."

„Wie ist das?" fragte Pompeius ernst.

„Eben das weiß ich noch nicht," lachte Sulla. „Vielleicht werde ich es noch erfahren. Was sage ich: vielleicht? Gewiß! Ich habe immer Glück gehabt. Die Götter können ihr eigenes Werk nicht im letzten Augenblick vernichten."

„Sulla, Sulla, das ist eine Herausforderung des Schicksals.“

„Mein ganzes Leben war nichts anderes als eine Herausforderung. Sie ist mir wohl bekommen, mein teuerer Pompeius . . . Willst du heute mit mir zu Abend speisen? Du wirst es nicht bereuen. Mein jetziger Koch kostet mich neunzigtausend Sesterzen. Die Götter essen nicht feiner. Und Kunstgenüsse . . .“

Pompeius wehrte ab: „Nimm meinen Dank. Ich bin schon bei Lepidus eingeladen.“

Sulla zuckte die Achseln: „Du weißt nicht, was gut ist. Ihr werdet wieder um den langweiligsten Tisch Kampaniens herumliegen, sauren Wein trinken und die Republik retten. Mir kann es recht sein . . .“

Während er die letzten Worte sprach, begannen seine Augen plötzlich zu glänzen; er hatte den zurückkehrenden Sorix bemerkt.

„Was bringst du Gutes?“

Der gefällige Schauspieler erwiderte leise, daß es niemand vernehmen konnte: „Fannia heißt sie und hat vor kurzem eine Villa hier in der Nähe am Meeresufer gemietet. Sie lebte früher in Alexandrien, ist aber eine Römerin. Sie weiß, wer du bist, und erwartet dich heute nachts.“

Im Gesichte des alten Diktators war es aufgeflammt. Er beherrschte sich und sagte: „Vortrefflich hast du das gemacht, mein Sohn!“

Bald nahm er Abschied von Pompeius, er gab ihm noch einen väterlichen und heiteren Rat: „Hüte dich vor Lepidus. Er nimmt sich und die Republik zu ernst.“

Pompeius rümpfte die Nase. Dieser Sulla, den jedes Weibsbild betören konnte, bildete sich ein, die Menschen zu kennen. Wie dumm war die Warnung vor Lepidus, der sein Amt, ihm, dem Pompeius, verdankte!

Als es Abend wurde, ging er in das Haus des Konsuls. Lepidus begrüßte ihn mit ergebenen Worten. Es würden noch einige Freunde kommen.

„Aus Rom?“ erkundigte sich Pompeius.

„Römer, aber nicht aus Rom,“ war die sonderbare Antwort des Konsuls.

Ein Verdacht wollte in Pompeius aufsteigen, als er gleich darauf den ersten Gast eintreten sah. Denn das war Gaius Julius Caesar, der junge von Sulla für gefährlich gehaltene Geck. Aber der benahm sich so harmlos, war so geschniegelt und geputzt, daß der überlegene Pompeius ihn innerlich verlachte.

„Was führt dich hierher?“ fragte er wohlwollend. „Man sagte mir, du wärest auf Rhodus in der Schule des Apollonius.“

„Eine Weiberlaune, großer Pompeius!“ entgegnete der junge Mann, indem er sich die blasse Wange nach Stutzerart mit einem Finger kratzte. „Ich habe auf meinen Reisen eine Freundin kennen gelernt, die mir die Zeit vertreibt. Sie wollte durchaus einige Monate inmitten der schönen Gesellschaft verbringen. Ich mußte ihr den Willen tun und habe für sie ein Haus am Meere gemietet. So sind wir hier.“

Pompeius ließ sich noch herab, zu sagen: „Das muß eine ungewöhnliche Freundin sein, die dich so regiert, mein Bester.“

In den Augen Caesars blitzte es eigentümlich, und er sprach: „Ein römisches Kind von ganz unten, doch zugleich eine Königin. Ich muß bei ihr manchmal an unsere Weltherrschaft denken. Die ist auch armselig zwischen den sieben Hügeln geboren, und ihr gehört die Erdscheibe, wenn sie Lust hat, ihren Fuß darauf zu setzen. Niemand ahnt, wie gemein sie sein kann, und auch, wie fein. Sie ist eine Künst-

lerin in der Liebe und . . ." Er verschluckte noch rechtzeitig die nächsten Worte „und im Haß".

„Merkwürdig, in der Tat!" sprach Pompeius. „Und wie nennst du sie?"

Markus Lepidus fuhr schnell dazwischen: „Wer war denn die Frau heute im Theater, die hinter Sulla stand? Sagte er dir ihren Namen nicht?"

Der stolze Pompeius war erstaunt: „Ich habe keine Frau hinter Sulla bemerkt. Ich pflege mich nicht umzudrehen. Er hat mir auch nichts gesagt."

Dieses Gespräch wurde nicht fortgesetzt, denn es kamen noch andere Gäste, Leute, die Pompeius nicht kannte. Plötzlich tauchte aber sein früherer Verdacht auf, als er den jungen Lucius Cinna sah, und der Verdacht wurde zur Gewißheit beim Erscheinen des Markus Perpenna, den er vor einigen Jahren aus Sizilien verjagt hatte. Pompeius erriet, daß er in eine Falle der marianischen Partei geraten war. Indessen verhielt er sich ruhig und stolz. An Flucht war unter diesen Umständen ebensowenig zu denken wie an Kampf. Der Hausherr ließ es übrigens an Aufmerksamkeit und selbst an Unterwürfigkeit gegen seinen hohen Gast nicht fehlen, so daß Pompeius allmählich herausfand, man beabsichtige nicht, ihm ein Leides zu tun. Doch was wollten sie von ihm?

Man hatte sich auf die Speisebetten gelagert, und das Mahl verlief recht langsam für Pompeius, der seine Verstimmung nicht merken lassen wollte. Er dachte an Sullas Worte vom langweiligsten Triklinium des Landes. Auch der Wein kam ihm sauer genug vor. Nur von der Rettung der Republik war noch nicht die Rede. Aber das würde wohl noch kommen. Einstweilen schwätzte man von gleichgültigen Dingen. Gaius Caesar erzählte eine Geschichte von Seeräubern die ihn bei der Insel Pharmakusa abgefangen und von

ihm zwanzig Talente Lösegeld verlangt hätten. Er hätte ihnen gesagt, das wäre für ihn zu wenig, und ihnen auch wirklich fünfzig Talente verschafft. Aber frei geworden, eilte er nach Miletus, bemannte einige Schiffe, machte auf die Räuber Jagd, fing sie, hing sie und nahm ihnen das ganze Lösegeld wieder ab . . . Und den Burschen, der solche Seeräubergeschichten zum besten gab, der den Kopf mit Weibern voll hatte, nahm Sulla ernst. Mit so wenig Menschenkenntnis es so hoch zu bringen, dazu gehörte Sullas Glück. Pompeius lachte in sich hinein, und er lachte dann laut, als er die Meldung eines Sklaven hörte, der atemlos hereinstürzte und sich an Caesar wendete:

„Er ist bei Fannia!"

Caesar sah ihn seltsam von unten herauf an: „Warum lachst du, Imperator?"

„Weil ich mich freue, daß du nur solche Sorgen hast, mein Freund . . . Ist dir wohl sehr unangenehm, daß er bei Fannia ist? Du möchtest dort sein, was? Gestehe!"

Aber plötzlich waren die Sklaven aus dem Saale verschwunden. Die Bedienung hatte aufgehört, obwohl das Mahl noch nicht zu Ende war.

Der Hausherr verließ das Speiselager, pflanzte sich vor dem Tische auf und begann:

„Gnaeus Pompeius, Großer, höre mich!"

„Nun kommt die Rettung der Republik," dachte sich der Angeredete im stillen, und es war ihm nicht behaglich zumute.

„Höre mich!" sagte Markus Lepidus; „es ist eine Stunde, wichtig für Rom, wichtig für dich, wichtig für uns alle."

„Wahrlich!" murmelten einige dazwischen

„Höre mich! Du hast mit dazu beigetragen, daß ich

Konsul wurde. Meines Amtes ist es, die Republik zu retten, wenn sie in Gefahr ist. Sie ist jetzt in Gefahr.“

„Wodurch, durch wen?“ fragte Pompeius.

Im Tumult aller kam die Antwort.

„Durch Sulla! Sulla ist die Gefahr!“ schrien alle durcheinander, nur Caesar lag still da und beobachtete den Pompeius.

Da es sich nur um Sulla handelte, konnte Pompeius kaltes Blut bewahren: „Ich verstehe nicht, wie Sulla eine Gefahr sein kann oder wie er es heute mehr sein soll als früher. Mir scheint, dieser Mann hat ausgespielt. Er ist zurückgetreten. Wollte er die Republik schädigen, so konnte er es vordem besser als jetzt, da er alle seine Gewalten abgelegt und seine bewährten Soldaten heimgeschickt hat.“

„Nimm es nicht übel, erhabener Freund,“ entgegnete Lepidus; „du beurteilst ihn falsch. Du weißt, was Carbo von ihm sagte; daß in der Seele des Sulla ein Löwe neben einem Fuchse wohnte, und der Fuchs sei der schlimmere. Als ein arger Fuchs muß er uns namentlich in dieser unerwarteten und unerklärlichen Wendung seines Lebens erscheinen. Wie? Nachdem er die scheußlichsten Gewalttaten begangen, um sich an der Macht zu erhalten, nachdem er viele Hunderte der besten Bürger mit ihren Familien geächtet und viele Tausende im Bruderkriege hat hinmorden lassen, dankt er plötzlich ab. Von diesen hier, die du siehst, ist keiner, der nicht durch Sulla tief geschädigt worden wäre. Und ich spreche nicht nur von der verstümmelten, gequälten und beleidigten Volkspartei. Auch die Optimaten, auch du selbst, ihr alle müßtet euch vor Sulla fürchten.“

„Gegen mich war Sulla immer voll Rücksicht,“ wagte Pompeius einzuwenden.

„Der Fuchs! Er brauchte dich," schrie Markus Perpenna.

Und Lucius Cinna fügte grimmig hinzu: „Denk an den Lucretius Ofella, der ihm ein Treuester der Treuen war. Er hat ihn auf dem Markt in Rom ermorden lassen, weil Ofella sich um das Konsulat bewarb."

Pompeius widerstand noch:

„Das war früher. Jetzt hat er das Regieren satt. Jetzt will er nur noch genießen. Er hat es mir selbst gesagt."

„Ein Grund mehr, ihm nicht zu glauben," bemerkte Caesar sanft.

„Aber was soll er wollen?" ächzte Pompeius.

„Was?" Markus Lepidus erhob die Stimme: „Die Krone! König will er werden. König im römischen Reiche! Sein Söhnchen Faustus würde ihm folgen. Haben wir darum unsere Republik so lange wider den inneren und äußeren Feind verteidigt, daß sie dem Lasterhaften zufallen soll, wie eine Dirne? Seine Absicht ist klar. Er hat sich zurückgezogen, um bei der ersten Schwierigkeit geholt zu werden. Bitten will er sich lassen. Den Retter will er spielen. Dann ruft er seine Veteranen wieder zusammen und setzt sich das Diadem aufs Haupt. Dann ist es für uns zu spät. Heute müssen wir die Antwort finden, und es gibt nur eine."

„Er muß sterben!" sagte Perpenna fest.

„Er muß sterben!" wiederholten dumpf die anderen.

„Und was soll ich dabei?" rief Pompeius erschüttert.

„Du mußt dabei sein!" erklärte Markus Lepidus. „Wir wollen nicht morden, sondern die Republik retten. Wir begehen keinen Racheakt, sondern ein patriotisches Werk. Wenn du mit uns bist, großer Pompeius, wird niemand unsere Gründe anzweifeln. Wer den Sulla tötet, verdient ein Denkmal, denn er hat die Republik gerettet."

Perpenna sagte schroff: „Wähle, Pompeius, ob du mit uns oder mit ihm sein willst. Wähle! Wir sind entschlossen — mit dir oder auch gegen dich.“

„Drohe nicht, Perpenna!“ warf Lepidus eilig ein. „Der große Pompeius wird sich nicht durch Furcht bestimmen lassen, sondern nur durch das Wohl des Vaterlandes.“

Der große Pompeius verstand, was man ihm zu verstehen gab. Was hätte wohl Sulla im umgekehrten Falle getan? Wahrscheinlich dasselbe.

„Ich sehe ein,“ sagte Pompeius mit zögernder Stimme, „daß die Republik in Gefahr ist. Ich bin — mit euch.“

„Das habe ich von dir erwartet,“ rief der junge Caesar. Aber da er sich zugleich wegwendete, konnte man nicht sehen, ob er eine ernste oder spöttische Miene machte.

Und gleich gab auch Markus Lepidus das Zeichen zum Aufbruche. Pompeius versuchte noch, die Sache hinauszuschieben. Vielleicht wäre ein anderer Tag besser. Man gab ihm wieder zu verstehen, daß solche Beschlüsse nicht um vieles älter werden dürfen als die Tat. Und er verstand wieder. Sie nahmen ihn freundschaftlich in die Mitte, als sie des Lepidus Haus verließen und durch die wundermilde Nacht am Ufer hinwanderten.

„Wißt ihr denn, wo er jetzt ist?“ fragte Pompeius.

„Freilich wissen wir es. Er ist bei Fannia.“

Das war Caesars Stimme, und die des jungen Cinna ergänzte höhnisch:

„Alles ist bedacht und vorbereitet. Niemand konnte ihn warnen. Auch der Fannia wurde nichts anvertraut. Auch sie weiß noch nichts. Er kann uns nicht entrinnen, der Epaphroditus!“

Sie eilten durch die Nacht. Sie eilten, um ihm die Republik wegzunehmen, auch ein wenig, um sich an dem Glücklichsten der Sterblichen zu rächen, und einzelne glaub-

ten sogar an das Denkmal, das sie für diese Tat erwarte. Aber wie sie auch eilten, sie kamen zu spät. Epaphroditus war ihnen entronnen.

Caesar stieß das Tor des ihm wohlbekannten Hauses auf. Die anderen Verschwornen drängten hinter ihm drein. Da kam ihnen im Atrium beim Fackelscheine das junge Weib mit aufgelösten Haaren, in zerfetztem Nachtgewande, mit irrem Blick entgegen. Sie war jetzt nicht einmal schön, die Fannia, die römische Verführerin, die ihre Ausbildung in Alexandrien genossen hatte. Entsetzt und entsetzlich klammert sie sich an den Arm Caesars, ihres Gebieters, und sie keuchte:

„Tot! ... Jetzt! ... Er ist jetzt ... er ist — in meinem Arm gestorben. Wie vom — wie vom Blitz getroffen."

Die Männer traten in das Gemach der Fannia. Das duftete noch von frischen Blumen. Auf dem Ruhebette lag breit, mit ausgestreckten Armen der Diktator, und er hatte noch sein rätselhaftes Lächeln der Triumphe im Gesicht.

Pompeius drückte ihm die Augen zu. Die anderen redeten ruhig untereinander, sie waren Römer. Einer scherzte: „Wem gebührt nun das Denkmal für die Rettung der Republik?" worauf ein zweiter ebenso erwiderte: „Mir scheint, der Fannia!"

Aber Pompeius trat von dem Lager weg. Sie hörten ihn etwas murmeln, nur verstanden sie nicht, was er mit diesen Worten meinte:

„Er weiß es jetzt."

(1900.)

Däumerle und Bäumerle

oder

Die Zukunft.

Vor der Stadt, wo jetzt Villen wie lauter Schlößchen in grünen Gärten liegen, ging eines schönen Tages Däumerle mit Bäumerle spazieren. Damals, es sind an die dreißig Jahre her, waren dort Äcker, welche nur das wechselnde Kleid der Jahreszeiten trugen.

Däumerle und Bäumerle — sie hießen eigentlich anders, aber für unsere Erzählung wird es genügen, wenn wir sie mit den Spitznamen benennen, die sie einst als Knaben erhielten. Nach einiger Zeit ist es ohnehin gleichgültig, wie sie oder auch wie wir geheißen haben.

Die Jungen in der Schule sehen oft schon den ganzen Menschen voraus, wenn sie einen Genossen mit seinen Eigenschaften hänseln. Es gehört im Grunde nicht viel dazu, in einem Kalbe den Ochsen zu erraten. Die Spottnamen Däumerle und Bäumerle hatten übrigens keine tiefere Bedeutung. Däumerle war kurz, ein richtiger daumenlanger Hans, und Bäumerle war mager, hochaufgeschossen, ein Stecken, der ein Baum werden will. Aus dieser Jugendzeit der beiden Bursche hat sich die Geschichte erhalten, wie sie den damals noch ganz dunklen Erdteil Afrika durchqueren wollten. Sie besaßen zusammen zehn Gulden. Diesen Reiseschatz schieden sie in zwei gleiche Teile. Für die eine

Hälfte wurden Glasperlen von verschiedener Farbe angekauft, weil jeder weiß, daß man dafür bei den wilden Völkerschaften alles bekommt; für die andere Hälfte aber Wurst als Wegzehrung. Die Würste waren Däumerles geistiges Eigentum, die Glasperlen hatte Bäumerle durchgesetzt, von dem auch der Plan zur Entdeckungsreise ausgegangen war. Sie kamen nur bis ans Ende der letzten Wurst. Dann mußten sie zu den väterlichen Prügeln heimkehren. Däumerle verschwor es gekränkt, jemals wieder einen Erdteil zu entdecken. Bäumerle gelobte sich, das nächstemal nur Perlen mitzunehmen, weil man bei diesem Versuche zu sehr von der Wurst abhängig gewesen. Man muß aus den Erfahrungen lernen. Im übrigen war der lange Bäumerle in den Schuljahren viel glücklicher, als der kurze Däumerle. Denn Bäumerle freute sich immer auf die Ferien, also zehn Monate hindurch, und nur in den freien Wochen war er schrecklich verstimmt, weil er das bevorstehende Lernen lästig empfand. Däumerle aber litt stündlich unter der Bildung, und jauchzte, wenn sie unterbrochen wurde.

Später hatten sie merkwürdige Abenteuer. Wenigstens meinte der Kurze, seine Erlebnisse kämen zum erstenmale in der Welt vor. Dasselbe hielt der Lange von den seinigen. Däumerle lernte als junger Mann ein schadhaft gewordenes Mädchen kennen, doch weil es eine kleine Mitgift hatte, nahm er es eilig zum Weibe. Der Entschluß reifte plötzlich in ihm nach einer Beratung mit seinem Freunde. Dieser hatte sich nämlich entschieden gegen eine solche Ehe ausgesprochen. Däumerle hegte eine so geringe Meinung von ihm, daß er das für unbedingt vernünftig hielt, wovon der Unpraktische abriet. Aber Däumerle war ein großer Bereuer, und als er erst in der Ehe war, seufzte er oft und oft: Ach, Bäumerle hatte recht! Ach, Bäumerle hatte recht!

Und Bäumerle handelte auch so, wie sein Rat ge-

gewesen war. Er heiratete nicht in der Geschwindigkeit ein hübsches Lärvchen oder ein Säckchen Geld. Er überlegte, er prüfte, wenn die Gelegenheit oder die Versuchung an ihn herantrat.

Es begab sich einmal im Frühling, daß sie miteinander spazieren gingen. Bäumerle philosophierte, wie es seine Gewohnheit war. Da sprach er zu seinem vom ehelichen Schicksale gedemütigten Freunde: „Man nimmt eine Frau nicht nur für die Honigwochen, sondern für alle folgenden Tage und Nächte des Lebens. Wer also richtig wählen will, der wird sich nicht das Mädchen, sondern dessen Mutter ansehen.“

Däumerle hatte aber zufällig an diesem Tage zu Hause keinen Verdruß gehabt und war gut gelaunt. So sagte er: „Dann heirate gleich deine Schwiegermutter, wenn sie Witwe ist.“

Darauf entgegnete Bäumerle weise: „Mein Lieber, jeder heiratet seine Schwiegermutter. Er bemerkt es nur im ersten Augenblicke nicht. Mir kann das freilich nicht passieren. Ich habe mir angewöhnt, die Menschen nicht allein darauf anzusehen, was sie gerade jetzt sind, sondern auch auf ihre künftige Gestalt.“

„Donnerwetter!“ rief Däumerle. Aber es wurde nicht klar, ob dies der Weisheit seines Freundes galt oder einem vorüberrauschenden Weiblein, dem er stark nachschielte.

„Jawohl,“ fuhr Bäumerle fort, „ich bin so weit. Ich glaube, es ist selten, daß ein Mensch es so weit bringt. Ich kann mir die Zukunft vergegenwärtigen.“

„Und wenn schon!“ warf Däumerle ein.

„Oho! Du wirst mir erlauben: das ist sehr viel. Ich sehe im Knaben den Mann, im Manne den Greis.“

„Und was hast du davon?“

Bäumerle fand nicht gleich die Antwort: „Was ich

davon habe? Erlaube, erlaube! Es ist doch immerhin gut, wenn man die Dinge voraussieht.“

„Wozu ist es gut?“ fragte unerbittlich der andere.

Jetzt hatte Bäumerle die siegreiche Erwiderung: „Dazu, daß man nicht in die Grube fällt — wie es einem meiner Bekannten geschehen ist, welcher gern auf die nächsten Vorteile hineinspringt.“

Däumerle schlug die Augen nieder und stampfte geärgert weiter. Nach einer Weile begann er von anderem zu reden: „Findest du nicht, daß es hier in den engen Gassen übel riecht?“

„Gewiß finde ich es,“ bestätigte Bäumerle freundlich. „Mir scheint, es kommt daher, daß die Leute im Frühjahre die Fenster aufmachen. Da strömt die schlechte Luft aus den Wohnungen heraus auf die Gasse. Die Menschen erzeugen so viele Gifte füreinander.“

„Das ist wieder eine deiner Erklärungen!“ lachte Däumerle.

Aber der Lange war stehen geblieben und schaute mit starren Augen in die Ferne: „Komm, ich will dir etwas zeigen!“

Eben rumpelte ein Omnisbuswagen an ihnen vorüber. Auf ein Zeichen hielt der Kutscher die mageren Gäule an. Im vorderen Teile der Kutsche waren von den sechs Plätzen zwei noch leer. Däumerle, der Schwerenöter, kam neben eine junge Frau zu sitzen, deren angenehme Rundungen er bei jedem stärkeren Holpern des Wagens fühlen konnte. Ihm gegenüber das Fräulein hatte lachende Augen, Grübchen in den Wangen, und ihre Locken quollen unter dem Hütchen golden hervor. Flugs war er im Gespräche mit beiden, und sein Herz schwankte zwischen ihnen. Die Fahrt verging in glücklichster Weise.

„So! Da wollen wir aussteigen,“ weckte des Freundes Stimme.

Däumerle schämte sich, zu sagen, daß er im Wagen noch zu tun hätte. Ein verheirateter Mann! Also stieg er seufzend aus und legte seine Seele in den Abschiedsblick, der durch ein Lächeln der Frau und ein Erröten des Mädchens dankend bestätigt wurde.

„Die Fahrt ist dir wohl ziemlich lange vorgekommen?“ bemerkte Bäumerle.

„Gar nicht. Und dir?“

„O, ich langweile mich nie. Ich stelle Betrachtungen über die Mitfahrenden an.“

„Wie meinst du das?“ fragte Däumerle etwas unsicher.

Aber der große Beobachter hatte wie gewöhnlich nichts gesehen. Er sagte: „Wenn ich mit mehreren Menschen beisammen bin, versuche ich mir vorzustellen, was mit ihnen geschehen wird. Einst ist sicher, und darauf lassen sich die schönsten Kombinationen bauen: daß sie alle sterben werden. In dreißig, vierzig, spätestens in fünfzig Jahren sind sie unter allen Umständen tot. Nimm an: wir sechs, die soeben in dem Kasten beisammen waren, wie weit voneinander werden wir liegen? Und wo?“

„Hör auf!“ sagte Däumerle. „Da wär' ich doch lieber mit den Frauenzimmern weitergefahren, als daß ich mir von dir solche Schrecknisse vormachen lasse.“

„Feigling! Für mich ist der Tod ein Begleiter aller Stunden. Er ist der Dämpfer meiner Freuden, doch auch der Milderer meiner Schmerzen. Du kannst ihm nicht ausweichen, folglich gewöhne dich an ihn. Sieh, wir fuhren vorhin mit einem lieblichen jungen Mädchen. . .“

„Kerl, du hast sie also auch bemerkt?“

„Ob ich sie bemerkte? Ich habe mich damit unterhalten, mir ihre Totenmaske vorzustellen. Wenn sie heute

stürbe, wäre sie von idealer Schönheit. Ihre Linien sind so rein. Denke sie dir in dieser holden Jugend erstarrt. Kein Bildner könnte Edleres formen, als dieser bleiche Leib wäre. Aber so wundervoll wird sie nicht enden. Sie wird verdorren oder sich verfetten, und ihre letzte Maske wird häßlich sein. . . .“

„Genug!“ schrie der andere. „Wenn dich das unterhält, mich unterhält es gar nicht. Hast du mich da herausgelockt, um mich das Gruseln zu lehren? Nie wieder kriegst du mich dran.“

„Nein, nein,“ begütigte Bäumerle; „ich hatte nicht diese Absicht. . . . Etwas anderes. Sieh dich um! Was erblickst du hier?“

„Äcker!“ sagte Däumerle.

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts. . . . Ja, dort sind die letzten Häuser der Stadt. Und hier möchte ich nicht allein herumgehen, wenn es finster wird.“

„Blöde Augen! Ich will dir die Zukunft zeigen.“

„Aber, bitte, nichts Grusliges! Das vertrage ich nicht.“

„Sei unbesorgt! Ich will dir im Gegenteile das Leben zeigen, wo es am blühendsten ist. In einigen Jahren werden hier die feinsten Leute wohnen.“

„Hahaha, auf diesen Feldern? Ich sehe die Zelte noch nicht aufgeschlagen.“

„Wer spricht von Zelten? Hier werden reizende Häuser stehen, umgeben von Gärten. Du hast selbst wahrgenommen, wie übel es in den engen Gassen duftet. Die Menschen hocken zu dicht beisammen. Das bekommt ihnen nicht. Sie werden krank und sterben zu früh.“

„Schon wieder!“

„Entschuldige! Sagen wir: sie leben nicht so gut und nicht so lange, wie sie könnten. Eine Pflanze, ein Tier

braucht Luft und Licht. Ein Mensch auch. Die Stadt muß sich ausdehnen, sie muß, sie wird. Weißt du, wie ich diese leeren Felder nenne, auf denen sich mancher köstliche Bau erheben wird? Ich nenne sie: die Zukunft! Hier wird eine Stätte glücklicher Menschen sein, von der Natur durchrauscht, von der Kunst erhöht. Hier wird man die herrlichsten Anlagen machen, und billig.“

„Billig!“ murmelte der Kleine träumerisch.

„Jawohl, spottbillig. In der Stadt muß man erst ein Haus niederreißen, wenn man eines bauen will. Und die Plätze sind darum furchtbar teuer. Die Felder hier kosten beinahe gar nichts. Denke dir, wenn man den unglücklichen Mietsparteien der Stadt hier prachtvolle Wohnungen für dasselbe Geld oder billiger anbieten wird, so werden sie doch das Stückchen Weg nicht scheuen.“

„Die Fahrt im Omnibus ist eher angenehm,“ erinnerte sich Däumerle. Ein Gedanke durchblitzte ihn bei den schwungvollen Worten seines Gefährten. Aber als ein praktischer Mann wollte er dessen Vermutungen zunächst in gute, feste, aufrechte Ziffern umsetzen. Das alte Mißtrauen von der afrikanischen Reise her, die nur bis ans Ende der Wurst gegangen war. Die Berechnungen ergaben einen stattlichen Gewinn. Da erschrak Däumerle: vielleicht wären auch schon andere Schlauköpfe auf den großartigen Einfall geraten. Man sollte doch der Sache augenblicklich nachgehen. Und das taten sie ohne Säumnis. Der Bauer, dem die Felder gehörten, war bald gefunden, sie wurden mit ihm eilig handelseins, und bestellten ihn für den nächsten Tag zum Abschlusse des Vertrages in die Stadt. Däumerle hatte eine unruhige Nacht: ob der Bauer es sich nicht noch überlegen würde. Nein, er kam. Der Handel wurde fertig.

Bisher war die Sache verhältnismäßig rasch gegangen. Die Zukunft gehörte ihnen. Däumerle und Bäumerle hatten in

ihrer Begeisterung alles, was sie besaßen an diese prachtvolle Unternehmung gesetzt. Nun galt es, die weiteren Mittel für den Ausbau des Gedankens herbeizuschaffen, und da begannen die Schwierigkeiten. Däumerle lief herum und versuchte Genossen zu finden. Da kam er schön an. Das sei ein hirnverbrannter Einfall. Niemand werde sich so weit vom Mittelpunkt entfernen wollen. Er bemühte sich, den pathetischen Zug Bäumerles nachzuahmen und schwärmte von den Herrlichkeiten der Zukunft. Die praktischen Leute lachten ihn aus. Er sank in ihrer Achtung. Und in diesen vergeblichen Anstrengungen ergrimmte er allmählich wider den Narren, der ihn verführt hatte. Bäumerle zuckte hochmütig die Achseln: der Unverstand der Mittelmäßigen beweise gar nichts. Er zog Beispiele aus der Geschichte an. Damit beschwichtigte er seinen verzagenden Genossen eine Weile, bis die Tröstungen sich abnützten. Eine Zeit verging. Sie hatten ihr Besitztum nicht wieder gesehen. Da machte Däumerle in einer trüben Stunde den Vorschlag, ihre Zukunft zu besichtigen.

Wieder fuhren sie in einem solchen Rumpelkasten hinaus. Diesmal gab es keine angenehme Reisegesellschaft, und es regnete, es war Herbst. Die Schuppen fielen Däumerle von den Augen. Ja, es war zu weit. Es war unmöglich. Die Zukunft verwandelte sich wieder in leere, unbestellte Felder. Und es gab dann manchen heißen Streit zwischen den Freunden. Däumerle quälte den andern so lange, bis dieser einwilligte, die Zukunft wieder loszuschlagen. Das war nur mit einem erheblichen Verluste durchzuführen. Sie suchten den Bauer auf, und der ließ sich bewegen, die Felder um die Hälfte des früheren Preises zurückzunehmen. Bäumerle behielt sich ein Fleckchen am äußersten Ende zurück, weil er dort für sich ein kleines Haus errichten wollte. Denn er, er glaubte unverbrüchlich an die Zukunft. Er fing auch an, es zu bauen.

Als es fertig war, zog er hinaus und hauste in der Einsamkeit. Zwischen ihm und der Stadt lagen die Felder, die nur das wechselnde Kleid der Jahreszeiten trugen. Wenn bei Däumerle nach ihm gefragt wurde, gab er die Antwort: „Vollständig übergeschnappt!“ Sie sahen einander viele Jahre nicht. Indessen erschien am Rande der Stadt im folgenden Sommer ein anderer Wahnwitziger, legte sich einen Garten an und stellte in diesen hinein die erste Villa. Das Beispiel blieb jahrelang vereinzelt und sah lächerlich aus. Dann kam ein zweiter. Bald nachher tauchte eine Gruppe von Ansiedlern auf. Und als ihrer erst einige waren, nahm sich die Sache nicht mehr so verrückt aus. Die Mehrheit sagt uns immer, was vernünftig ist. Zum Schlusse waren diejenigen die gescheitesten Leute, welche die engen Gassen verließen, um in der grüneren Freiheit zu leben. So geschah allmählich etwas Wunderbares. Die letzten Häuser schienen sich in Bewegung zu setzen, denn der Raum zwischen Bäumerles kleinem Hause und der Stadt wurde schmäler. Es war, wie wenn ein Ebbeboden verschwindet. Die Flut rückte heran.

Und als sie schon nahe war, so nahe, daß Bäumerle armes Häuschen in einer beginnenden Gasse stand, erhielt er den Besuch eines weißhaarigen Männchens. Der andere war es, der Rechner, der Praktische, der Bereuer. Diesmal freilich bereute er etwas anderes. Er sprach aber doch scherzend von den alten Zeiten und vorigen Irrtümern. Und dann:

„Ja, wo sind denn unsere Felder gewesen? Ich erinnere mich nicht mehr. Du weißt es gewiß. Du bist ja hier geblieben und hast auf die Stadt gewartet. Welches Stück hat uns gehört? War es nicht von dort angefangen, wo das Rokoko-Palästchen steht, bis hinüber zu der roten Villa? Sag mir, wo die Zukunft jetzt liegt?“

Aber der Hausherr führte ihn an ein Fenster, das auf der anderen, von der Stadt abgekehrten Seite war. Da erblickte man nur leere Felder, bis an den Horizont. Bäumerle reckte den Arm aus:

„Dort!“

(1902.)

Die linke Glocke

Herrn Wendelins Heimkehr hatte nichts Feierliches. Er war einfach wieder da, nachdem er etliche zwanzig Jahre fort gewesen. Er war älter, die Stadt jünger geworden. Aber es gab doch noch manchen Winkel von ehemals, und da wuchs zwischen den Pflastersteinen das Unkraut der Erinnerungen. Herr Wendelin träumte viel, seit er wieder hier war. Er kam gar nicht über die frühere Zeit hinweg. Um jede Ecke bogen die alten Tage. Da wackelte eine zu dicke Dame heran — Herrn Wendlins Herz erschrack, wie einst, weil er schon von ferne sah, daß es die Mutter des süßen Evchens war. Ach, Eva war es selbst. Dann kam ein dürrer Graubart, der Herr Rechnungsrat, dessen Sohn Fritz er damals in der Quarta verhauen hatte. Nein, es war Fritz in eigener Person. So wurde Herrn Wendelin der Vorübergang einer Generation anschaulich. Er sah sie alle langsam nach dem Friedhofe gehen.

Ihn hatte man auch nur in den ersten Tagen angeschaut, und dann verlor er allmählich den Reiz der Neuheit. Er wohnte bei seinem Vater, dem vor kurzem die Frau gestorben war. Man wußte nicht, wie lange Herr Wendelin hier verweilen wolle. Jemand fragte ihn, und er gab zur Antwort: „Bis ich wieder reif bin für die Fremde. So wie ich draußen blieb, bis ich reif war für die Vaterstadt. . . .“ Er schien jedoch keine Eile zu haben. Ließen ihn seine Geschäfte so lange frei, oder hatte er sein Schäfchen schon

ins trockene gebracht? Wie es Herrn Wendelin „draußen“ ergangen war, das konnten indessen auch die Spürnasen fürs erste nicht herauskriegen. Er war ein schweigsamer Mensch geworden und auch sein Äußeres verriet nichts. Man konnte nicht einmal aus der Kleidung Schlüsse auf seine Verhältnisse und früheren Schicksale ziehen. Denn als er ankam, trat plötzlich kaltes Wetter ein und er trug einen alten Mantel seines Vaters, bis der neue Winterrock fertig wurde, den er sich vom Schneider auf dem Hauptplatze machen ließ. Und dann sah Herr Wendelin genau so aus, wie die übrigen ordentlichen Bürger der Stadt. Nur seinem braunen Hute vom vergangenen Sommer merkte man die Reisestrapazen einigermaßen an. Ein leichter Hauch von Geheimnis umwitterte Herrn Wendelin immerhin und gab ihm eine Vornehmheit, so daß er an jedem Tische willkommen war, wenn er einmal abends in den Ratskeller kam. Er ging aber gewöhnlich in das Nebenzimmer, wo der „Tisch der Glücklichen“ stand. So nannte man mit dem Worte eines Spaßvogels die Stammrunde. Es war Neid und Hohn, aber auch Ehrfurcht in dieser Bezeichnung, denn wer sich dort behaupten wollte, mußte schon etwas sein, haben oder vorstellen. Herr Wendelin hatte gleich am ersten Tage ruhig an diesem Tische Platz genommen, weil er ja fast alle die Männer noch aus der Zeit kannte, da sie Schneeballen warfen, Äpfel stahlen und hinter großen Steinhaufen heimlich die Pfeife rauchten. Daß Herr Wendelin sich so ohneweiters zu den Glücklichen gesetzt hatte, das erweckte ein recht günstiges Vorurteil für ihn. Er aber wußte anfangs gar nicht, in welche Gesellschaft er da geraten war. Als er es nach und nach herausfand, nahm er lieber bei anderen Bekannten Platz. Denn bei den Glücklichen herrschte ein Ton, welcher ihm auf die Dauer nicht behagte. Sie fällten ihre Urteile so sicher, das Selbstbewußtsein jedes einzelnen war so groß,

daß Herr Wendelin schüchtern wurde und sich immer fremder fühlte. Aber da er sich einmal mit ihnen eingelassen hatte, konnte er nicht leicht wegbleiben. Es mußte dazu wieder ein Anlaß kommen und der kam eines Abends in den Gesprächen.

Kauer, der Eisenfabrikant, sagte: „Ach was, von den Verstauchten und Entgleisten will ich nichts mehr wissen. Da ist immer eigene Schuld dabei. Ein tüchtiger Kerl kann auch einmal Pech haben, das leugne ich nicht — aber er ringt sich durch. Das ist meine Ansicht."

Die andern murmelten beifällig, und dann sahen sie plötzlich Herrn Wendelin an, welcher mit eigentümlichem Klang in der Stimme sprach:

‚Wenn ihr wollt, werd' ich euch dazu eine kleine Geschichte erzählen. Ich war selbst an diesen Begebenheiten beteiligt."

Natürlich wollen sie hören. Vielleicht erfuhr man jetzt etwas vom tiefverschleierten Vorleben Herrn Wendelins. Einige tranken rasch ihre Gläser aus und baten ihn, zu warten, bis die neugefüllten Gläser da wären. Er sah den Vorbereitungen mit einem Lächeln zu, dann blickte er vor sich hin. Zigarrenasche war auf den Tisch gefallen. Er strich die graue Masse mit dem Finger glatt und schrieb dann Zeichen hinein.

Aber nun waren die frischen Gläser da, die Männer lauschten, und Herr Wendelin begann:

„In den ersten Jahren, nachdem ich von hier weggegangen war, blühten mir die Rosen nicht. Wenn ich mich nicht geschämt hätte, zurückzukommen, wäre ich zurückgekommen. Das ist so eine eigene Ortsbeschränktheit, mit dem Lokalpatriotismus offenbar verwandt. Überall durfte es mir schlecht gehen, nur hier nicht. Ich frage euch heute, warum? Ich wollte es zu etwas bringen. Ich wollte es euch zeigen. Wem? Dir, Kauer, oder dir, Martin, oder dem da-

maligen Bürgermeister, oder meiner ersten Liebe, oder den Lehrern? Kurz, ich war ein Esel. Aber auch Esel können in eine verzweifelte Stimmung geraten, und in einer solchen befand ich mich, als die Wendung meines Schicksals eintrat... Ich hielt mich damals in einer Hafenstadt auf. Ich wäre gerne nach Amerika hinüber, und ich dachte schon an einen Heizerposten, denn Geld für die Schiffskarte besaß ich nicht. Da stand ich auf dem Hafendamm und betrachtete den „Wilhelm Wielemann", der eben für die Abfahrt blank gescheuert wurde. Der „Wilhelm Wielemann" war nämlich ein schöner Dampfer, der nach seinem Eigentümer, dem großen Kaufherrn, hieß. Die Geschichte Wilhelm Wielemanns kannte jedes Kind. Er hatte ganz klein angefangen, manche behaupten: als Heizer oder Kellner auf einem Paketboot, und jetzt war er der vornehmste Reeder. Schiffe trugen seinen Namen, der feinste Palast war sein, und wo immer man in der Stadt etwas Mächtiges oder Prächtiges erblickte, war er daran beteiligt, oder es gehörte ihm ganz. Mit einem Worte: Kannitverstan!...

Ich ging dann vom Hafen in die Stadt, dem Geschäftsviertel zu, in der unbestimmten Hoffnung, doch noch etwas für meinen Lebensunterhalt zu finden. Ich dachte an Wilhelm Wielemann, der wohl auch solche Empfindungen hatte durchmachen müssen, bevor er so groß wurde. Und während ich an ihn dachte, hörte ich plötzlich, wie aus meinem hungrigen Traume heraus, seinen Namen nennen. Zwei junge Leute gingen vorüber.

‚Das ist Wilhelm Wielemann sein Wagen,' sagte der eine.

Der andere pfiff: ‚Das? Nu ja, der braucht nicht zu prahlen.'

Der Wagen hielt vor einem grauen gewöhnlichen Kontorhause. Unscheinbar war dieses Gefährt, in dem der berühmte Kaufmann seine Besuche machte. Ich sah es noch an,

als plötzlich ein kleiner alter Herr neben mir stand und mich fragte: ‚Was gibt's denn an dem Wagen zu sehen? Etwas gebrochen?"

Da fielen mir meine früheren Gedanken wieder ein, und ich sagte scherzend: „Nein, aber es ist Kannitverstans ‚Wagen.'

In seinen klugen Äuglein blitzte es munter auf. Meine Antwort hatte ihn ergötzt. Und was dann geschah, war merkwürdig. Ich kann es so schnell nicht erzählen, wie es sich abspielte. Der Alte trat mit mir hinter den Wagen und fragte mir in zwei Minuten mein ganzes Dasein und Vorhaben ab. Ich habe nie wieder bei einem Menschen eine solche Geschwindigkeit im Fragen, Erraten und Verstehen bemerkt. Nach zwei Minuten kannte er mich in- und auswendig, als wäre er mein Arzt gewesen und hätte mich abgeklopft und ausgehorcht — und so nahm er auch ganz ärztlich zum Schlusse sein Taschenbuch hervor, schrieb etwas mit Bleistift und drückte mir das Kärtchen in die Hand.

‚Geben Sie das hier in dem Hause im ersten Stock ab!' sagte er. Hierauf stieg er schnell in den Wagen, der Schlag fiel zu, und wie ich ihm noch sprachlos nachstaunte, war er schon fort. Denn er war es selbst gewesen: Kannitverstan — Wilhelm Wielemann.

Auf der Visitkarte standen diese Worte unter dem Namen Wilhelm Wielemann: ‚interessiert sich für den jungen Mann, der dies überbringt, und bittet, ihn zu verwenden, wenn er sich eignet.'

Ich verstand sofort, welches Glück mir widerfahren war. Eine Empfehlung von Wilhelm Wielemann mußte Wunder wirken. Für die Geschäftshäuser mochte es eine Art königlichen Befehles sein. Ich war auch sogleich auf der Höhe meiner Schicksalswendung, und mit dem Schritt eines Herrn betrat ich den Hausflur, stieg ich die Treppe nach dem

ersten Stockwerke hinan. Bis hierher reichte meine Instruktion und Weisheit — aber da stand ich plötzlich vor einem Dilemma. In dem Stiegenhause befanden sich zwei ganz gleiche Türen mit zwei ganz gleichen Glockenzügen nebeneinander. Ich sehe diese schmutzigweißen Türen noch vor mir, obwohl mehr als ein Vierteljahrhundert darüber vergangen ist. Ich sehe auch noch die beiden Glockenzüge. Es waren in der damaligen Art dünne Eisenstangen mit Holzgriffen und oberhalb der Türen waren zwei ganz gleiche Löcher in der Mauer, durch die Drähte ins Innere führten, wo die Glocken läuteten — wenn man zog. Ja, aber welchen der beiden Holzgriffe sollte ich in die Hand nehmen? Sie hingen dicht nebeneinander, der linke rechts von seiner Türe, und der rechte links vom Pfosten. Da sollte ich nun wählen, ohne irgendeinen Anhaltspunkt. Denn die beiden Firmen, die ich über den Türen lesen konnte, sagten mir gar nichts. ‚Weißenried & Comp.‘ stand rechts — ‚Eberhard Krause‘ links. Ich kannte weder Weißenried und Compagnie noch Eberhard Krause. Mein unerwarteter Gönner hatte mir keinen Namen gesagt, auch auf der Karte stand keine nähere Angabe. Ich mußte mich für die eine oder die andere Glocke entscheiden. Ich entschied mich für die rechts, und auch dies geschah viel schneller, als ich es euch erzähle. Es war doch nichts Besonderes — das erlebt man alle Tage. Mir sagte keine Ahnung, daß es der wichtigste Augenblick meines Lebens war. Ich hatte auch nicht das Gefühl, eine Entscheidung zu treffen, als ich die Glocke rechts in Schwung setzte. Und darum käme ich mir heute als ein gar törichter Mensch vor, wenn ich sagte: Ja, ich war tüchtig oder ich war klug, ich habe die rechte Glocke gezogen.

Die Tür von Weißenried und Compagnie öffnete sich mir. Bald stand ich vor dem Herrn der Firma, einem freundlichen älteren Manne. Die Karte Wilhelm Wielemanns tat

ihre zauberhafte Schuldigkeit. Herr Weißenried nahm mich liebenswürdig ins Verhör, meine Antworten stellten ihn zufrieden, und ich wurde behalten. Dem Kannitverstan schrieb ich einen Dankbrief, den er wahrscheinlich ungelesen zu hundert anderen in den Papierkorb warf. Ich kam nie wieder in Berührung mit ihm. Wohl aber durfte ich nach einiger Zeit das Weißenriedsche Haus besuchen. Mein Prinzipal hatte eine Tochter, ein sittsames, liebes Geschöpf. In seiner Familie fand ich den gesunden Geist des Friedens und der Arbeit wieder, den ich schon im Geschäft kennen gelernt hatte. Alle Tugenden des ehrlichen und bescheidenen Bürgertums waren an diesem häuslichen Herde versammelt. Mir wurde es ein Ziel. Und nach einigen Jahren des Fleißes, nachdem ich dem Geschäfte unentbehrlich geworden war, zog mich Herr Weißenried in die Firma und gab mir seine Tochter zur Frau. Das ist eine gewöhnliche Geschichte, wie sie sich hunderttausendmal abspielt, nicht wahr? Und es ist gut so. Kinder kommen, füllen das Haus mit Spielen, Lachen, Gesang und wachsendem Ernst. Man weiß, wofür man lebt, sich plagt, und ist nicht trostlos, wenn man alt wird.

Nun gehört aber zu meiner Geschichte die linke Glocke ebenfalls. Mit der Zeit erfuhr ich natürlich auch, wohin die linke Glocke führte. Ich erfuhr es immer gründlicher, und wie die Jahre kamen und gingen, wurde ich nachdenklicher beim Betrachten der beiden Glockenzüge, die mir einst gar nichts bedeutet hatten. Jeden Tag hatte ich freilich nicht Zeit oder Lust, mich vor meine Tür hinzustellen. Aber als die Einsicht in die Dinge wuchs und als gewisse Ereignisse hereinbrachen, da stand ich manchmal vor den beiden Glocken und dachte mir: Wenn du damals die andere gezogen hättest! ....

Eberhard Krause war ein älterer, kränklicher Mann, und er hatte eine junge, hübsche, gefallsüchtige Frau. Es

trat um diese Zeit bei Herrn Krause ein neuer Buchhalter ein, und auch dieser kam bald in das Haus seines Chefs. Der junge Mann war musikalisch, Frau Krause war es nicht minder, und um es kurz zu machen, sie gefielen einander. Herr Krause siechte hin, und als er starb, war seine Witwe eiligst getröstet. Nach der schicklichen Trauerzeit vermählten sie sich, und die Firma hieß fortan wahrheitsgemäß ‚Eberhard Krauses Nachfolger'.

Eberhard Krauses Nachfolger war nicht glücklich. Diese Frau quälte und betrog auch ihn. Freilich wußte er lange, lange nur von den Quälereien, aber nichts von den Treulosigkeiten. Andere wußten es, das ganze Haus, die ganze Straße, nur der Nachfolger war auch darin, wie Eberhard Krause. Die Frau beherrschte ihn. Sie hatte verschwenderische Launen, und das Geld mußte herbeigeschafft werden. Eberhard Krauses armer Nachfolger verzehrte sich denn auch in Sorgen und Mühen, und er hielt es mit übermenschlicher Anstrengung viele Jahre durch. Aber eines Tages konnte er nicht weiter. Er hatte dabei ein sonderbares Gefühl der Erleichterung, gleich dem Arbeiter, der mit einem Fieber im Leibe stehen geblieben ist und über die Kraft gerackert hat — wenn ihn die Krankheit endlich niederwirft wie ein kleines Kind. Und er war ordentlich froh darüber, daß er ausgerungen hatte. Gleich wollte er es auch seiner lieben Frau mitteilen, daß es nun aus sei mit der Ehre und mit dem Wohlleben, daß man nun hübsch auf die Seite gehen müsse, daß es keine kostbaren Kleider und keinen Aufwand mehr gebe. Denn er haßte sie wegen aller Martern, die sie ihm in den Jahren angetan. Es war eine ungewöhnliche Tagesstunde, in der er aus dem Comptoir nach Hause lief, um ihr die Mitteilung zu machen — und da fand er sie mit ihrem Liebhaber. Wieder atmete Eberhard Krauses Nachfolger tief auf, als wäre er noch einmal bankerott geworden ... Es traf

sich aber, daß dieser Liebhaber ein reicher Mann war und die Firma aus den Verlegenheiten befreien wollte. Nur kannte man da Eberhard Krauses Nachfolger schlecht. Er machte einen schönen, großen, doppelten Skandal und wollte nichts verschwiegen haben vom Zusammenbruche seiner Ehre und seiner Ehe. Denn er sagte sich, daß er die Schande nicht kleiner mache, wenn er sie zudecke.... Seht ihr, das war die linke Glocke."

Herrn Wendelins Gesicht hatte sich bei dieser Erzählung leicht gerötet. Jetzt stand er auf, um fortzugehen. Man hielt ihn noch einen Augenblick zurück. Einer wollte wissen, ob sich die Dinge wirklich so abgespielt hätten.

Herr Wendelin lächelte in seiner ironischen und schmerzlichen Weise:

„Genau so. Ich habe euch mein Leben erzählt, wie es war und wie es hätte sein können. Es hing nur davon ab, ob ich in einem Augenblicke, der sich durch kein Zeichen als etwas Besonderes ankündigte, die oder die Glocke zog. Das ist meine Antwort auf die Behauptung, daß ein tüchtiger Kerl sich immer durchringe. Die richtige Glocke muß er ziehen, dann ist er ein tüchtiger Kerl gewesen. Im übrigen könnt ihr meinen Vetter Martin fragen, ob ich wahr geredet habe."

Der Vetter aber wartete, bis Herr Wendelin die Tür hinter sich zugemacht hatte. Dann erst sprach er langsam:

„Freilich ist es die volle Wahrheit — nur von der anderen Seite erzählt. Er hat damals nicht bei Weißenried angeläutet, sondern bei Eberhard Krause. Er hat die linke Glocke gezogen."

(1901.)

Die Brille

Mein lieber Franz!

Mir scheint, es gibt kongeniale Jahreszeiten und in einer solchen schreibe ich Dir nach langem Schweigen wieder, weil Du auch in anderen Jahreszeiten mein Genosse warst: im Frühling, im Sommer. Einst war mir der Lenz verwandt, hierauf der heiße Juli und nunmehr bin ich mit meiner Liebe beim September angelangt, vermutlich, weil gleich und gleich sich gerne gesellen tut.

Über dieses unschickliche „tut", das mir da in die Feder geflossen ist, muß ich lächeln, denn unser Sprachlehrer fällt mir ein. Wo ruht er, der Arme? Ich denke mir, wie entsetzt er mich über den Hornrand seiner Brille hinweg angesehen hätte, wenn solch ein erstaunliches Hilfszeitwort in meinem deutschen Aufsatze aufgetaucht wäre. Franz, Franz, hat es das wirklich einmal gegeben: den deutschen Aufsatz, den Lehrer mit der Hornbrille? War die Welt wirklich einmal so jung? Es ist Herbst. Aber ich will mich beeilen, hinzuzufügen: süßer Herbst. Hier in den Bergen enthält er noch manche Wonne. Die liebe Sonne scheint mir zum Fenster herein und legt einen breiten goldenen Glanz auf meinen Schreibtisch. Ich bin darüber froh, muß aber doch im Mantel dasitzen. Das Fenster ist offen, unten rinnt der kleine Bergfluß durchsichtig vorüber, die noch grünen Höhen jenseits erheben sich in einem feinen Dunst und blaß ist der

blaue Himmel über ihnen. Da schwimmt auch ein weißes Wölkchen, für das ich plötzlich eine unerklärbare Zärtlichkeit empfinde — vielleicht, weil ich es niemals wiedersehen werde. Es ist wie einer meiner Träume. Vorhin war es formlos geballt; dann entstand daraus ein römisches Zweigespann, die Rosse schnoben einander an, indem sie jagten, und schon verwandelten sich die Ungestümen in einen Schwan, der selig vor dem Nachen eines Märchenritters hinzog. Auch der Schwan ist nicht mehr, denn arabische Scheichs in weißen Gewändern wallen auf Kamelen durch die blaue Wüste. Was sage ich, die Wüste? Ein Taubenschwarm ist es, der Schwarm von San Marco. Nein, mir deucht jetzt, es sei ein Schlitten; der Schleier der Dame fliegt und der kühne Jüngling, der sie schiebt, neigt sich tief herab zu ihrem Ohre . . . Ach, es löst sich auf, wie die Liebe der Jünglinge, auch wie die stärkere Liebe der Frauen. Noch ist es gleich einer höchsten Bergspitze, mit immerwährendem Schnee bedeckt. Jetzt ist auch der immerwährende Schnee zergangen. Wölkchen, lebe wohl!

Als ich diese merkwürdige Entwicklung einer kleinen Wolke betrachtete, schob ich mir unwillkürlich meine Brille auf die Stirne. Nun habe ich mir sie wieder an die Nasenwurzel gerückt, wo sie ja eigentlich hingehört und bin wieder bei Dir. Aber ich höre Dich aufschreien: „Hans! Ist es möglich? Du trägst eine Brille?"

Ja, mein Sohn, Dein Spielkamerad Hans trägt eine Brille. Ich habe mich auch heute nur zum Schreiben hingesetzt, um Dir diese neue Tatsache mitzuteilen. Ich halte sie nämlich für sehr wichtig, Ich glaube, daß es ein erkennbarer Einschnitt in das Leben ist. Gewöhnlich gehen die Perioden unseres Daseins ineinander über, ohne daß wir es recht merkten. Und hierin mag die Existenz meinem Wölkchen gleichen. Römische Rosse, der helle Schwan der

Poesie, Scheichs vom Morgenlande, der törichte Taubenschwarm, die Holde im Schlitten, der schneebedeckte Gipfel — wie kamet ihr und schwandet? Man weiß es nie.

Die ersten grauen Haare zum Beispiel sind noch nicht schlimm. Die können übersehen werden. Der Kampflustige reißt sich sie aus. Die Frauen kämpfen auch darin länger, als die Männer, bevor sie sich ergeben. Beim ersten, selbst beim zehnten oder zwanzigsten weißen Haare braucht man sich noch nicht einzugestehen, daß man alt wird. Es gibt Leute, die früh ergrauen; man kennt Fälle, und so weiter. Erst die Brille ist die Grenze, die Wasserscheide. Von hier ab fließen die Wässer nach der anderen Seite. Da muß man daran glauben. Die Brille ist der offizielle Beginn des Alters. Da ist es. Ich habe es inauguriert.

Wann? rufst Du bekümmert. Und ich begreife Deinen Schmerz. Et tua res agitur. Du bist an meiner Brille im höchsten Grade beteiligt. Wenn ich zweiundvierzig geschlagene Jahre alt bin, dann, Fränzchen, hilft Dir nichts, dann bist auch Du nicht jünger. Du weißt, wie Cicero höhnte: nos viri fortes! Immer „nos". Das hat mich, nebenbei bemerkt, an diesem schalkhaften Advokaten stets ergötzt: er verstand es, die anderen mitzunehmen; er war nie allein. So sage ich Dir: wir Alten. Und ich will Dir nicht verschweigen, daß es meinen Schmerz lindert, Dich bei mir zu wissen.

Ich begreife, daß Du Näheres über das Erscheinen dieser Dich so hart in Mitleidenschaft ziehenden Brille erfahren willst. Sie kam nicht unvorbereitet. Unlängst war ich mit guten Freunden beisammen. Der eine ist Professor der Augenheilkunde, der andere war noch Assistent bei Helmholtz. Es traf sich, daß ich einen Brief lesen mußte. Ich hielt ihn ziemlich weit von meinem Gesichte weg. Die Freunde lächelten, lächelten, ich wußte nicht gleich warum. Aber der Professor sagte: „Sie müssen sich ein Augenglas

anschaffen. Nehmen Sie die schwächste Nummer für Fernsichtige.“ Es gab mir einen kleinen Ruck. Ich sah plötzlich meinen Großvater, wie er sich die Brille aufsetzte. Ich sah meinen Vater, sah die Bewegung, mit der er sich den Kneifer aus der linken oberen Westentasche holte, bevor er zu lesen anfing. Da war ich also auch schon. Indessen ging das Gespräch weiter. Man redete von Augen. Ich erfuhr da mancherlei Merkwürdiges, was ich nicht gewußt hatte. Helmholtzens einstiger Assistent erzählte ein Wort dieses großen Forschers. „Wenn mir ein Optiker,“ hatte Helmholtz gesagt, „ein so mangelhaftes Instrument brächte, wie es das menschliche Auge ist, ich würde es ihm als unbrauchbar zurückgeben.“ Der Professor fügte hinzu: „Ein vollkommenes Auge ist so selten, daß einer, der es besaß, dadurch in der Wissenschaft berühmt wurde. Das war ein Schuster in Breslau, er sah die Trabanten des Jupiter mit freiem Auge. Und doch hat das menschliche Sehwerkzeug eine wunderbare Eigenschaft, nämlich die Akkommodation. Darunter verstehen wir seine Fähigkeit, sich für größere und kleinere Entfernungen einzustellen. Das vermöchte in solcher Weise niemals ein mechanischer Apparat.“

Ich wagte nicht, vor diesen Wissenden den Gedanken zu äußern, der mir dabei aufstieg: Ist nicht die ganze rätselhafte Funktion, die wir Leben nennen, eine Akkommodation, vielfältig, mit noch mehr Sinnen arbeitend, als unsere jetzigen Gelehrten, geschweige denn wir Ungebildeten ahnen? Und der Gedanke ging mir, wie im Wölkchen, in meine Lieblingsworte aus den Makamen des Hariri über:

Zu nah' den Augen ist nicht besser, als zu fern —
Dich selbst durchschaust du nicht, und nicht den Weltenstern.

Der Schuster in Breslau sah den Weltenstern. Wie wundersam! Sah er auch sich selbst? Entsprach dieses

wohlgebildete Auge auch einer vollkommenen Seele? Und er blieb bei seinem Leisten, vielleicht in einer Weisheit, die nicht übertroffen werden kann? Aber nicht jeder, der bei seinem Leisten bleibt, sieht die Trabanten des Jupiter.

Meine Freunde sind schon wieder fort und ich kann sie nicht mehr befragen, Ich schäme mich, es schriftlich zu tun, denn meine Erkundigungen sind möglicherweise läppisch. So denke ich wie ein Bauer, der ich sein möchte, auf eigene Faust nach. Ist es nicht ein Gleichnis, daß unsere Augen, wenn wir altern, die Anpassung an das Nähere verlieren? Das Geringe, was uns umgibt, schwindet im Werte. Nur das Größere, Fernere sehen wir noch und immer weiter rückt dieser Kreis, bis wir endlich kein Interesse mehr am Gewöhnlichen des Lebens haben. Dann sind wir reif für den Weltenstern oder wie man den Bezirk sonst nennen will, von dem kein Wanderer wiederkehrt. Jawohl, ich halte auch diesen Übergang für schmerzlos, das Altern ist die allmähliche Akkommodation an das Ende der Dinge und ich teile in dieser Beziehung die trübe Ansicht des ehrenwerten Horace Walpole nicht. Das ist ein feiner, alter englischer Gentleman, dessen Bekanntschaft ich eines Abends hier im Lesezimmer des Hotels machte.

Die Abende sind kühl, der Herbst rinnt uns durch das Gebein und es bleibt einem eben nichts anderes übrig, als der Besuch des Lesezimmers. Da ich es zum erstenmale betrat, war eine zusammenhanglose Gesellschaft still versammelt. Zeitungen und Menschen aus aller Welt, zumeist Engländer. Sie saßen hinter umfangreichen Blättern und führten sich nach dem Essen die Schrecken unserer Zeit zu Gemüte. Man kann dabei ganz gut verdauen und wie mir scheint, auch schlafen. Eine große französiche oder Londoner Zeitung gibt einem immer eine gewisse respektable Haltung, selbst wenn man einnickt. Es gibt einen Bücher-

schrank im Lesezimmer, ich betrachtete ihn anfänglich zerstreut, aber bald wurde ich aufmerksam. Denn es war die ältliche Sammlung eines Mannes von Geschmack, nicht der moderne bunte Pöbel von Büchern. Wie kam der Wirt zu so edler Schriftgesellschaft? War er selbst ein Landlord besseren Schlages oder hatte er sie auf einem Schlosse nach dem Tode des Besitzers in Bausch und Bogen gekauft und für die Regentage hierhergestellt? Wer immer diese Bücherei aber zusammenbrachte, er verdient einen Gruß. Es sind gute Werke da und die minderen haben wenigstens den Vorzug alt zu sein. So fesseln uns ja auch unbedeutende Menschen, wenn sie weit herkommen; es haftet etwas vom Fernenduft an ihren Gewändern. Ich nahm einige Bände aus dem Schrein, um wie bei einer Weinprobe da und dort ein Schlückchen zu tun. Einen Band von Webers Demokrit, der mich an unseren Hausarzt aus der Knabenzeit erinnert; er war ein trockenes, spöttisches altes Männchen, sehr belesen, reich an unterhaltenden Anekdoten und wiederholte sich nicht selten. Ferner einen Band von Machiavells Florentinischen Geschichten und einen Band Briefe des ehrenwerten Horace Walpole an Sir Horace Mann. Ich rückte mir auch einen bequemen Lehnstuhl unter die nächste Lampe und es kam das hübsche Vorgefühl des Lesens über mich. Von Théodore de Banville, dem französischen Reimegoldschmied, las ich einmal ein Gedicht, in welchem diese Stimmung ausgedrückt war. Die Worte sind mir leider entfallen. Nur ein Reim klingelt mir nach, Wenn die Jugend entschwindet, lächelt uns nicht mehr Lisette oder Lison — trösten wir uns mit dem Genusse des Lesens, lisons! Wenn ich dir das kümmerlich nachdichten sollte, müßte es etwa lauten:

Nun heißt es Abschied nehmen von der Lies' —
Ein Buch nimm, Alterchen und lies!

Doch leider bietet auch dies gewisse Schwierigkeiten, wie ich bemerken konnte. Der Demokrit und die Florentinischen Geschichten hatten schlechten kleinen Druck. Da ich mir das Buch weit weg halten mußte, verschwammen die Zeilen. Der Professor hatte recht: ich benötigte ein Augenglas. Aber um diese Stunde waren die Läden schon geschlossen. Da blieb nichts übrig, als das Lesen auf den nächsten Tag zu verschieben. Ich stellte die Bücher zurück und sah mir die Lesenden an. Erst jetzt fiel es mir auf, daß sie fast alle Gläser vor den Augen hatten, lauter gesetzte Leute. Ah, ich war also nicht der einzige und es ist ein gemeines Schicksal. Da empfand ich Mitleid mit all diesen Unbekannten, weil es ja wohl keinem leicht geworden sein mag. Auch eine gewisse Achtung, denn sie trugen es gelassen, daß Lisette, Lison ihnen nicht mehr lächelt. Und im stillen sagte ich mir: Liebe Genossen, morgen trete auch ich in euren Kreis, vorläufig zwar als euer Benjamin, doch ich will von Tag zu Tage würdiger werden. So bekommen die gewöhnlichsten Dinge ein neues Aussehen, wenn man sie sub specie senectutis betrachtet. Wie erst, wenn man sie sub specie aeternitatis anschaut. Er schliff Brillen, Spinoza. Für einen Philosophen gar ein schöner, passender Broterwerb.

Am anderen Tage betrat ich festen Schrittes den Brillenladen. Ich war über Nacht mit mir ins reine gekommen, daß ich die Sache mit Ernst anpacken solle. Nichts Kokettes, keinen zierlichen Kneifer wollte ich mir auf die Nase drücken, sondern eine ehrsame Brille. Das Wasser wird nicht wärmer, wenn man zögernd hineinsteigt und sich allmählich benetzt. Kopfüber hinein, so halten es beherzte Leute. Darum wählte ich, nachdem die Probe des Lesens gemacht war, eine treffliche Brille mit dicker, schwarzer Hornfassung. Mein Großvater hätte sich ihrer nicht zu schä-

men gebraucht. Ich kam mir als ein besserer Mensch vor, da ich sie in meiner Tasche versorgte. Was würden die Respektablen im Lesezimmer für Augen machen beim Anblicke des neuen Kollegen. Mein Gott, man ist nicht vollkommen: ein bißchen Eitelkeit bleibt immer noch zurück, auch wenn man schon glaubt, mit ihr ganz fertig zu sein. Jetzt war ich dabei, alten Leuten gefallen zu wollen. Eine Schwäche, ich gebe es zu. Im übrigen war ich ernst gestimmt, wie es sich in meiner Lage geziemt. Ich kann Dir dafür den Beweis liefern: als eine amerikanische Gesellschaft auf dem Automobil vor unserem Hotel eintraf, schenkte ich diesem Ereignisse keine besondere Aufmerksamkeit. Und doch hatte ich nicht umhin können, wahrzunehmen, daß die Weiber hübsch und elegant waren. Auf einige Entfernung sehe ich ja noch ganz gut. Ich saß in der Vorhalle und ließ sie an mir vorbeikommen. Eine der Frauen lachte. Es war eine eigentümliche Musik in diesem Lachen, das mir bekannt vorkam; bekannt, bekannt — aber woher? Na, gleichviel, die Dame selbst war mir fremd, wenn schon nicht ihr Lachen. Folglich ging sie mich weiter nichts an.

Da siehst Du gleich, um wie viel schöner sich die gesetzten Jahre anlassen. Was hätte ich in anderen Zeiten für Dummheiten gemacht, um mich dem rosigen Ursprung dieses Lachens zu nähern. So verzehrte ich als ein gelassener Philosoph mein Abendessen und sah mich gar nicht um, als die amerikanischen Damen hereinrauschten. Sie hatten sich für das Diner gehörig aufgeputzt.

Bald ging ich in den Lesesaal hinüber. Da waren die braven alten Leute von gestern schon beisammen, jeder und jede hinter einer Zeitung oder einem Buche. Ich versah mich mit einem Bande von Walpoles Briefen, setzte mich bequem zurecht, und nahm meine Brille hervor. Ich wischte sie zuvor gut ab und stülpte sie mir dann auf die Nase. Dabei

konnte ich mich nicht enthalten ein wenig über den Rand umherzuspähen, welchen Eindruck es wohl mache. Ich muß der Wahrheit gemäß sagen: gar keinen. Die Leute beachteten es überhaupt nicht. Sie fanden nichts Besonderes dabei, daß ich meinen offiziellen Einzug in das Alter hielt.

Lieber und wichtiger als diese grauen Leser war mir bald der ehrenwerte Horace Walpole Earl of Orford. Vor fünf Vierteljahrhunderten schrieb er diese Briefe an seinen Freund Sir Horace, der sich in diplomatischer Sendung zu Florenz befand. Der ehrenwerte Horace erzählt dem Sir Horace, was in London und der Welt vorgeht. Es ist eine Privatzeitung, von einem Gentleman für einen anderen geschrieben. Viel Hofnachrichten, natürlich. Aber auch gute Blicke in die Politik. Die Lords und die Commons werden beleuchtet. Er sieht weit, weit über die Grenzen. Die französischen Zustände, die kommenden Revolutionen sind ihm klar und sein Datum ist Arlington Street, Februar oder März 1770. Er sieht ein untergehendes Spanien und ein bedrohlich aufsteigendes Rußland. Und in allem hat er den feinen Hochmut eines englischen großen Herrn. Er ist maßvoll in der Schilderung und doch malt er Dir mit ein paar Worten einen ganzen Menschen oder eine verwickelte Situation, daß Du sie vor Dir siehst. Am liebsten ist er mir freilich, wenn er von sich selber spricht. Da schreibt er dem Freunde einmal, daß es mit der Gesundheit nicht zum besten stehe. Er hat die Gicht in allen Gliedern, er mußte dieser Tage von zwei Dienern aus dem Bette gehoben werden. Und da gibt es Leute, welche das Lob des Alters anstimmen . . . „O, my dear sir, what self-deluding fools we are through every state . . .“

Als ich das las, gab es mir ordentlich einen Stich. War dieser Pfeil nicht geradezu auf meine Brust gerichtet?

Narren, die sich selbst betrügen, bleiben wir in jedem Zustande unseres Daseins. Ich legte das Buch vor mich hin und nahm die Brille ab. Wenn man sie nicht gewohnt ist, strengt sie nämlich die Augen an. Man braucht sie nur zum Lesen, nicht zum Nachdenken. Es war still geworden um mich her. Alle schon fort . . . Da wurde meine Einsamkeit unterbrochen. Die Tür vom Damensalon ging. Ich brauchte mich nicht umzuschauen, denn ich erkannte sie an ihrem Lachen. Sie wolle noch das New-Yorker Blatt lesen, hatte sie hinausgerufen. Jetzt raschelte und duftete es in meiner Nähe. Und plötzlich wußte ich, woher ich ihr Lachen kannte. So, genau so, mit denselben Kehltönen hatte die gelacht, die einzige, für die ich in meinem Leben Gedichte machte. Nur Du, Franz, weißt, wie schlecht sie waren. Um aber ins Lesezimmer zurückzukehren — soll ich Dir die Wahrheit sagen, was meine erste Bewegung war? Meine erste Bewegung war — die Brille zu verstecken. Einen Augenblick noch kämpfte ich, dann wurde ich ehrlich. „Mir raschelst und duftest du lange gut!" seufzte ich in mich hinein, „ich bin, Gott sei Dank, leider darüber hinaus."

Hoch und demonstrativ hob ich meine Brille — es ist viel zu wetten, daß sie es gar nicht sah — hauchte die Gläser an, wischte sie sorgfältig ab und dann saß ich wieder feierlich bei den Briefen des Earls von Orford, der auch ein alter Herr werden mußte, bevor er starb. Lisons!

Ach, Franz, war es denn nicht gestern, daß ich Dir meine erste Liebe gestand, weil ich zu feig war, sie ihr zu gestehen? Ich sehe noch ihre vierzehnjährigen Zöpfe und die roten Bändchen daran. Ich sehe noch ihr kurzes, graues Kleid mit den schwarz-roten Maschen. Ich höre noch ihre spöttische Stimme, die mir durch Mark und Bein

ging. Und wenn sie mich auslachte, wurde mir kalt und warm.

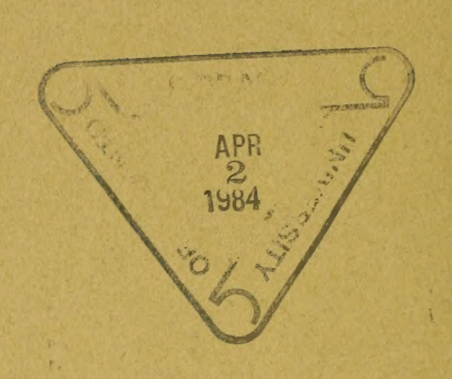
Was denkt man alles in der Zeit, in der ein Wölkchen andere Gestalten annimmt und zerrinnt. Wölkchen, lebe wohl! Lebe auch Du wohl für heute, Francisce.

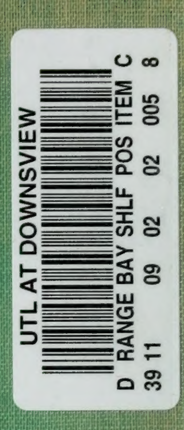
Dein fernsichtiger Johannes.

(1902.)

Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 02 02 005 8